H. Ref. 59ᵘ

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Dritter Band: Asien.

II. Ceylon und Hinter-Indien.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1879.

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Dritter Band: Asien.

Zweite Abtheilung:

Ceylon und Hinter-Indien.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1879.

Die evangelische Mission

in

Ceylon und Hinter-Indien.

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1879.

Vorwort.

Wenn das siebente Heft dieses Werkes fast als eine selbständige Arbeit erschien, so ist das vorliegende wieder etwas weiter in die Schranken der Umarbeitung zurückgetreten. Ich verweise in dieser Beziehung noch einmal auf das in der Vorrede zu jenem Hefte Gesagte und muß die Absicht ein neues Werk zu liefern wiederholentlich ablehnen. Dennoch sind auch hier wieder nicht unbeträchtliche Abschnitte durch eine neue Darstellung ersetzt resp. erweitert. Ich habe dabei jedoch den kompilirenden Charakter der ersten Auflage als Richtschnur beibehalten und mich demgemäß von einer von Grund ausgehenden Neuarbeit dispensiren zu dürfen geglaubt. Was die so wichtige Mission unter den Karenen anbetrifft, so habe ich mich meistens an die umfassenden Arbeiten des Pfarrer Eppler angeschlossen. Wo das ganze zugängliche Material über eines der Gebiete bereits so vollständig verarbeitet ist wie in diesem Falle, hielt ich mich nicht für verpflichtet, diese große Arbeit noch einmal für den vorliegenden Zweck selber zu machen.

Ueber Siam hätte vielleicht die bisherige Darstellung in weiterem Maße der Erneuerung bedurft. Leider fehlte dazu geeignetes Material. Die Aufsuchung und Benutzung der vorhandenen Quellen würde aber einen unverhältnißmäßigen Aufenthalt in der Arbeit verursacht haben. Bedenkt man die außerordentlich untergeordnete Rolle, die der evangelischen Mission in Siam bisher zu theil geworden ist, so wird man es nicht unbillig finden, wenn ich auf die Darstellung dieses Gebietes nicht die Mühe verwendete, die ich, wo es noth that, anderen gern zu theil werden ließ, und hier an dem, was die erste Auflage gab, wenig änderte, obwohl ich nicht bestreiten will, daß es in manchen Beziehungen veraltet sein mag.

Die Kritik wird auch an diesem Hefte manches auszusetzen finden. Die Orthographie der Namen — diese crux aller die über fremde Länder schreiben — wird auch hier Gelegenheit dazu bieten. Daß ich in diesem Stücke nie habe als Reformator auftreten wollen, wie mir eine Kritik des siebenten Heftes imputirt, brauche ich wohl nicht auszusprechen. Den infolge einer unglücklichen Unachtsamkeit dort in jenes ganze Heft — nachdem der größere Theil des Manuskripts bereits die richtige Schreibart hatte — hineinkorrigirten Fehler Brahmâne für Brahmane habe ich im vorliegenden Hefte mehrfach zu berichtigen Gelegenheit gehabt. — Erscheine ich manchmal in der Schreibung inkonsequent und habe hier und da nicht die Aussprache eines Namens in unsern Schriftzeichen wiedergegeben, so geschah dies um den Leser nicht zu verhindern, denselben Namen anderswo wieder zu erkennen. Soviel ich konnte, habe ich jedoch die (keineswegs immer ganz sicher) zu ermittelnde Aussprache dem Namen da beigefügt, wo er zum ersten mal auftritt.

R. Grundemann.

Inhalt.

A. Ceylon.

1. Das Land und seine Bewohner 1
2. Religion und Sitte 15
3. Frühere Ausbreitung des Christenthums 40
4. Die neueren evangelischen Missionen 45

B. Hinter-Indien.

1. Uebersicht 69
2. Die katholische Mission in Hinterindien, besonders in Anam . . 71
3. Assâm und die assâmsche Mission 75
4. Die Mission unter den Khasi 87
5. Barma, das britische und das unabhängige 91
6. Die Karenen 115
7. Die Mission in Barma unter Barmanen und Karenen 135
8. Siam und die Mission daselbst 185

Ceylon und Hinterindien.

A. Ceylon.

1. Das Land und seine Bewohner.

Vom Tamillande führt uns ein natürlicher Verbindungsweg nach der Insel Ceylon hinüber. Es ist eine Reihe von Sandbänken, nur durch ein paar enge Bootskanäle durchschnitten, welche die als Wallfahrtsort berühmte, dicht am Festlande gelegene Insel Ramesseram mit der dem ceylonschen Strande vorgelagerten Insel Manâr verbindet und den Golf letzteren Namens im Norden begrenzt. Der indische Mythos läßt diese „Brücke" durch die Affenschaaren Hanumâns gebaut werden, um dem Râma auf seinem Kriegszuge nach Lankâ herüberzuhelfen. Seit lange schon trägt sie infolge muhammedanischen Einflusses den Namen „Adamsbrücke".

Orientiren wir uns zunächst über die geographische Formation der Insel. Ceylon besteht aus einem mächtigen, mehr als 600 m hohen Hochplateau, über das sich wilde Bergzüge und Gipfel in Kegel- und Kuppelgestalt erheben, deren höchster bis über 2500 m aufsteigt. Der bekannteste ist der Adamspik. Dieses aus Granit und Gneis bestehende Gebirgsland, das 10—12 Meilen im Durchmesser hat, geht allmählich in eine von Sandstein gebildete Hügelzone über, die sich weiterhin nach Osten, Süden und Westen in den flachen Küstenrand verliert. Gegen Norden aber geht sie in ein weithingestrecktes Tiefland über, das von der breiten Basis aus, sich mehr und mehr verengend, der Insel die Form einer Birne verleiht. Im Westen erreicht es den Anschluß an die Adamsbrücke; weiter nach Norden hin zeigt der äußerste Theil die Korallenformation und löst sich in eine Gruppe flacher durch Lagunen getrennter Inseln auf. Die Lagunenbildung findet sich aber auch an manchen andern Stellen der ceylonschen Küste, wo ähnliche wie die im vorigen Hefte erwähnten Kanäle (Backwaters) auf weite Strecken eine Binnenschiffahrt ermöglichen.

Die erwähnte flache Nordhälfte zeigt uns gegen den südlichen Theil in verschiedener Hinsicht starke Gegensätze. Vergeblich sucht man dort die Fülle tropischer Vegetation. Nur auf den Küsten und den nördlichen Inseln wird die letztere besonders durch die Kokospalme repräsentirt. Im Innern des Landes ist der dürre Sandboden meist mit einer Wildniß von dornigem Gebüsch bedeckt, unter dem Akazienarten besonders häufig sind, oder es zeigen sich andere Bäume von dünnem spärlichem Wuchse, sowie Euphorbien und andere jener fleischigen Pflanzen, die tropischer Dürre zu widerstehen im Stande sind. Da und dort tauchen zur Monsûnzeit wohl Grasflächen auf, die aber, wenn der Regen nachläßt, bald verdorren. Zuweilen überragt ein einzelner Fels die Ebene, einst durch kunstvolle Steinarbeit in einen brahmanischen Tempel verwandelt, der nun jedoch in Ruinen liegt, in denen Fledermäuse und Schlangen hausen und der Bär sein Obdach sucht. Selten ist solch ein verödetes Heiligthum noch von einem einsamen Priester bedient. Auch weite Städteruinen zeugen in diesen jetzt nur spärlich bevölkerten Gegenden von vergangener Herrlichkeit. Der Ackerbau, der hier einst in Blüte war, liegt jetzt danieder; die großen, zur Bewässerung der Reisfelder angelegten Teiche sind verfallen; das wenige Wasser, das sich hie und da in der Regenzeit noch sammelt, ruht bald versumpfend unter der dichten Decke der Lotosblätter.

Beachten wir hier sogleich die ethnographische und religionsgeschichtliche Eigenthümlichkeit des flachen Nordceylons. Es steht in nächster Beziehung zu dem gegenüberliegenden Festlande. In der grauen Vorzeit scheint der Zug der Völkerstämme von der Insel aus nach dem letzteren gegangen zu sein. Wie wir bereits sahen, führen ja verschiedene südindische Kasten, namentlich die, welche der Palmenkultur obliegen, ihre Herkunft auf Ceylon zurück. Später aber wandte sich die Strömung. Das erste Eindringen der arischen Kultur, das in dem Mythos von Râma nach Lankâ[1]) seinen Ausdruck gefunden hat, ist doch nur ein sehr vorübergehendes gewesen. Konnte doch der arische Held nur mit Hülfe der wilden, als Affen vorgestellten Waldvölker den Zug ausführen; auch bleibt nach Befreiung seiner Gattin Sita aus der Gewalt der ceylonischen Riesen dort in keiner Weise seine Herrschaft bestehen. Nach ceylonischer Ueberlieferung, wie wir weiter unter sehen werden, scheinen späterhin allerdings erfolgreichere arische Züge nach der Insel unternommen zu sein, der die eigenthümliche Kultur, die im südlichen Theil der Insel sich erhalten hat, ihren Ursprung verdankt. Aber als auf dem Festlande unterdem arischen Einflusse die Tamilkultur sich entwickelt hatte, wurde von dort aus das nördliche Ceylon der letzteren unterworfen. Zunächst entstand zu Dschaffna, auf einer jener flachen Koralleninseln, ein selbständiges Tamilreich, das seine Herrschaft weiter und weiter über das Tiefland ausdehnte und das Tamil zur Landessprache sowie den Çivadienst zur herrschenden Religion machte, obwohl es demselben nie gelang, den alten Dämonendienst recht zu überwinden. — Dieses Tamilgebiet der Insel Ceylon hat seine konkave Südgrenze an der erwähnten

[1]) So heißt Ceylon in den arischen Sprachen.

Hügelzone und erstreckt sich von der Mündung des Dedrû Oya im Westen bis an die Südspitze der Batticaloa-Lagune an der Ostküste. Außer Dschaffna und dem umliegenden Inseldistrikte sind nur noch wenige Plätze dieses Gebietes von Bedeutung. Trincomalî und Batticaloa auf der Ostküste sind zu erwähnen, besonders ersteres mit gutem Hafen. Die Küstenbevölkerung lebt zum großen Theile vom Ertrage der Kokospalme; auch Tripangfischerei[1]) wird getrieben. Von der Westküste ist die Stadt Manâr auf der gleichnamigen Insel zu erwähnen, die durch ihre Perlenfischerei berühmt geworden ist. Auch die Fischerei der Kaurimuschel, die in großen Quantitäten nach Afrika ausgeführt wird, wo sie als Geld dient, spielt hier eine bedeutende Rolle. Im Innern finden sich nur unbedeutende Dörfer.

Einen starken Gegensatz zu dem bisher geschilderten Gebiet bildet der südliche Theil der Insel. Reicher tritt uns schon die Küste entgegen mit ihren üppigen Palmenhainen[2]), zahlreichen Dörfern und reichen Reisfeldern. Colombo, die Hauptstadt, zeigt in der Petta, dem Quartier der Eingebornen, die Scene der größeren indischen Hafenplätze, nur daß hier unter der bunten Bevölkerung Malayen, Chinesen, sowie die Abkömmlinge ehemaliger Negersklaven und Araber, hier Mauren genannt, stärker vertreten sind. Ein verdorbenes Portugiesisch bildet die Verkehrssprache dieses Völkergemisches. In den europäischen Stadttheilen oder Vorstädten mit den eleganten, von Gärten umgebenen Villen wird man ganz an eine englische Großstadt erinnert. In der Nähe, bei Kotta (auch weiter südlich nach Morotto zu), befinden sich die einst berühmten Zimmtgärten, die freilich nie den erfabelten Duft dem Schiffer schon über die Fluten entgegen gesendet haben.

Die Zimmtkultur, die lange Zeit für Ceylon charakteristisch war, ist jetzt sehr zurückgegangen. Ein bedeutender hoher Ausfuhrzoll ließ schon im Anfang unsres Jahrhunderts den werthvollen Artikel durch das Surrogat der Cassia lignea von Malabar auf dem Markte immer mehr überflügelt werden, so daß z. B. bei uns jetzt der echte Zimmt, Kanehl, in kleineren Orten gar nicht mehr zu haben ist. So sind die einst gefeierten Zimmtgärten vernachlässigt und verwildert. Der Zimmtbaum (Persea Cinnamomum) erreicht eine Höhe von 30′ und sieht fast wie ein Birnbaum aus; den kultivirten aber läßt man nicht über die Strauchform hinauswachsen, um möglichst viele junge Schößlinge

---

[1]) Die Seewalze hat als Handelsartikel für China eine große Bedeutung. Sie dient dort als Leckerbissen. Vergl. das nächste Heft.

[2]) Die dichtgedrängten Palmenmassen, großartiger als anderswo, bedecken das Land auf die Ausdehnung von Tagereisen. „Welche dichte Zusammengruppirung", sagt Junghuhn, „von schlanken, säulenförmigen Stämmen, welche dunkle Schatten, zwischen den 70—100 Fuß hohen Säulchen tief unter den rauschenden Wedeln; welche dem Urwalde gleichende Wildniß von Palmen; welche Verwirrung von in allen Richtungen durch einander geworfenen, senkrecht überhängenden und ganz niedergestreckten Stämmen!" Die Ausfuhr der Nüsse (jeder Stamm bringt 50 bis 100) geht in die Millionen. Viel Oel wird an Ort und Stelle auch mit Dampfkraft ausgepreßt. Außerdem bildet der zu Geflechten und Matten verwendbare äußere Bast der Nüsse (India Fazer) einen bedeutenden Ausfuhrartikel. (Vgl. Klöden III, 564.)

zur Schälung zu erhalten. „Die kleine weiße Blüte bildet Büschel. Sie erinnert an die Porzellanblume, nimmt sich aber nicht so hübsch aus. Die Früchte haben die Form der Eichel, sind jedoch nur halb so groß“.[1])

Die Hügelzone ist zum großen Theile noch mit dichtem tropischem Urwald bedeckt — der in den Thälern allerdings vielfach dem Reisbau gewichen ist. Ganze Strecken, namentlich an der sonst stets belebten Straße von Colombo nach Kandy (jetzt wird sie seit mehr als einem Jahrzehnte durch die Eisenbahn etwas in den Hintergrund gedrängt sein), sind von selten unterbrochenen üppigen Fruchthainen durchzogen. Zwischenhin sah man dort „verstreute Hütten, die sich zuweilen gruppiren oder gar zu Bazaren verdichten. Drin kauerte hie und da eine trauliche Gruppe, während der eine eine Fackel aus Kokosblättern in der Hand hielt. Fuhrleute — denn der Weg wimmelte in jener Jahreszeit von zweirädrigen Karren mit Kaffeesäcken — kochten unter den Palmen ihr einfaches Abendessen und fügten zu dem Bilde häuslicher Behaglichkeit das Gemälde öffentlicher Zwangslosigkeit“ (Graul IV, 271).

Die Großartigkeit der Vegetation aber übertrifft alle Beschreibung. In dem noch bewaldeten Gebirgslande kommt eben der Niederschlag beider Monsûns[2]) unter der tropischen Sonne zur vollen Wirkung. „Neben der fürstlichen Kokos zeigt sich die jungfräuliche Areka, die üppige Banane, der mächtige Dschakbaum, die Yam mit kallaähnlichen Blättern in Riesenform und der Kaschnußstrauch, der hier als stattlicher Baum dahertritt.“ Die Ueppigkeit des Baumschlages — meint Hildebrandt — übertrifft selbst die des brasilianischen Urwaldes. Die Terrainformen sind anmuthig und sanft. Im Hintergrunde erscheinen oft in stiller Majestät die Bergriesen des Hochlandes. „Durch die Farbenpracht der tropischen Gewächse erhalten die Gebirge eine ganz eigenthümliche Physiognomie. — Die erhabene Totalität der Landschaft, wenn sie im vollen Sonnenlichte strahlt, ist mit dem Pinsel nicht darstellbar, wenn auch einzelne herausgegriffene Details sich auf dem Papier fixiren lassen.“

Bald umfängt uns wieder der Wald. „Gruppen kolossaler alter Bäume mit einem abenteuerlichen Behang von Schlingpflanzen wechseln mit tiefen Abgründen und Wasserfällen, welche zwischen bemoosten Felsspalten sich durchdrängen. Schmetterlinge von seltener Schönheit und Größe gaukeln um seltsam geformte Blüten. Bricht der Abend herein, so ziehen große Leuchtkäfer wie helle Lichter durch das Dunkel. Bei Tage mag dich ein andrer Anblick überraschen, wenn ein mächtiger Elefant aus dem Waldesdunkel auftaucht — hier in der bewohnteren Gegend freilich nur ein gezähmter, der einen kolossalen Wagen

---

[1]) Graul V, 27. Zur Zeit seines Besuches beantragte man dringend die Abschaffung des Ausfuhrzolles. Wahrscheinlich ist sie erfolgt, doch, wie es scheint, ohne der Kultur nachdrücklich wieder aufhelfen zu können. Die früher der Regierung gehörigen Gärten waren schon damals meist verkauft worden.

[2]) Mai — Juli und Oktober — November; Februar, August und September sind die angenehmen Monate; in den andern ist die Hitze drückend.

in aller Gemächlichkeit zieht. „Nach Osten werden die Wälder immer üppiger; große dicke Schlingpflanzen, bald schraubenförmig, bald schlangenförmig gewunden, umstricken die Baumstämme oder sind wie Seile zwischen ihnen ausgespannt. In spiralförmigen Windungen umranken schmarotzende Farne alte moosbedeckte Stämme. Aus dem tiefen Grün leuchten die weißen Mussände und blütenbedeckte Mimosen.“ Plötzlich öffnet sich wohl der Wald. Vor uns liegt eine mit hohem Grase bedeckte Matte (Patîna), nur hie und da unterbrochen von einzelnen Bäumen in malerischen Gruppen: hier die Banianen mit hohen durchsichtigen Kronen, aus denen die Luftwurzeln, die mütterliche Erde wiedersuchend, herabhängen, die jüngeren als weiche, grüne, von jedem Lufthauche bewegte Fäden, oder schon als dicker terrestrischer Ast steif in der Luft hangend, oder als Säule im Boden wurzelnd. Viele alte Bäume dieser Art haben fast Aehnlichkeit mit den Strebepfeilern eines gothischen Bauwerks. An andern Stellen sind Gruppen der Butea frondosa mit spannenlangen, umgekehrt herzförmigen Blättern oder Garcinien mit rothen, kugelförmigen Früchten neben einer gelb blühenden Bignonie. Hier erhebt sich eine hohe dichte Laube von Schlingpflanzen, die ihren Träger ganz unsichtbar machen, alle seine Aeste umspinnen und in zierlichen Festons herabfallen. Dort aber steht mitten in der jugendlichen Fülle des Pflanzenlebens ein todter oder ein greiser Baum; die Insekten haben seine Rinde abgenagt, der Stamm ist von der Sonne weiß gebleicht und an seinem Fuße oder in seiner Höhlung bauen die Termiten ihre hohen, spitzkeglichen Wohnungen; an andern wuchern harte holzige Löcherpilze.“ [1])

Eine auf ganz Ceylon vorkommende, aber besonders auf den Patîna häufige Plage bilden die rothen Blutegel, die überall, auch durch die Strümpfe, ihren Weg an die Haut des Reisenden zu finden wissen und ihm ungezählte, recht empfindliche, kleine Aderlässe bereiten. Wie verbittern sie einem die herrliche Aussicht über die offne Matte auf die waldigen Bergwände mit ihren gleichfalls bis obenhin bewaldeten Kegelgipfeln! Das Gras jener Ebenen dient nur in geringem Maße als Viehweide, namentlich wenn es in der Regenzeit von neuem wächst, nachdem zuvor die alten Stengel verbrannt waren. Für weitere Kultur aber scheinen diese Stellen nicht geeignet zu sein. Dazu rodet man den Urwald aus, wie es seit mehreren Jahrzehnten in immer größerem Maße zur Anlegung von Kaffeeplantagen geschieht, die wir bald näher zu betrachten haben.

Das Hochplateau mit seiner dünneren Luft und seinem kühleren Klima, in dem der Eingeborne des heißen Tieflandes oft vom Frost geschüttelt wird, und auch der Europäer zu Zeiten gern das Kaminfeuer aufsucht, eignet sich ganz besonders zur Kaffeekultur. Ihr Hauptgebiet ist im Distrikte von K a n d y, der alten Haupt- und Königsstadt Ceylons. Werfen wir zunächst auf diese selbst einen Blick.

„Romantischer kann kaum eine Stadt liegen, als sie in ihrem Felsenbecken, das ungefähr anderthalb Stunden lang und halb so breit

---

[1]) Citat bei Klöden III, 565.

ist. Amphitheatralisch umschließende Berge werfen ihren düstern Schatten in das Auge von Kandy, das so freundlich zu ihnen emporblickt, ich meine den vom letzten Könige gegrabenen See, dessen Rand von Häusern und Villen angenehm belebt wird. — Von einer der östlichen Höhen schweift das Auge über große wellenförmige Flächen, die hie und da mit majestätischen Baumgruppen besetzt, beinahe den Eindruck eines englischen Parks in riesigem Maße machen [1]). Leider fehlen die belebenden Spuren des Menschen in diesem großen Naturparke; man sieht weder Anbau noch Wohnungen; melancholisch wälzt die Mahavali Ganga (Ceylons größter Fluß) über Klippen und Untiefen ihre schiff- und bootlosen Fluten. Im Hintergrunde erhebt sich eine wild zerrissene Bergreihe, aus welcher der dunkle Kegel des Honasgiri emporstrebt. — Der Weg um den See ist der beliebteste Spaziergang; dort tummelt sich die europäische Welt allabendlich zu Roß und zu Wagen. Die kleine Insel im See, sonst das Sanssouci des Königs, trägt jetzt das Pulvermagazin. Dicht am Rande des Sees ladet ein nettes Bibliothekgebäude zu unterhaltender und belehrender Lektüre." [2])

Neben andern großartigen öffentlichen Gebäuden dient der ehemalige königliche Palast den Behörden. Der alte Audienzsaal ist jetzt Gerichtshalle. Von den buddhistischen Tempeln ist jener unter dem Namen Delada Maligawa der berühmteste, in welchem das Hauptheiligthum des Buddhismus, ein Zahn Buddha's, aufbewahrt und bei gewissen Festlichkeiten unter großem Pomp gezeigt wird.

Die alte Königsstadt nöthigt uns aber wenigstens zu einem kurzen historischen Rückblick. Nach der Ueberlieferung des buddhistischen Ceylons war der erste König Vidschaya, der Gründer der Dynastie, die bis zu Anfang unsres Jahrhunderts den Thron inne hatte. Er landete, vom indischen Festlande kommend, bei Putlam (Pat—?) auf der Westseite der Insel und gründete nicht weit davon die Stadt Tâmbapannî oder Tâmraparnî, woraus der Name Taprobane entstand, unter dem Ceylon bereits den Griechen bekannt war [3]).

Später wurde die Residenz nach Nordosten ins Innere verlegt, wo die Ruinen von Anurâdhâpura noch jetzt durch ihre Größe den Reisenden in Staunen setzen. Erst im zwölften Jahrhundert nahmen die Könige ihren Sitz im Berglande, zunächst in Pollanaruwa, später in Kandy. Wahrscheinlich war das oben erwähnte Vordringen der Tamilherrschaft, durch welches der nördliche Theil der Insel sein eigenthümliches Gepräge erhielt, die Veranlassung dazu [4]).

---

[1]) Ein eigenthümliches Gepräge erhält die Landschaft durch die Talipotpalme, vielleicht die höchste aller Palmenarten, mit ungeheuren, 15 Fuß breiten Schirmblättern an langen Stielen.

[2]) Graul IV, 291.

[3]) Der Name Ceylon (die Engländer sprechen Silòn) hat sich aus Singhala, Löweninsel, gebildet. Daher kommt das Adjektiv: singhalesisch, das mit Uebergehung der holländischen Formation bei uns besser singhalisch lauten dürfte.

[4]) Leider sind mir für die alte Geschichte Ceylons keine ausreichenden Quellen zur Hand.

Jedenfalls hat sich unter den Nachkommen des Vidschaya jene andere im besonderen Sinne als singhalesisch bezeichnete Eigenart entwickelt, welche jetzt den Süden in mehr als einer Beziehung im Gegensatz zum Norden zeigt. Eine Hauptursache dieses Gegensatzes lag darin, daß das Singhalesen-Reich eine Zufluchtsstätte und Burg des auf dem Festlande ausgerotteten Buddhismus wurde. — Nachdem seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zuerst die Portugiesen[1]), dann (seit 1656) die Holländer immer mehr Einfluß auf Ceylon gewonnen hatten und die Insel im Frieden von Amiens (1802) an die Engländer, die sie sieben Jahre zuvor bereits in Besitz genommen hatten, in aller Form abgetreten war, wurde dem alten Königreiche von Kandy 1815 mit der Entfernung seines 170. Herrschers ein Ende gemacht.

Wir haben uns aber noch etwas weiter in der Umgegend von Kandy umzusehen, die sich im Laufe mehrerer Jahrzehnte durch die immer wachsende Kaffeekultur beträchtlich verändert hat. Ist auch in reichlichem Maße noch der oben geschilderte Urwald dort vorhanden, so sind doch bedeutende Strecken in sauber gehaltene Kaffeepflanzungen verwandelt, die mit den zugehörigen europäischen Gebäuden der Landschaft ein ganz anderes Ansehen geben. Da die in den letzteren beschäftigten tamulischen Arbeiter (Kuli) für die Mission von besonderer Bedeutung geworden sind, so wird es nicht überflüssig sein, die ceylonsche Kaffeekultur etwas eingehender zu betrachten.

Die Kaffeepflanze muß aus dem „glücklichen Arabien" schon sehr frühzeitig nach der „würzigen Insel" gewandert sein. Sie macht einen netten Strauch — oder auch Baum. Die Aeste wachsen wechselweise in Paaren und bilden durch ihre Verkürzung nach oben eine Pyramide. Die breiten Blätter zeigen ein glänzendes Grün; die oft in großer Fülle dicht darunter sitzende Blüte ist schneeweiß. — Die aromatischen Eigenschaften des Kaffees entwickeln sich in Ceylon am besten in einer Höhe von 3—5000 Fuß über dem Meere. Je höher, je besser, freilich bei sorgsamer Pflege und frostgeschützter Lage; denn die Kaffeepflanze liebt neben mildem Klima verdünnte Luft.

Der beste Kaffeeboden hat eine tiefe Chokoladenfarbe, zerbröckelt leicht und ist voll Felsblöcke und Steine, die während der Regenzeit die Hinwegschwemmung der Dammerde, während der Dürre aber die Verdunstung hindern. Das erste Geschäft des Pflanzers ist die Anlegung einer Pflanzschule. Er fällt den Urwald, wälzt die Aeste und Blöcke auf eine Seite, gräbt die Erde einen Fuß tief auf, entfernt Wurzeln und Steine, macht Beete von 6 Fuß Breite mit Gräben dazwischen und legt dann die Bohnen neben einander, indem er stets einen Zwischenraum von 6 Zoll läßt. Es braucht, je nach dem Grade der Feuchtigkeit und der Wärme, 6—15 Wochen, ehe die Bohne ausschlägt, und 18 Wochen, ehe sich der junge Sprößling verpflanzen läßt.

Nachdem der wilde Wald, an dessen Stelle der Kaffeegarten treten soll, niedergeworfen und von der Sonne hinlänglich gedörrt ist, läßt man Feuer darüber hinlaufen. Was an kleinerem Astwerk überbleibt, wird abgehauen und so gelegt, daß es weder den Pflanzen, noch den Arbeitern im Wege ist. Dort muß es langsam verrotten und so die Kräfte des Bodens erhöhen. Ein solcher Kaffeegarten mit wellenförmiger Oberfläche, mit vorspringenden Felsen und dicht gesäeten Steinblöcken liegt gewöhnlich an steiler Bergwand. Geschwärzte Baumstämme mit spreizenden Aesten geben ihm vollends das Ansehen, als ob er auf der Stelle einer eingeäscherten Stadt stände. — Ist der Grund geklärt, so werden 6 Fuß von einander entfernte

---

[1]) Diese fanden schon zahlreiche Araber vor, welche bereits politische Macht gewonnen hatten.

Löcher gegraben und diese mit guter Erde gefüllt. Bei einsetzendem Regen verpflanzt man die jungen Schößlinge aus der Pflanzschule dahinein. Von nun an wird fleißig gejätet. Einige wirken der „spanischen Nadel", der Saudistel und der Elennpflanze, Unkraut, das auf den dortigen Bergen am unbändigsten wuchert, dadurch entgegen, daß sie das Grundstück mit Guinea- oder Limonengras bepflanzen.

Der Kaffeebaum erreicht im natürlichen Zustande eine Höhe von 15 Fuß. In dieser Höhe habe ich ihn meist bei den trägen Singhalesen gesehen, die sich gern mit 25 Prozent weniger Ertrag begnügen, wenn sie nur ihren Betel in voller Ruhe kauen dürfen. Die Pflanzer aber lassen den Kaffeestrauch nicht gern über 3½ Fuß hinaus wachsen. — Ein blühender Kaffeegarten gewährt in der That einen reizenden Anblick. Die weißen Blütenbüschel stechen gegen das tiefe Grün der Blätter sehr hübsch ab; wie darüber hingeschneit sehen sie aus der Ferne aus. Von der Blüte bis zur Ernte sind 8—9 Monate. — Die Frucht wächst auf einem Stengel von ½ Zoll in Büscheln rings um die Knoten der Seitenzweige; sie gleicht, wenn ausgewachsen, aber noch grün, einer kleinen Olive. Einen Monat vor der völligen Reife wird sie gelb und zuletzt rubinroth. In diesem Zustande nennt man sie Kirsche. Nun muß sie so schnell wie möglich gepflückt werden. In sehr hoch gelegenen Pflanzungen kann man fast das ganze Jahr hindurch Blüten und daneben grüne und rothe Beeren auf einem und demselben Strauche sehen. Wenn man die Kirsche öffnet, so stößt man zuerst auf eine fleischige Masse („pulp"). Die Bohnen sitzen in einer klebrigen Substanz („gum"), einer Hülle („parchment"), die, wenn getrocknet, dem Pergamente ähnelt, und einem Häutchen („silver"), das an die Goldschlägerhaut erinnert. — Auf das Pflücken folgt das Trocknen, auf das Trocknen die Enthülsung („pulping"), mittels einer eigenen dazu erfundenen Maschine. Die enthülsten Bohnen werden auf einen Haufen geworfen, bis die vorerwähnte klebrige Substanz in Gährung übergeht. Das dauert 12—36 Stunden. Nun tanzen die Kuli eine Weile darauf herum; ein darüber geleiteter Strom von Wasser nimmt zuletzt alle Unreinigkeit hinweg. Jetzt ist die Bohne fertig, sie wird in das Magazin geschafft, verpackt und nach Colombo befördert. — Seinen eigentlichen Aufschwung hat der Kaffeebau auf Ceylon seit 1840 genommen. Damals drängten sich Hunderte von Spekulanten nach der Insel".[1]) Das Maß des produzirten Kaffees stieg in überraschender Weise. Früher wurde für 20 000 Pfd. Sterl. ausgeführt; im verflossenen Jahrzehnt kam die Summe schon auf mehr als zwei Millionen Pfd. Sterl., und mehr als 13 Quadratmeilen waren mit Kaffeepflanzungen bedeckt.

Noch haben wir ein paar wichtige Punkte des südlichen Ceylons zu erwähnen, besonders das für den Weltverkehr bedeutungsvolle Point de Galle (Galla singh. = Fels; portug. Punta de Gallo) das einen Knotenpunkt des Dampferverkehrs zwischen Europa und Ostasien bildet, mit Seitenlinien nach Kalkutta, Singhapûr u. s. w. Es ist eine der lieblichsten Stätten auf der ganzen Insel. Der Hafen besteht in einer halbrunden, von Massen phantastisch gestalteter Felsen (daher auch der Name des Ortes) eingeschlossenen Bucht; die Stadt selbst, mit drei Hauptstraßen, die von mehreren kleinen durchschnitten werden, ist von Wällen umgeben. Die Scene im Hafen, wenn Schiffe ankommen, ist sehr belebt, und es herrscht dann eine betäubende Verwirrung von europäischen und asiatischen Sprachen. Die Haupthandelsleute des Ortes aber sind die Mauren (Araber) mit ihren geschorenen Köpfen, auf denen sie eine rundgestickte Kappe tragen, die stark mit Baumwolle gefüttert ist, um den Kopf gegen die Sonne zu schützen. Noch zeichnen sich die Städte Negombo nördlich, und Caltura südlich von Colombo, sowie Matura östlich von Galle aus. Die Zahl der Dörfer in der

[1]) Graul IV, S. 6 ff.

Umgebung dieser Städte sowie an einigen andern Stellen der Küste ist sehr groß; während das mit dichtem Wald besetzte Innere meist dünn bevölkert und stellenweis unbewohnt ist.

Fassen wir nun die Bewohner der Insel ins Auge. Die Singhalen bilden bei weitem die Mehrzahl derselben. Sie sind jedenfalls eine Mischlingsrasse, gebildet aus den Ureinwohnern der Insel und den vom Festlande gekommenen Einwanderern. Man hat in den ersteren Angehörige der malaiopolynesischen Sprachfamilie vermuthet, und Bischof Heber wollte auch noch die heutigen Singhalen den Insulanern der Südsee ähnlicher finden als den Hindu. Dem Dr. Graul fiel an jenen bronzefarbenen Männern zuerst der große Schildpattkamm in die Augen, mit denen sie ihr langes schwarzes Haar, nach hinten gekämmt, festhalten. Aermere schlingen es nur in einen Knoten zusammen; auf beide Fälle aber gewährt diese Tracht ein weibisches Ansehen. Der eingeborne Gentleman trägt übrigens über seinen Beinkleidern einen weiten Faltenrock, und wenn er größerer Kühle wegen darüber noch eine Jacke zieht, so nimmt sich der Rock fast wie ein Unterrock aus, was jenes Ansehen noch um vieles erhöht. — Die Kleidung der Frauen, die Graul in Kandy beobachtete, war nicht ohne europäische Einflüsse, aber geschmackvoll: ein seidener Rock, braun und gelb gewirkt, eine feine weiße Jacke, nach altdeutschem Schnitt mit Manschetten, an Hals und Händen Schnüre von Perlen und Steinen, in dem üppigen Haar brillante Kämme von Schildpatt, Pfeile und Nadeln von Gold und Silber. — Der europäische Einfluß zeigt sich auch in der Männertracht. Etliche haben schon die für das Klima so gar nicht geeignete Kleidung der herrschenden Briten angenommen. Andere zeigen sich in ihrem alten Faltenrock mit großen steifen Vatermördern.

Die Sprache zerfällt in verschiedene Dialekte, unter denen die eigenthümliche Hofsprache, mit ihren, nach den Rangunterschieden der Redenden modifizirten Formen der Anrede sehr von der Sprache des Volks abwich. Jetzt mag sie nach Beseitigung des Hofes mit seinem Ceremoniell vielleicht mehr oder weniger verschwunden sein. Ueber die Zugehörigkeit des Singhalesischen zu einer oder der anderen Sprachenfamilie finden sich sehr verschiedene Angaben. Jedenfalls hat es indisches Gepräge, und die vielen darin übergegangenen Sanskritelemente haben wohl manche verleitet, es den arischen Sprachen zuzuzählen. Der Struktur nach scheint es jedoch dravidisch zu sein.

Eine Deklination in unserm Sinne mangelt gänzlich, und die Kasus müssen durch Postpositionen gebildet werden: der Genitiv durch „ge“, der Instrumentalis durch „visin“ u. s. w. Der Pluralis wird gewöhnlich durch Anhängen der Silbe „val“ gebildet, die Kasus aber durch dieselben Postpositionen wie im Singular bezeichnet. Die im ganzen einfache Konjugation bietet eine auffallende Analogie mit der türkischen, indem Verba, Negativa, Reflexion u. s. w. durch Einschaltung gewisser Laute innerhalb des Verbalstammes gebildet werden, wie dies, wenn ich nicht irre, auch im Tamil der Fall ist. — Die Sprache des gemeinen Lebens hat übrigens nicht wenig arabische Elemente aufgenommen. Das Hochsinghalesische aber hat eine ziemlich reiche Literatur. Die heiligen Bücher des Buddhismus sind in der Pâlisprache abgefaßt, einem längst ausgestorbenen arischen Dialekt, den die Priester, wahrscheinlich meist ohne viel Verständniß, lesen lernen.

Was nun die Lebensweise des Volks im allgemeinen betrifft, so ist es wenigen Menschen so leicht wie den Singhalesen gemacht, den täglichen Lebensbedürfnissen zu begegnen. Die paradiesische Natur und seine große Bedürfnißlosigkeit tragen von jeder Seite dazu bei. Ist er auf Reisen und es mangelt ihm an Speise, so läuft er seitwärts in den Busch und findet ein paar Wurzeln oder eine gesunde Pflanze, die er in seinem irdenen Topfe siedet, mit ein wenig Salz oder Pfeffer dazu verzehrt und dann erfrischt seinen Weg fortsetzt. Ueberfällt ihn die Nacht, so klimmt er auf den Ast eines Baumes und schläft da ruhig bis zum Morgen, trotz der wilden Thiere, welche ihn umgeben. Auch zu Hause sind vergleichungsweise seine Bedürfnisse nur wenige. Ein Stück altes Tuch um die Lenden gewickelt, zu welchem bei den vornehmeren Ständen noch ein altmodischer blauer Rock mit Gold- oder Silberborten, bei den Frauen derselben auch wohl ein Schleier und goldener Schmuck hinzukommt, eine Hand voll Reis und ein wenig Fisch befriedigen ihn einen ganzen Tag, und in Vergleichung mit einem Handwerker in Europa gleitet er ganz leicht durchs Leben. Kann er sich nur, was leicht und bald geschehen ist, ein paar Kokosnußbäume und ein Stückchen Landes für seine kleine Pflanzung anschaffen, so bringt er, was die Arbeit betrifft, in herrlicher Gemüthlichkeit sein Leben hin. Außer dem Ackerbau versteht er allenfalls Eisen und Gold zu bearbeiten und Baumwolle zu weben. Der Bau seiner Hütte macht dem Singhalesen nicht viel Noth. Er haut ein paar Bäume in seinem Garten um, die wenig oder keine Frucht mehr tragen. Dann läßt er einen Holzhacker kommen, der mit einigen Pfennigen zum Tagelohn und mit einer Hand voll Reis sich begnügt. Die wenigen Balken werden nun ins Rohe gehauen, und vier etwa 5 Fuß hohe Pfosten in die Erde eingegraben, die Latten aber, die er sich selbst aus dem Kokosnußbaume schnitzt, mit dem Bast desselben an die Seitenwände gebunden, und ist endlich noch die kleine Thür auf gleiche Weise an dem vorderen Pfosten festgemacht, so hat der Zimmermann sein Geschäft vollendet. Der Hauseigenthümer gräbt nun in seinem Garten eine Grube, die ihm den Lehm liefert, womit er den Boden und die Seitenwände fertig macht. Jetzt steigt er auf eine Palmyra, bricht ein paar breite Palmblätter von dem Baume ab, mit denen er das Dach bedeckt, und zieht dann ohne weitern Verzug mit seiner Familie in die neue Wohnung ein. Aermere wohnen in Hütten, die von Bambus oder anderem Schilf erbaut sind, und worin ebenfalls kein einziger Nagel geschlagen, sondern das Ganze durch Rohr und Stricke zusammengehalten wird. Auch die Häuser der Vornehmen und Priester sind sämmtlich nur einstöckig, aber bequemer von Backsteinen gebaut. Die Dörfer der Singhalesen sind klein und bestehen meist nur aus zehn bis fünfzig entfernt von einander liegenden Häusern oder vielmehr Hütten. Ebenso einfach ist auch der Hausrath der Singhalesen. Die Länge seines Schattens ist seine Uhr; eine kleine Matte auf dem Boden ausgebreitet ist sein Bett, der Boden ist sein Stuhl, das Knie dient ihm als Tisch, eine kleine Lade faßt das ganze Hausgeräthe in sich. Das offene Feld ist seine Küche, ein irdener Topf sein ganzer Vorrath

an Geschirr, der Ausschnitt einer Kokosnußschale ist sein Löffel, seine Finger sind Messer und Gabel, und das Blatt eines Plantanenbaumes dient ihm als Schüssel. Indeß gibt es doch einige Dinge, die der Singhalese sehr ungern vermißt. Bei nassem Wetter geht er nicht gern barfuß aus; er sieht sich daher nach ein paar Stücken leichten Holzes um, läuft zum Holzhacker und läßt sich um geringen Lohn ein Paar Schuhe daraus verfertigen. Am Vordertheile wird ein schmaler runder Griff angebracht, der zwischen dem ersten und zweiten Zehen durchläuft und den Fuß dadurch in Stand setzt, das Holzstück festzuhalten, und so wandelt er jetzt 3 Zoll über dem Boden mit der größten Würde einher. Eine andere Sache von nicht geringerer Wichtigkeit ist ihm eine Laube an seiner Hütte, die etwa 2 Fuß über dem Erdreich angebracht ist. Hier raucht er sein Pfeifchen, für das er den Tabak in seinem eigenen Garten gepflanzt hat; hier kaut er seine Arekanuß und seinen Betel; hier erzählt er dem Nachbar seine Geschichtchen; hier werden die Angelegenheiten des Hauses berathen und hier verschläft er seine trägen Tagesstunden. Die Kuh, welche ihm nur wenige Thaler kostet, versieht ihn mit süßer und geronnener Milch, und was er an Kokosnüssen erübrigen kann, dagegen tauscht er seinen kleinen Bedarf an Reis und Fischen ein; und sollte ihm nun dann und wann noch in den Sinn kommen zu arbeiten, so kann er leicht eine große Familie erhalten. Auch seine Kinder machen ihm nicht viel Sorge und Ausgaben, und die Mutter denkt an kein Kinderzeug. Ein alter Tuchlappen reicht für alles aus, und hat ihr Säugling einmal den zwanzigsten Lebenstag erreicht, so legt sie ihn nackend auf den Boden. Der Vater aber sucht von seinem Kinde baldmöglichst Nutzen zu ziehen, und der Knabe wird bei Zeiten abgerichtet, die traulich gewordene Kuh auf die Weide zu führen und die räuberischen Krähen oder die noch stärkeren Affen, letzteres nicht immer ohne Gefahr, von den Pflanzungen fortzujagen. Auch die Schulzeit macht dem Vater wenig Sorge, denn der Sand auf dem Boden ist des Kindes Schreib- und Lesetafel, seine Finger sind die Feder, und ein paar Palmyrablätter enthalten die ganze Geschichte seiner Arbeit, die ein spitziger Griffel von Eisen lebenslänglich eingräbt. Wird das Kind älter, so sieht der Vater nach ihm als seinem Beschützer und Versorger sich um, und das bischen Eigenthum enthält für den herangewachsenen Sohn den mächtigsten Beweggrund zur Erfüllung seiner Kindespflicht. Schließt der alte Mann die Augen im Tode zu, so dient eine abgenützte Matte, in die sein Leichnam gewickelt wird, statt eines Sarges; ein paar Kulis (Träger) decken einige Schaufeln Erde auf ihn hin, und der Vorhang seiner Lebensgeschichte ist für immer gefallen.

Dieser älteren Schilderung müssen wir jedoch als Ergänzung hinzufügen, daß die europäische Kultur ihre Einflüsse in vielen Stücken stark geltend gemacht hat. Sopha, Tisch und Stühle fand schon Dr. Graul auf seiner Reise von Colombo nach Kandy fast in jedem singhalesischen Hause — ein Luxus, der bei den Tamulen des Festlandes ihm nicht vorgekommen war. An einer andern Stelle sagt er:

Dem britischen Kaufmann lacht das Herz, daß die kulturlustigen Singhalesen die Manufakturen von Manchester, Leeds, Sheffield und Birmingham bereits zu schätzen wissen, die höheren Stände aber sogar nach den besten Weinen ihre Augen erheben und auch dem englischen Bier, nebst Schinken, Butter, Käse, Lachs, Konfekt, Anchovies u. s. w. Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Seitdem die Engländer ins Land gekommen, hat der Reisverbrauch so zugenommen, daß Familien, die vor 20 bis 30 Jahren etwa alle 14 Tage einmal Reis zu essen pflegten, sich nun diesen Luxus jede Woche ein paarmal erlauben. Die europäischen Westen und Jacken, Hemden und Hosen, Hüte und Schuhe haben sich seitdem auch um ein bedeutendes vermehrt. Einer der wesleyanischen Missionare freute sich darüber mehr als billig; er meinte, mit dem westlichen Kleide zögen die Leute auch westliche Ideen an.

Der Inspektor des Gefängnisses zu Colombo war darüber freilich andrer Ansicht. Er spürte in seiner Anstalt die Zunahme der Verbrechen mit der wachsenden Kultur gleichen Schritt halten. Der Singhalese, „das verzogene Kind der liebevollen, freigebigsten Natur“, ist in der Regel unbeschreiblich träge — wozu der Buddhismus, der zu nichts weniger als zur Entwicklung energischer Charaktere geeignet sein möchte, sein Theil mit beigetragen hat. So gern der Singhalese von den Früchten der fremden Kultur nascht, so wenig entschließt er sich, im Schweiße seines Angesichts die dazu gehörigen Mittel zu erwerben. Da ihm der europäische Markt seine Gaben nicht so umsonst in den Schooß schüttet, wie die Kokospalme, der Dschakbaum und die Banane, so wird die Kultur oft für ihn zu einem Fallstrick.

Als der Kaffeebaum in größerem Maßstabe von den Europäern eingeführt wurde, eröffnete sich für die Singhalesen eine reichliche Erwerbsquelle. Als aber die Bewohner der betreffenden Distrikte sich ein Sümmchen verdient hatten, wollten sie sich durch nichts mehr zu der Arbeit, die ihnen fast wie Sklaverei vorkam, bewegen lassen. Man mußte aus den Bewohnern des Niederlandes, die zur Befriedigung ihrer Leidenschaften (Trunk und Spiel) mehr Geld brauchen als der genügsame Kandyer, die Arbeiter holen. Aber jemehr die zurückkehrenden Tagelöhner Geld in ihre Heimat brachten, desto spärlicher fanden sie sich bereit wiederzukommen. Seit 1845 fing man denn an, die Arbeiter vom indischen Festlande herüber zu holen, meist Pareyar aus dem Tamillande. Diese haben sich bisher als brauchbar bewährt. Sie werden schlechtweg Kuli genannt. Ihre Zahl war nach wenigen Jahren schon auf 70 000 gestiegen. Jetzt mag sie bei der bedeutenden Ausdehnung des Kaffeebaus auf ein paarmal Hunderttausend gekommen sein und bildet also ein weites Feld für die Aufgaben der Mission. Viele kommen für einen kürzeren Zeitraum und kehren nach Vollendung der Ernte in ihre Heimat zurück. Viele aber siedeln sich auch auf Ceylon an. Sie kommen in Schaaren von 60 bis 300 Köpfen stets unter Leitung eines sogenannten Kangani herüber. Meistens stammen sie aus dem Landstriche von Tandschaur bis Nagerkoil. Da derselbe eines der hervorragendsten Missionsfelder Indiens bildet, so konnte es nicht fehlen, daß auch Christen unter diesen Arbeitern nach Ceylon kamen. Schon dadurch wurde die Kulimission, von der wir unten ausführlicher zu reden haben, zu einer Nothwendigkeit.

Die eingebornen Tamulen der nördlichen Hälfte brauchen wir hier nicht näher zu besprechen. Sie unterscheiden sich wenig von ihren Stammverwandten auf dem Festlande.

Wohl aber haben wir noch eine besondere Klasse von Leuten auf Ceylon zu erwähnen, die, obwohl mehr zusammenschmelzend, vor einiger Zeit der Gegenstand eifriger Missions- und Kulturbestrebung waren. Es sind dies die Reste der Ureinwohner, die sich in den Stämmen der Vedda erhalten haben. Sie bewohnen ein weites, etwa 1500 (engl.) Quadratmeilen umfassendes Waldland, Veddah Ratté genannt, das im Westen und Südwesten durch die kandyschen Gebirge, im Norden durch den Mahavelli Ganga begrenzt wird, und zerfallen in zwei Stämme, in die wilden oder Waldveddah und in die Dorfveddah, welche sich in Sitten und Lebensart stark von einander unterscheiden. Die Waldveddah bauen ihre Hütten auf Bäume, leben paarweise, versammeln sich nur selten in größerer Zahl und zeigen nicht die mindesten Spuren von Civilisation. Da sie stets unter freiem Himmel leben, so sind sie stark und gesund, besitzen eine außerordentliche Schnelligkeit der Füße, sind muthig, entschlossen und unbiegsam, aber mißtrauisch und unzugänglich. Die Dorfveddah, welche gleichsam ein Verbindungsglied zwischen ihren wilden Brüdern und den Singhalesen bilden, denen sie auch im Aeußern ähnlich sind, aber sich niemals mit ihnen verheirathen, sammeln sich in Dörfern, leben in Hütten und bauen — wenn man Aufkratzen des Bodens und Einstreuen des Samens so nennen kann — kleine Flecken des Landes mit Mais und einer wilden Art Bringal an[1]).

Ihre Dörfer bestehen jedoch nur aus einer Anzahl Hütten der primitivsten Art. Sie sind nämlich aus Baumzweigen und Rinde gebaut, und lehnen sich so an einen Baumstamm an, daß dieser einigermaßen gegen Wind und Wetter schützen hilft. Oft aber werden diese Hütten bald wieder abgebrochen, und manchmal bleiben sie nur 4—5 Tage an einem und demselben Orte. Die Länge ihres Aufenthalts richtet sich stets nach ihren Jagderfolgen sowie nach der Menge des Waldyams, des wilden Honigs u. s. w. in der Nachbarschaft. Die Hauptwaffe auch der Dorfveddha ist Bogen und Pfeil, beides in der Regel aus dem Holze der Arekapalme. Die Sehne für den Bogen gewinnen sie aus der Faser der wilden Banane; den Pfeil versehen sie mit einem etwa 4 Zoll langen Eisen in Form einer Messerklinge. Sie machen Jagd auf Elennthiere, Rehe und selbst Elefanten. Das Fleisch der ersteren ist ihre Hauptnahrung. Sie verzehren es gekocht oder geröstet mit Yams und andern eßbaren Waldwurzeln. Können sie nicht alles bewältigen, so wird der Rest in Stücke geschnitten und auf einem hölzernen Rahmen am Feuer gedörrt; man taucht es dann in Honig, verpackt es sorgfältig in Baumrinde und hängt es für künftige Fälle an einem Baume auf. Ein Veddha, den Graul im Gefängnisse zu Colombo sah, wußte kein Beispiel, daß je einer sich an diesen „Dschangel-

[1]) Im Gegensatz zu dieser Notiz sagt Graul: „Auch der bitterste Mangel kann sie nicht zum Ackerbau bewegen.“

Magazinen" vergriffen habe. Er meinte, alle würden sich in einem solchen Falle wie ein Mann erheben und nicht eher ruhen, als bis die ganze Familie des Räubers ausgerottet. — Ihr letztes Mittel, den Hunger zu stillen, ist die Rinde des wilden Mangobaums, die sie dann zerstoßen und mit etwas Wasser genießen [1]). Auch sollen sie in knappen Zeiten faules Holz mit Honig gemischt zu einem Kuchen machen, um den nagenden Hunger zu beschwichtigen. Bis auf die neuere Zeit hatten die Dorfveddha Kandyer aus den benachbarten Distrikten zu Vorstehern, und dadurch wurde eine Art Verbindung mit der Regierung aufrecht erhalten; dies war aber zum Theil eine Ursache ihrer Erniedrigung, denn je einfältiger und leichtgläubiger sie waren, desto mehr ließen sie sich Elfenbein und getrocknetes Hirschfleisch, den Ertrag ihres Bogens, um ein Nichts abschwatzen. — Ihr Ausdruck hat eine eigenthümliche Wildheit, die durch ihr buschiges, verfilztes und entfärbtes Haar, das nie geschnitten oder gereinigt wird, und das Gesicht auf eine widerliche Weise beschattet, nicht gemindert wird. Sie sind von mittlerer Statur, selten über 5 Fuß 5 Zoll hoch, aber gut gebaut und sehr gewandt. Ihre spärliche Kleidung besteht einzig in einem kleinen Tuchstreifen, der von einem um die Lenden gegürteten Strange herabhängt. Ihre Sprache ist von der singhalesischen ganz verschieden. Sie haben kaum eine Kenntniß von Zahlen und können nicht über fünf zählen. Sie beobachten weder bei Heirathen noch bei Begräbnissen besondere Gebräuche und lassen ihre Todten den wilden Thieren des Waldes. Sie sind ohne alle festere Religionsformen, doch glauben sie an böse Geister und bringen den Schatten ihrer Vorfahren Opfer dar. Ihre Anzahl wurde um 1840 noch auf etwa 10 000 Seelen geschätzt; 25 Jahre später schlug man sie nicht höher als 2000 an.

Schließlich müssen wir noch einen Blick werfen auf eine Klasse der Bevölkerung, die einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil derselben bildet und eine der ersten Rangstufen beansprucht. Es sind die sogenannten „Burghers", Abkömmlinge von Europäern, aber nur halbblütig, meist Indoportugiesen und Indoholländer. Die Regierung wählt ihre Schreiber meistens aus diesen Leuten, die zweier Sprachen mächtig sind. Sie führen zwar den Namen Europäer und werden vor Gericht als solche behandelt, zählen aber in der europäischen Gesellschaft doch nicht für voll, worüber sie höchst empfindlich sind. Ueber die Singhalesen fühlen sie sich weit erhaben. Ihnen darf natürlich der europäische Hut nicht fehlen; „er ist ja das Wahrzeichen des Gentleman, und eines solchen sind sie in hohem Grade bedürftig." Meistens führen sie stolztönende Namen. Don Pedro, Don Antonio, Don Silvio und dergleichen findet sich auf Ceylon ziemlich häufig.

Ihre Zahl gab Graul auf 50,000 an, fügte aber ein Fragezeichen dabei. Die Zahl der Singhalesen wurde 1863 auf 1 157 000, die der Tamulen auf 700 000 berechnet. Nach der neusten Zählung, von der die Spezialisirung nicht vorliegt, betrug 1871 die Bevölkerung Ceylons überhaupt 2 400 000 Seelen, was bei einer Größe von 1150 Quadrat-

[1]) Graul V, 23.

meilen nur etwas über 2000 auf die Quadratmeile ergibt — eine für jenes Land üppigster Fruchtbarkeit allerdings ziemlich niedrige Dichtigkeit.

2. Religion und Sitte.

Auch in Hinsicht der Religion zeigt uns Ceylon die oben erwähnte Zweitheilung. Auf dem Untergrunde des alten Dämonendienstes, der sowohl im Süden als im Norden noch in deutlichen Spuren zu erkennen ist, findet sich in letztgenannter Gegend der Brahmanismus ganz wie im Tamilgebiete des Festlandes, fast ausschließlich als Çivakultus, in dem zugleich der Verehrung der beiden Söhne des Çiva, Ganeça und Kartikeya, hier besonders der des letzteren eine hervorragende Stelle eingeräumt ist.

Im Süden ist die mit der arischen Kultur eingeführte Brahmâreligion durch den etwa im 3. oder schon im 4. Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung eingeführten Buddhismus im wesentlichen verdrängt worden. Jedenfalls hatte derselbe eine weitere Ausbreitung über die Insel erlangt, als er durch die von Norden sich vorschiebende Tamilherrschaft zurückgedrängt und auf sein jetziges Gebiet beschränkt wurde. Hier aber fand diese Religion einen sichern Zufluchtsort, während sie auf dem Festlande mit Feuer und Schwert ausgerottet wurde. Der Schwerpunkt der Bedeutsamkeit Ceylons neigte sich immer mehr nach seinem buddhistischen Theile. In Bezug auf die Religionsverhältnisse der nördlichen Hälfte verweisen wir daher nur auf das, was im vorigen Hefte dieses Werkes gesagt ist. Auf jene andre Form der Religion müssen wir jedoch hier etwas näher eingehen, um so mehr, als sie auch auf andern Missionsgebieten in Hinterindien und China uns wieder entgegentreten wird, wie wir denn auch schon bei der Erwähnung der Mission in Tibet im voraus auf diese Betrachtung verweisen mußten.

Der Boden, auf welchem der **Buddhismus**[1]) erwuchs, war der bereits in Verfall gerathende ältere Brahmanismus. (Vgl. Heft 7, S. 43.) Die Brahmanen hatten zwar das höchste Ansehen erlangt, aber die Ceremonien, welche von ihnen verrichtet wurden, waren leere Formen, die rezitirten Vêdalieder geistloses Geplapper geworden. Manche Männer dieser Kaste hatten sich über alles dies hinweggesetzt und meinten in der Askese und in der Philosophie einen sichreren Weg zur Erlösung gefunden zu haben. Auf dem niederen Volk, besonders denjenigen Kasten, die von der Betheiligung an dem Kultus ausgeschlossen waren, mußte dieses Verhältniß als schwerer Druck lasten. Aber auch die, welche religiöse Heroen sein wollten, werden oft genug in dem harten Büßerleben den innern Frieden nicht gefunden haben, den man ihnen im Hinweis auf ihre Vorgänger in alter Zeit angepriesen hatte.

---

[1]) Wir folgen fast ausschließlich der Darstellung von Wurm, Geschichte der indischen Religion, S. 132 ff.

Es war eben eine Zeit religiösen Verfalls, wie sie den Epochen religiöser Reformen voranzugehen pflegen. Dort in Indien aber kam es nicht blos zu einer Reformation, sondern zur Stiftung einer neuen Religion, „welche manche Vergleiche mit dem Christenthume darbietet, sofern sie eine tiefere geistliche Religiosität suchte, den Armen im Volke sich zuwandte, einen persönlichen Erlöser in den Vordergrund stellte als das Vorbild der Liebe und Gesetzeserfüllung, sodann von den eignen Volksgenossen ausgestoßen, die nationalen Schranken mehr als irgend eine andre heidnische Religion durchbrach, indem sie indisches Denken und Dulden über einen großen Theil von Asien verbreitete, wilde Völker zähmte, selbst dem gebildeten China und Japan neue Ideen brachte, sich als Universalreligion geltend machte, einen vom Staat unabhängigen kirchlichen Organismus, ja eine Hierarchie schuf, und bis auf den heutigen Tag gegen 400 Millionen Anhänger zählt." Trotz dieser Parallelen aber zeigt sich im Grundcharakter beider Religionen die tiefste Verschiedenheit. „Der Buddhismus hat sich redlich bemüht, eine Religion des reinen Humanismus, eine Moral ohne Dogmatik, eine Religion des Diesseits aufzurichten." Damit aber ist er schließlich in Menschendienst gerathen, befördert den krassesten Aberglauben, und ist vielfach nicht im Stande gewesen, seine Bekenner viel über die niederen Stufen der Naturreligion zu erheben.

„Der Stifter des Buddhismus ist eine historische Person, deren Zeitalter in verschiedenen buddhistischen Ländern sehr verschieden angegeben wird und deren Leben mit sagenhafter Ausschmückung versehen ist; doch lassen sich einzelne historische Züge und die Begebenheit des Ganzen im 6. Jahrhundert v. Chr. mit ziemlicher Sicherheit wiederfinden."

Die Königsstadt Kapilavastu im heutigen Behar oder wahrscheinlicher in der Landschaft Audh, im mittlern Hindustan gelegen, war der Geburtsort des Religionsstifters. Dort herrschte Çuddhôdana, aus der Familie der Çâkya, die sich auch nach einem zu den Rischi zählenden Ahnherrn Gautama nannte. Seine Gattin Mâyâ beschenkte ihn mit einem Sohne, der den Namen Sarvârthasiddha erhielt, gewöhnlich aber abgekürzt Sidhârta genannt wurde. Die buddhistische Sage erzählt Wunderdinge von der Geburt des Knaben. „In der Gestalt eines glänzend weißen Elefanten ist er vom Tuschitahimmel, wo die Kandidaten der Buddhawürde (Bodhisattvas) die vorletzte Station ihrer Seelenwanderung haben, herabgestiegen und als fünffarbiger Lichtstrahl in den Mutterleib der Mâyâ eingegangen. Er hätte nicht nöthig gehabt eine weitere Seelenwanderung anzutreten, aber die Liebe zu der von den Begierden gefesselten Menschheit treibt ihn dazu: er will ihr Erlöser werden. Im Garten Lumbinî, einige Stunden von der Stadt, wird er geboren; lieblich wie die Lotosblume, mit den 32 Merkmalen der vollkommenen Schönheit begabt, glänzend wie der Mond. Die 9 Könige der Schlangengötter baden ihn, nachdem Brahmâ und Indra Hebammendienste verrichtet." Ein Büßer verkündigt die zukünftige Bestimmung des Knäbleins. Die Mutter aber stirbt bald, und

ihre Schwester Pradschâpatî Gautamî, ebenfalls Gattin des Königs, übernimmt die Pflege und Erziehung. 20 000 Knaben und ebensoviele Mädchen sind die Gespielen des Kindes, vor dem sich im Tempel die Götter verneigen, über dessen Kenntnisse die Lehrer erstaunen u. s. w., 16 Jahre alt heirathet er die Gôpâ oder Yaçôdharâ, die er siegreich in Kampfspielen gewonnen. Neben ihr hält er 2 weitere Frauen, sowie 84 000 Kebsweiber. Soviel scheint neben der indischen Maßlosigkeit aus der letzten Angabe als historisch hervorzugehen, daß er die Lust der Welt in vollen Zügen genossen hat. In seinem 29. Lebensjahre aber tritt plötzlich ein Bruch mit seinem bisherigen Leben ein. Auf einer Spazierfahrt gewahrt er einen schwachen, zitternden Greis, darauf einen elenden Aussatzkranken, endlich einen von Würmern zerfressenen Leichnam. So hat er das Leben noch nicht kennen gelernt. „Wozu nützt Jugend und Lust, wenn sie nicht sichern vor Alter, Krankheit und Tod?" so fragt er sich. Er verfällt in ernstes Sinnen und beschließt alles, was er hat (auch seinen an jenem Tage geborenen Sohn Râhula), zu verlassen, um in der Einsamkeit die Ursachen dieser Uebel zu erforschen und sie zu heilen. Der Anblick eines geistlichen Bettlers nämlich und der Eindruck der an ihm beobachteten innern Sammlung bestimmt ihn dazu. Sein Vater will ihn nicht entlassen — aber unter dem Schutz der Götter entflieht der Prinz aus dem Palaste. Er scheert sein Haar, legt das gelbe Büßergewand an und nennt sich nun G a u t a m a Ç r a m a n a. Sonst wird er auch als Ç â k y a - m u n i, d. h. der Einsiedler vom Geschlechte der Çâkya, bezeichnet.

Seine Erscheinung macht auf den König von Maghada solchen Eindruck, daß er ihm die Hälfte seines Königreiches anbietet. Er aber erwidert, daß er kein irdisches Königthum suche, sondern B u d d h a werden wolle, d. h. der Erwachte, der Wissende — der Klarheit erlangt hat über den Grund der Dinge und dem die Räthsel des Lebens gelöst sind. Er will das Weltübel erforschen um es zu heilen. Das war auch das Bestreben brahmanischer Asketen, denen er zunächst folgte; aber bald findet er den Unterschied. Jene wollen nur die eigne Seele von der Seelenwanderung befreien und sammeln höchstens eine kleine Zahl um sich, die ihrem Vorbild nachstreben. Gautama aber wollte das Weltübel überhaupt überwinden und d i e g a n z e W e l t e r l ö s e n. So genügt ihm die Askese selbst in der härtesten Form nicht. Täglich genießt er nur ein Reis- oder Sesamkorn, er magerte zum Gerippe ab — seine verstorbene Mutter erscheint ihm mit der Bitte, sich nicht durch solche Kasteiungen zu tödten — auch ein böser Dämon, Mâra, tritt als Versucher an ihn heran. Er läßt sich dadurch nicht irre machen, kommt aber nach 6 Jahren harter Uebungen und innerer Kämpfe zu der Einsicht, daß solche Selbstpeinigung keinen Frieden bringe, ja sogar schädlich sei, da sie den Geist verdüstere. Daher hat er sie später auch seinen Anhängern untersagt. Er nimmt nun wieder Speise zu sich und gewinnt bald seine frühere Kraft und Schönheit wieder. „Er geht weiter nach Gayâ, um dort unter dem Bôdhi-

Baume[1]), dem Baume der Erkenntniß, auf dem Throne der Intelligenz (Bôdhimanda) zum Buddha zu werden. Der Versucher Mâra schleudert vergeblich Felsen, Feuer und alle Elemente gegen ihn. Gautama bleibt ruhig und betrachtet alle nur als Täuschungen. Sobald die Pfeile und Geschosse der Dämonen ihn berühren, verwandeln sie sich in Blumengewinde. Auch Mâra's Töchter suchen ihn vergeblich zu verführen. Nachdem alle Versuchungen überwunden sind, geht ihm in der Nacht das Licht der Erkenntniß auf, vor welcher Raum und Zeit, Entstehen und Vergehen verschwinden. Er überschaut mit einem Blicke seine eignen früheren Geburten, alle Wesen, alle Welten, in allen Zeiten, er erkennt die Verkettung aller Ursachen und Wirkungen, also auch die Ursachen aller Uebel und die Möglichkeit der Heilung. Dieses vollkommene Wissen wird Bôdhi genannt; er ist nun Buddha geworden, und alle Wesen huldigen ihm."

Noch 50 Tage bleibt er in tiefes Nachdenken versunken; dann erhebt er auf Andringen der Götter das Banner der neuen Religion, um alles, was Odem hat, von den Banden des Daseins zu erlösen. Im Gazellenhain bei Benares predigt er zum erstenmal, und obgleich er im Dialekt von Maghaba redet, glaubt doch von den vielen Zuhörern jeder die Sprache seines Landes zu hören. Den Inhalt seiner Predigt bildet 1) das Uebel, 2) die Entstehung und 3) die Vernichtung desselben, sowie 4) der Weg, der zur Vernichtung des Uebels führt. Die brahmanische Lehre vom Weltübel und der Seelenwanderung hält er fest. Aber er verwirft das Brahmâ, die pantheistische, die Einheit des Alls. Die wirklich existirende Welt ist ihm eine Mannigfaltigkeit ohne Einheit, aber diese Mannigfaltigkeit ist ihm identisch mit dem existirenden Bösen. Durch das Dasein der Seelen in der Wirklichkeit, durch ihre Begierde nach wirklich Existirendem (Materiellen), und durch die durch dasselbe bestimmten Empfindungen geht das Unglück hervor. Die Lust zum Dasein führt zu immer neuen Seelenwanderungen und neuen Weltentwicklungen. Daher soll jede einzelne Seele sich von allem Verlangen und aller Empfindung losmachen, und damit den Körper als etwas der Seele Fremdes erkennen; so kommt sie los von der Nothwendigkeit neuer Geburten.

Çâkya-muni aber wollte nicht blos eine neue Philosophie, sondern eine neue Religion verkünden, darum ist seine Lehre nicht blos für wenige Erwählte. Nein, selbst die Kaste macht nach derselben keinen Unterschied. Jeder, auch der Çudra, und selbst der verworfene Tschandala, kann seiner Anweisung sofort nach diesem Leben der Seelenwanderung entgehen. Daher predigte er auch in der Volkssprache

---

[1]) Pippala, Ficus religiosa, mit großen herzförmigen, in jedem Lufthauch wie Espenlaub zitternden Blättern; nicht zu verwechseln mit dem heiligen Baum des Brahmanismus Ficus indica, der Baniane, die sich durch ihre charakteristischen Luftwurzeln von jenem unterscheidet. Der Bo-Baum, wie er auch abgekürzt genannt wird, ist, soweit das Klima erlaubte, ein stetiger Begleiter der buddhistischen Heiligthümer geworden.

Prâkrit, die bereits von dem zur Gelehrtensprache gewordenen Sanskrit beträchtlich abwich.[1]) Man kann sich vorstellen, welch einen Anklang Gautama grade bei den niederen Schichten des Volks durch diese Lehre finden mußte. Auch brach er dadurch den Bann der brahmanischen Priesterherrschaft über die andern Kasten. Etwas ähnliches führt er wieder ein durch den Unterschied von Mönchen (Çramana) und Laien (Upâsaka). Nur die ersteren bilden sozusagen die buddhistische Kirche (Samgha); aber es ist niemandem durch seine Geburt unmöglich gemacht ein Çramana zu werden — und sogleich mit seinem Tode der Seelenwanderung zu entgehen. Dazu kommt, daß das asketische Leben (das vom Brahmanismus den unteren Kasten verboten war) im Buddhismus durch die Untersagung der schrecklichen Selbstpeinigung den gewöhnlichen Menschen auch eher möglich wurde. Dazu kam die praktische Erleichterung, daß der Buddha seine Çramana mit dem Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams in Klöster (vihâra) sammelte. An die Stelle des Nichtsthuns der Einsiedler wollte er die Wohlthätigkeit mit vereinten Kräften setzen. Die Wohlthätigkeit wird aber bald zu einer passiven, deren Ausübung den Laien obliegt, die dafür die Anwartschaft erlangen, in der nächsten Geburt als Mönche oder Nonnen aufzutreten und zur Erlösung zu kommen. Diese Verdienstlichkeit der guten Werke spielt im Buddhismus eine Hauptrolle und erzeugt überall die schlimmste Selbstgerechtigkeit. Seine Erlösung ist die Selbsterlösung des Menschen ohne göttliche Gnade. Letztere ist dem Buddhisten etwas ganz Unverständliches, denn auch die Götter gehören mit in den Kreislauf der Seelenwanderung, und die nach Erlösung strebende Seele muß sich über sie erheben. Ihr Ziel ist nicht das Aufgehen in das eine göttliche All des Brahmanismus, sondern das Nirvâna, das Verwehen ins Nichts, das Abstreifen aller Existenz — ein schrecklicher Gedanke, dem gegenüber man der Lehre vom Aufgehen ins Brahmâ den Vorzug geben möchte. Doch der letzteren Unfähigkeit, der Seele Frieden zu geben, hat ja den Anstoß zum Buddhismus gegeben.

Mehrere Jahrzehnte soll der Çâkya-muni auf Erden gewirkt und großen Anklang gefunden haben, namentlich auch bei einzelnen kleinen Königen, natürlich jedoch gleichfalls heftigen Widerspruch bei den Brahmanen. Er aber überwindet sie nach der Legende in einer Disputation. Ueber seinen Aufenthalt während jener Zeit weichen die Berichte von einander ab. In hohem Alter soll er noch den Untergang seines ganzen Geschlechtes und seiner Vaterstadt, die von einem feindlichen Könige erobert wurde, erlebt haben.

„Nachdem er so gewirkt, erinnert ihn in Vaiçâli der Versucher Mâra daran, daß es für ihn Zeit sei, der Endlichkeit zu entgehen.

---

[1]) Es gab verschiedene Nüancen des Prâkrit, zu denen die heutigen arischen Sprachen sich wie Tochtersprachen verhalten. Diejenige Nüance (die damalige Sprache von Magadha), welche, als heilige Sprache des Buddhismus zur Schriftsprache geworden, uns erhalten blieb, obgleich sie wie die andern im Leben abstarb, ist, wie schon bemerkt, das Pali.

Er verkündet nun seinen Jüngern, daß er nach 3 Monaten in das Nirvâna eingehen werde, tröstet und ermahnt sie, daß sie nach seinem Tode seine Gebote sammeln und aller Welt predigen sollen. In der Nähe von Kuçinagara, ungefähr 24 deutsche Meilen östlich von seinem Geburtsorte, verscheidet er mit den Worten: „Alles ist vergänglich". Nach seinem eignen Wunsche wird sein Leichenbegängniß mit großem Pomp veranstaltet. Der Holzstoß entzündet sich selbst, indem die Flamme aus dem Leichnam schlägt und den Scheiterhaufen ergreift. Die vom Feuer verschonten Knochenstückchen, welche wie Perlen in der Asche daliegen und himmlischen Wohlgeruch verbreiten, werden in 8 Theile unter die anwesenden Verehrer vertheilt, und Heiligthümer über dieselben errichtet.

Ueber den Zeitpunkt dieses Ereignisses gehen die buddhistischen Angaben um 2000 Jahre aus einander. Die ceylonische Ueberlieferung aber (die das jüngste Datum gibt) ist die glaubwürdigste. Sie setzt das Nirvâna des Stifters in das Jahr 543 vor unsrer Zeitrechnung. Bedeutende Autoritäten finden auch diese Zeitrechnung noch zu hoch. Immerhin jedoch wird Gautama's Tod nicht nach 477 v. Chr. erfolgt sein.

Bald nach demselben versammelten sich 500 seiner vorzüglichsten Schüler zu einem Konzil in Râdschagriha, der Hauptstadt Magadha's, und stellten die Vorschriften des Buddha über die Disziplin (vinaya), seine Lehre (sutras oder dharma) und Metaphysik (abhidharma) fest. Natürlich ist darunter nicht die Zusammenstellung der ganzen ausgedehnten kanonischen Schriften des Buddhismus, sondern nur gewisser Klosterregeln und Lehrsätze zu denken. Die buddhistische Gemeinschaft aber wurde bald auf lange Zeit durch Lehrstreitigkeiten beunruhigt, die endlich im zweiten Konzile zu Vaiçâli ihren Abschluß fanden, wo 10 000 Mönche, die zehn verbotene Handlungen für erlaubt erklärten (Genuß berauschender Getränke, Annahme von Geld u. s. w.), ausgestoßen wurden. Der König Açôka, der ältere, welcher damals in Magadha regierte, beschützte bereits den Buddhismus. Einen weit größeren Aufschwung aber nahm der letztere, nachdem Tschandragupta (Sandrakottos)[1]) der griechischen Herrschaft im Pandschâb ein Ende gemacht und sein Reich bis an den Indus ausgedehnt hatte. Einer seiner Nachfolger, nämlich der jüngere Açoka, wurde infolge seiner plötzlichen Bekehrung der buddhistische Konstantin, der fortan alles mögliche zur Förderung des Buddhismus in seinem Reiche that. Besonders zu erwähnen ist die Erbauung von Heiligthümern und Klöstern in großer Menge, wobei eine besondere buddhistische Baukunst sich zu entwickeln begann. Açoka hat den Buddhismus zur Staatsreligion erhoben und ihn besonders unter den dravidischen Völkern ausgebreitet, ohne jedoch den Brahmanismus geradezu zu bekämpfen, wie überhaupt dem Buddhismus nachgerühmt werden muß, daß er nicht mit dem Schwerte missionirt hat. Einen wichtigen Anstoß bekam diese Mission auf

---

[1]) Ein Emporkömmling aus niederer Kaste, der die bisherige Dynastie von Magadha stürzte und die seinige, die der Maurya, auf den Thron brachte.

dem dritten Konzil, das zur Ausscheidung inzwischen emporgewucherter Sekten 246 in Pataliputra [1]) nöthig geworden war. Damals wurde zugleich beschlossen, Boten „des guten Gesetzes" nach allen vier Weltgegenden auszuschicken. Am erfolgreichsten war die Mission auf Lankâ, Ceylon, wo der Sohn Açôkâ's selber den König für seine Religion gewann. Im Osten faßte der Buddhismus damals schon in Pegu und Barma Fuß, wenn auch dort seine weitere Entwicklung von Ceylon aus erfolgte.

Die Zeiten des Staatsschutzes für den Buddhismus aber gingen in seinem Mutterlande vorüber, als 50 Jahre nach Açôkâ's Tode seine Familie gestürzt ward und eine jenem feindselige Familie auf den Thron kam. Erst um die Zeit Christi wurden die Verhältnisse wieder günstiger. Ein turanisches Nomadenvolk, die Yuetschi (Indo-Skythen), welche dem griechisch-baktrischen Reiche ein Ende machten und dort den Buddhismus annahmen, eroberten das Gangesland. Sie leisteten dem Buddhismus großen Vorschub, brachten aber freilich auch allerlei fremde Elemente hinein. Einer ihrer Könige, Kanischka, berief ein viertes Konzil nach dem Kloster Dschâlandhar in Kaçmîr, durch welches neue Schriften in den damals schon vorhandenen Kanon aufgenommen und die Fassung des letzteren im Sanskrit sanktionirt wurde. Hiermit ist eine Kirchenspaltung bezeichnet, die fortan den nördlichen Buddhismus (Lamaismus) zu dem südlichen, indem man am Pali festhielt, in Gegensatz stellt und nicht blos auf die Kirchensprache, sondern auf tiefgehende sachliche Verschiedenheiten sich bezieht. Jenes vierte Konzil wurde im Süden nie anerkannt.

Der nördliche, wie der südliche Buddhismus haben ihre selbständige Entwicklung gehabt, die bei dem letzteren, der übrigens als die reinere und ursprünglichere Form dieser Religion gelten muß, eher in Scholastik erstarrte. Doch war hier schon durch die sogenannte Schule „der kleinen Ueberfahrt", sowie es im Norden durch die „der großen" geschah, durch Heiligenbilder und Reliquiendienst dem Buddhismus eine dem Volke zusagende Form gegeben. Dort führte eine mystische Lehre, die ein Paradies zum Gegenstande der Hoffnung machte, immer weiter vom nihilistischen Standpunkte ab, daneben aber drangen çivaitische und schamanische Elemente ein, und „gemeine Zauberei wurde immer mehr die Beschäftigung buddhistischer Mönche."

In Vorderindien hatte der Buddhismus nie den Brahmanismus überwunden. Als nun die Beschützer des ersteren, die Yuetschi, im dritten Jahrhundert vertrieben wurden, erhob sich der letztere gegen den bisherigen Schützling der Fremdherrschaft. Der Gegensatz wurde allmählich zur Verfolgung. Der innere Verfall des Buddhismus erleichterte den Erfolg der Feinde. Doch sind Jahrhunderte verflossen, bis die Ausrottung desselben in Vorderindien vollendet war, was erst zwischen den Jahren 700 und 1100 erfolgte. Nur auf Ceylon konnte der südliche Buddhismus sich halten. Dort hatte er eine reiche Literatur geschaffen, die Insel war mit Klöstern übersäet und wurde

[1]) Westlich vom heutigen Patna am Ganges, seit der Ausdehnung des Reiches zur Hauptstadt erhoben.

von Tausenden von Wallfahrern besucht, nachdem im Jahre 311 n. Chr. der „linke Augenzahn" des Buddha als kostbare Reliquie vor der Verfolgung der Brahmanen dahin geflüchtet war. An Ceylon schlossen sich Barma und Siam an, eine Zeitlang auch einige Inseln des Archipels, besonders Java und Sumatra, wo jedoch eine Mischung mit bereits vorhandenem Brahmanismus stattfand und nach nicht langer Zeit alles dem Islâm verfiel."

Ein weiteres Feld ist dem nördlichen Zweige des Buddhismus geblieben. Schon im Jahre 61 n. Chr. war er nach China verpflanzt, wo er zwar die vorhandene alte Religion des Confucius nicht verdrängen konnte, dennoch so fest gewurzelt ist und sich ausgebreitet hat, daß nach einer genaueren Schätzung $^2/_3$ der sämmtlichen Kultusstätten für buddhistisch gehalten werden und im Volke gar nicht mehr eine Grenzlinie zwischen den Bekennern der einen oder der andern Religion zu machen ist. Aehnlich wurde es in Japan, wo der Buddhismus etwa ums Jahr 538 über Korea Eingang und Ausbreitung neben der alten Sintoreligion fand. Auch das östliche Hinterindien (Anam und Kotschintschina) hat von China aus den Buddhismus erhalten.

Verhältnißmäßig spät, um 700, fand derselbe seine Stätte in Tibet, das für ihn ein neuer Mittelpunkt werden und wo er zu weiterer Entwicklung kommen sollte, freilich wieder ein gut Stück sich entfernend von dem Standpunkte des Stifters. Der oberste Lama, wie hier die buddhistischen Mönche genannt werden, wird als eine Inkarnation des Buddha betrachtet, die sich beim Ableben der betreffenden Person durch Wiedererscheinen der Buddhaseele in einem neugebornen Kinde immer wieder erneuert. So gibt es hier ein eigenthümlich sich forterbendes buddhistisches Papstthum, dessen Träger der Dalai-Lama zu Lhassa ist. — Von Tibet aus ist der Buddhismus endlich auch im 16. Jahrhundert bei den Mongolen eingeführt worden, dessen Herrscher schon lange in den ihnen unterworfenen Länder China und Tibet begünstigt hatten. Bei jenen Nomadenhorden, die ihm nun mit großem Eifer anhangen, ist er freilich noch weiter mit schamanischen Elementen versetzt worden.

Die verschiedene Entwicklung, die der Buddhismus in verschiedenen Ländern gehabt hat, macht eine gedrängte, einheitliche Darstellung desselben fast unmöglich, um so mehr, da seine vorhandenen Gestalten sich von der ursprünglichen Buddhalehre entfernt haben. Folgende Grundzüge mögen indessen eine für unsre Zwecke ausreichende Vorstellung geben.

Im Gegensatz zum brahmanischen Pantheismus läßt sich das Wesen des Buddhismus als Atheismus bezeichnen. Er kennt nicht den ewigen Urgrund, das Brahmâ, aus dem die Welten emaniren, sondern geht vielmehr von der Peripherie aus: die Welten und Seelen sind in Mannigfaltigkeit da. Woher sie gekommen, darum kümmert er sich nicht: jede Schöpfungstheorie, jede Kosmogonie ist ihm fremd[1]),

[1]) Wenn man nicht den Gedanken dahin rechnen möchte, daß überhaupt erst durch das Verlangen der einzelnen Seelen nach dem Dasein eine Welt entsteht.

er hat nur eine Kosmographie, deren abenteuerliche, von indischer Maßlosigkeit getragene Darstellung, vielfach der brahmanischen gleicht. Ebenso ist die Anschauung vom Weltübel und der damit zusammenhängenden Seelenwanderung aus dem Brahmanismus he übergenommen. Dort aber erweckt das Uebel keinerlei Schuldbewußtsein, denn die Seele kann ja nichts dafür, daß sie durch Emanation des Brahmâ entstanden ist. Der Buddhismus dagegen macht die einzelne Seele für ihren eignen schlimmen Zustand und für den der Welt verantwortlich. Ueberhaupt hat er eine tiefere Erkenntniß der Sünde, indem er die Begierde als Wurzel des Bösen hinstellt, während dem Brahmanismus nur die äußere That, und zwar hauptsächlich Unterlassung der Ceremonien, Fehler bei denselben u. s. w. als das Unrecht erscheint. — Ein neuer Gedanke war auch der von einem persönlichen Erlöser. Freilich geht der Buddha von dem christlichen Erlösungsbegriff sehr weit ab, dadurch, daß er der verlornen Welt nur den Weg zeigt, auf dem die einzelne Seele durch eignes Verdienst ihm nachfolgen soll. Hierin trifft er gewissermaßen mit dem Rationalismus zusammen. Diese Nachfolge besteht aber nicht in jener bis zur Selbstpeinigung ausartenden brahmanischen Askese, sondern in dem Wissen *(Bhôdi)*, das Erkennen der allgemeinen Vergänglichkeit, durch welches die Seele sich von dem Irdischen losmacht und ihrem Ziele, dem Nirvâna, entgegengeht.

Greifen wir nun im Einzelnen noch einige weitere Züge heraus. Was die Kosmographie betrifft, so befinden sich unzählige Welten im unermeßlichen Raume neben einander. Der Mittelpunkt unsrer Welt ist nach altindischer Anschauung der Berg Mêru, der mächtig aus dem Meere aufragt, um den sich sieben konzentrische Felsengürtel, die Goldberge, ziehen, selbst durch Meere von einander geschieden. Jenseits des äußersten derselben beginnt das eigentliche Weltmeer, in dem die vier großen Erdtheile liegen, über deren Beschaffenheit und Bewohner mancherlei gelehrt wird. Der Ozean schließlich ist von einem ungeheuren ringförmigen Eisenwall umschlossen, welcher die Grenze unsres Universums bildet, neben dem unendlich viele ähnliche existiren. Da, wo die drei Eisenwälle dreier Universa an einander stoßen, bildet sich immer ein sphärisches Dreieck, das auf die Tiefe des Urmeeres hinabreicht, von keiner Sonne beschienen wird u. s. w. Dieses sind die Höllen, in denen die Ungläubigen und Skeptiker gepeinigt werden. Außerdem gibt es noch viele andre Höllen unter der Erde. — Der Berg Mêru hat vier Absätze. Die drei untersten sind der Sitz der Dämonen, und hier haben die nichtindischen Völker, die den Buddhismus annahmen, aus ihrer alten Religion allerlei Wesen untergebracht. Die vierte Stufe ist der Götterhimmel. Auf der Höhe des Berges thront Indra mit den 33 Veda-Göttern, der Schutzgeist unsres Universums. Ueber dem Mêru aber erheben sich noch weitere, jedoch zu unserm Universum gehörige Himmel, die als verschiedene Stockwerke vorgestellt werden. Der eine von ihnen beherbergt die Bôdhisattva, die Kandidaten der Buddhawürde. Diese Himmel gehören aber allesamt noch zur Welt des Gelüstes. Wenn also in dem

Ebengesagten der Buddhismus ein gut Stück Polytheismus mit hinübergenommen zu haben scheint, so thut das seinem Atheismus keinen Abbruch. Denn auch jene Götter und selbst Indra sind weiter nichts als Menschenseelen, die eine bestimmte Stufe der Seelenwanderung erlangt haben, aber immer wieder in einen Menschenleib oder gar einen Thierleib zurückversetzt werden können und noch nicht frei von der Lust des Daseins zum Nirvâna gelangt sind.

Ueber der Welt des Gelüstes erhebt sich die Welt der Formen, in verschiedenen Stockwerken (Dhyâna), die den verschiedenen Stufen der buddhistischen Askese entsprechen. Die niederste derselben stimmt mit der brahmanischen Askese überein; die höchste (vierte) ist die vollkommener Gleichgültigkeit. Aber auch damit ist noch nicht die höchste Höhe erreicht. Es folgt die Welt ohne Form. Sie wird in folgende vier Religionen eingetheilt: 1) des unbegrenzten Raums, 2) des unbegrenzten Wissens, 3) die Stufe, wo durchaus nichts ist, 4) die, wo es weder Denken noch Nichtdenken gibt.

So eine Welt aber muß untergehen und einer neuen Platz machen. Die dadurch bezeichneten Perioden in der großen Weltumwälzung werden Kalpa genannt. Jeder derselben zerfällt in vier Asankhya-Kalpa, d. h. unzählbare Kalpa, und diese wieder in 20 Zwischenkalpa. Schon ein Asankhya-Kalpa ist so unermeßlich, daß, wenn man einen Felsen von 16 Meilen Höhe, Länge und Breite alle 100 Jahre einmal mit dem feinsten Gewebe von Benares flüchtig berührte, dieser Fels durch die fast unmerkliche Reibung zur Größe eines Mangokernes zusammenschrumpfen müßte, ehe eine solche Periode verflossen wäre. — Die Zerstörung der Welt erfolgt meist durch Feuer, etlichemal durch Wasser oder durch Wind. Sie wird jedesmal 100 000 Jahre vorher durch einen Dêva angekündigt, der alle athmenden Wesen zur Buße auffordert. Die Seelen, welche in den Höllen ihre Strafe abgebüßt haben, werden dann theils als Menschen, theils als Thiere wieder geboren. Die Menschen rücken dann in etliche Stockwerke des Himmels hinauf. Nach Ablauf jener 100 000 Jahre beginnt die Zerstörung, unter deren anfänglichen Drangsalen Thiere und Menschen in einem so verdienstvollen Zustande ihr Ende finden, daß sie in den Himmel aufrücken. Der Weltenbrand, der durch immer neue aufgehende Sonnen, bis ihrer sieben sengend über der Welt stehen, entzündet wird, dauert viele hunderttausend Jahre. Zuerst verbrennen die Höllen, dann die Erde, und alles, bis auf etliche Stockwerke des Himmels, die übrig bleiben. Dann kommt ein Asankhya-Kalpa, während dessen der Weltraum leer und finster ist, und diesem folgt wieder ein solcher, in dem sich eine neue Welt bildet.[1]) In den oberen Räumen des Himmels sind viele Seelen, deren Tugendverdienst nunmehr erschöpft ist und

---

[1]) Durch einen Wind wird Luft im Weltraum angehäuft, die sich zu einer Wolke verdichtet, aus der Regen strömt und den Weltraum mit Wasser füllt. Aus demselben sondern sich dann feste Bestandtheile u. s. w. Woher der Wind kommt, darüber wird nichts gesagt. Konsequenter Weise müßten die nach irdischer Erscheinungsform sich sehnenden Seelen als causa movens gedacht werden.

die nun wieder die neue Welt bevölkern, dann sich in das Irdische verstricken lassen, wieder die Höllen füllen u. s. w. und so beginnt das wechselvolle Spiel wieder von vorne: in allen den unzähligen Welträumen ein ewiger Kreislauf von Entstehen und Vergehen im Großen und im Kleinen.

Hören wir weiter, was der Buddhismus lehrt von den Seelen, ihren Wanderungen und ihrer Erlösung. Wie bereits angedeutet, gibt es nach demselben nur eine Art von Seelen, die in Göttern, Dämonen, Menschen, Thieren (allen athmenden Wesen) nur verschiedene Stufen ihrer Existenz haben. Wie sie entstanden sind, darüber schweigt die Lehre. Ihr Ziel ist das Nirvâna. „Dazwischen aber liegt der Kreislauf (sansâra) der Geburt und des Todes, der Ozean der Existenz mit seinen vier giftigen Strömen: Geburt, Alter, Krankheit und Tod. Die Seelen wandern, weil sie der Sünde anheimgefallen sind. Diese Sünde (klêça) kann man in gewissem Sinne eine Erbsünde nennen; nur ist sie nicht von den Eltern geerbt, sondern von einer vorangegangenen Existenz desselben Wesens. Die zwei Haupterscheinungen der Sünde sind einerseits Begierde (kâma), Verlangen nach dem Dasein, nach einer materiellen Welt und was damit zusammenhängt, andrerseits die Unwissenheit (avidya), wodurch die Seele sich immer tiefer in diese Welt verstrickt, anstatt den Ausweg zu suchen. — — — Zu jener Erbsünde kommt noch die Thatsünde (karma), die bösen Thaten im einzelnen Leben, deren Schuld eine längere Seelenwanderung veranlaßt und sich auf spätere Geburten vererbt.“ Dazwischen zählen dann auch die verdienstlichen guten Werke, „aber das Geflecht von Schuld und Verdienst ist so verworren, daß nur ein Buddha oder ein Heiliger (arhat) das Gewebe übersehen kann“.

Stimmt auch die Lehre von der Seelenwanderung mit der brahmanischen überein, so kämpft doch der Buddhismus gegen die dort empfohlenen Mittel zur Erlösung. Opfer, übertriebene Askese, Unterwerfung unter die Brahmanenkasten werden als werthlos kritisirt. Nur der achtgliedrige Weg, den der aus Erbarmen erschienene Buddha der verlorenen Menschheit gezeigt hat, ist das rechte Mittel zur Erlösung. Er umfaßt: die rechte Lehre, Wahrhaftigkeit, Reinheit des Lebens, eine sündlose Beschäftigung, fortwährenden Gehorsam, Betrachtung des Höchsten und Ruhe der Seele. Freilich: „Selten ist solch ein Wundermann, der das alles leistet.“ Auch die große Zahl der Mönche kommt auf diesem Wege nur bis zu einer gewissen Stufe — aber das Mönchthum, die Ehelosigkeit, ist nöthig, um überhaupt diesen Weg zu betreten, denn in der Ehe erfolgen Geburten, also grade das Gegentheil von dem Ziel nach dem gestrebt wird — das Loskommen vom irdischen Dasein. Sonst will der Buddhismus nur eine gemäßigte Askese: mittlere Anspannung der Saiten macht eine wohlthuende Harmonie. Für alles, das man sich versagt, gewährt die Beobachtung der Buddhalehre den höchsten Genuß. „Meine Lehre ist süß wie Honig“, so etwa sagte Gautama. Eine exakte Beobachtung der Vorschriften aber soll auch in der That zum Ziele führen.

Ueber die Auffassung des Ziels, des Nirvâna, sind die Sachverständigen noch nicht einig. Früher nahm man allgemein an, es sei damit eine vollständige Vernichtung der Seele gemeint. Neuerlichst wird von einigen Forschern das Verwesen nicht auf die Seele selbst sondern auf die ihr anklebende Lust zum Dasein bezogen, daß man also die Seele im Nirvâna sich nur als in den Zustand voller Ruhe und Indifferenz, den sie vor dem Eintritt in die Welt hatte, zurückgekehrt zu denken hätte. Diese letztere Auffassung aber würde immer nicht ausschließen, daß diese Seele bei einer neuen Weltperiode wieder in die Wirklichkeit eintrete, wie das ja von den Seelen in den oberen Himmelsstockwerken gelehrt wird. Damit aber wäre die letzte Intention des Buddha doch wieder vereitelt, daher man demselben doch eher die erstere, konsequentere Ansicht zuschreiben möchte. Späterhin mag sich die andre bei weiterer Entwicklung der Lehre ja eingeschlichen haben. Merkt man ja doch in dem ganzen künstlichem Aufbau der buddhistischen Weltanschauung, wie wir sie oben skizzirten — ich möchte fast sagen, ein Grauen vor der Leere des Nirvâna, das durch jene gehäufte Schematisirung der buddhistischen Scholastik gemildert werden sollte. Im Buddhismus als Volksreligion ist das Nirvâna denn auch immer mehr zurückgetreten. Vollends aber jene mystischen Lehre von dem „Westlichen Paradies unter Amitâbha“, die im nördlichen Buddhismus die weiteste Verbreitung gefunden hat, schlägt der buddhistischen Grundanschauung gradezu ins Gesicht.

Jenseits von 10 000 Myriaden Welten im Westen soll nämlich eine unendlich glückliche Welt liegen, deren Bewohner keinen Kummer haben. Dort erzeugen sich die sieben kostbaren Substanzen (Gold, Silber u. s. w.) in unbeschreiblicher Reinheit. Es ist dort eine weite Ebene ohne Berge und Höhlen. Es gibt dort keine bösen Geister und keine Thiere, keine Sommerhitze und keine Winterkälte. Ueberall sieht man herrliche Tempel, lotusbedeckte Teiche, liebliche Baumgänge. Die Menschen haben goldne Farbe und entstehen durch Verwandlung auf einem Lotusblatte sitzend. Ihre Lebensdauer ist unzählige Jahre, daher auch der dort herrschende Buddha Amita (der Unermeßliche) heißt. Nicht blos die, welche hier als Çramana lebten, werden in jenem Paradiese wiedergeboren, es ist dort auch Platz für solche, die hier durch die Umstände am Mönchsleben verhindert wurden, aber ganz dem religiösen Verdienst sich gewidmet, Schenkungen an die Mönche gemacht haben u. dgl., und sogar für eine noch tiefere Stufe der Laien, die das nicht konnten, aber doch die Regeln der Frömmigkeit beobachtet und Buddha an jedem Tage angerufen haben. Diese Lehre paßt denn eher zu den Bedürfnissen des Volkes und hat darum viel Anklang gefunden. Bei den chinesischen Buddhisten ist „Amitâbha namah“ das tägliche Geplapper geworden.

Der Buddhismus will Universalreligion sein, nicht jedoch in dem Sinne, daß Gautama mit seiner Lehre den Mittelpunkt alles Heils bildete. Er selbst ist dem großen Ozean des Daseins nur eine Wasserblase, die wieder vergeht. Die gute Lehre wird wieder vergessen, und dann kommt wieder ein andrer Buddha um sie aufs neue zu ver-

kündigen. So sind schon unendlich viele Buddha dagewesen und werden noch unendlich viele kommen — der nächste 5000 Jahre nach Gautama. Das Bleibende ist eben nur die Lehre von der Vergänglichkeit aller Dinge, der Erlösung durch das Nirvâna u. s. w., die jeder Buddha immer aufs neue wieder verkündigt. Wenn die Sünde auf Erden überhand nimmt, so spüren dies die Bewohner der unteren Himmelsstufen, weil so wenige Wesen mehr dort eintreffen. Dann suchen sie einen unter sich, der zum Kandidaten der Buddhawürde sich eignet und nochmals, obgleich er es nicht nöthig hätte, aus Barmherzigkeit als Mensch geboren werden will. Ehe es dazu kommt, bedarf es freilich einer langwierigen Laufbahn. Ihr Leben verläuft schließlich dem des Gautama sehr ähnlich. Man hat für sie den terminus technicus: allerherrlichst vollendeter Buddha. In den langen Zwischenperioden erscheinen aber andre Pratyeka-Buddha, fromme Menschen, die aber nur für ihre eigne Erlösung sorgen, nicht für die der Menschheit. Endlich hat die weitere Ausspinnung der Lehre jedem allerherrlichst vollendeten Buddha ein himmlisches Parallelwesen beigefügt, in dem er sich während seiner Wirksamkeit auf Erden abspiegelt. Solch ein Dhyâni-Buddha erzeugt durch seine Beschauung ein Wesen, welches nach dem Nirvâna des Buddha den Fortgang seines Werkes auf Erden leiten soll, bis ein neuer erscheint. Diese Wesen sind es, die man zum Objekt des Kultus gemacht hat, so in Tibet und der Mongolei den Padmapâni, der dem Amitabha entspricht, und dem das bekannte Gebet auf den Gebetsmühlen gilt (Om! Mani padmê hum). In China hat man ein weibliches Wesen dafür gesetzt, die Kwan-yin, die vor aller Noth schützen, allen Segen spenden und ins westliche Paradies befördern soll.

Wie schon bemerkt, spielt in der Praxis des Buddhismus das Mönchsleben die größte Rolle. Es ist durch Regeln geordnet, die mit der Zeit von 13 auf mehr als 200 angewachsen sind. — Häufig geschieht der Eintritt ins Kloster schon im Kindesalter. Ein Mönch nimmt den Knaben in seine Obhut; durch Anlegung des gelben Gewandes wird letzterer ein Novize (Çramanêra), als welcher er nun 10 Vorschriften zu beobachten hat: 1) nichts Lebendiges zu tödten; 2) nicht zu stehlen; 3) keine Unkeuschheit zu begehen; 4) nicht zu lügen; 5) nichts Berauschendes zu trinken; 6) Nachmittags nicht mehr zu essen; 7) nicht zu singen, tanzen u. s. w.; 8) sich nicht mit Blumen und Bändern zu schmücken; 9) nicht auf einem bequemen Ruhebett zu sitzen oder liegen; 10) kein Gold oder Silber anzunehmen. Daneben hat der Novize Hausgeschäfte zu besorgen und erhält etwas Unterricht — gewöhnlich nur im Lesen, Schreiben und Gebete hersagen.

Erst nach vollendetem 20. Jahre kann er die Weihe erhalten, was in der Versammlung der Mönche geschieht, falls aus derselben kein Widerspruch erhoben wird. Es wird ihm dabei der Priesterornat angelegt, der Almosentopf und Sonnenschirm übergeben, und er muß folgendes versprechen: 1) nur zu essen, was andre übrig gelassen haben; 2) ein bestaubtes Kleid zu tragen; 3) seine Wohnung an den Wurzeln der Bäume zu nehmen; 4) den Urin der Kühe als Heilmittel zu ge-

brauchen; 5) mit keinem Weibe Gemeinschaft zu pflegen; 6) nichts heimlich wegzunehmen; 7) kein lebendes Wesen zu tödten; 8) sich nicht der sechs übermenschlichen Fähigkeiten (die dem Vollkommenen, dem Arhat allein zustehen) zu rühmen.

Nach Ablegung dieser Gelübde ist der Çramana von der Welt geschieden. Doch ist mit der Erlaubniß der Klostergemeinde unter gewissen Verhältnissen, z. B. um eine Erbschaft anzutreten, oder wenn er als Kind zum Eintritt gezwungen war, der Rücktritt gestattet. — Der Mönch ist zugleich Bettler (Bhikschu) und darf als solcher nur acht Dinge besitzen: drei Stücke Kleidung (Unterkleid, Mönchsgewand, Ueberwurf) von gelber Farbe, bei den nördlichen Buddhisten jedoch roth; ferner: Gürtel, Almosentopf, Gießkanne (um beim Trinken kein Thierchen zu tödten), Rasirmesser und Nähnadel. Ueber das äußere Verhalten der Mönche gibt es ausgedehnte Vorschriften.[1]) Die ganze Handhabung der Klosterregeln ist meist sehr lax geworden. In Tibet und der Mongolei gibt es reiche Klöster, deren Groß-Lama fast zu einem souveränen Fürsten geworden ist; dabei wird das Betteln vernachlässigt. Mit den Speisegesetzen nimmt man es nicht streng. Nachmittags meint man dürfen nur die Speisen nicht genossen werden die das Mittagsmahl bilden; dagegen gestattet man sich reichlich Butter, Zucker, Kuchen, Früchte u. s. w. Unter berauschenden Getränken versteht man nur die destillirten; den gegohrenen aber, wie Palmwein, spricht man gerne zu. Auch hat der Buddha das Opium nicht verboten — daher ist es erlaubt.

Zur Aufrechterhaltung der Disziplin dient die mit der Klostergemeinde an den Tagen des Voll- und Neumondes abgehaltene Beichte. Es wird das Beichtbuch vorgelesen und nach jedem Abschnitt gefragt ob sich jemand in dem betreffenden Punkte schuldig bekennt. Geschieht dies, so erfolgt die Absolution gleich, oder nach Vollziehung einer leichten Buße (Gebete hersagen und dergl.). Bei schweren Versündigungen erfolgt Ausschließung. Das ganze Institut der Beichte ist jedoch sehr in Verfall gerathen.

Die Regenzeit über sollen die Mönche im Kloster bleiben. Es ist eine besondere Zeit des Fastens und Studirens. — Nonnen sind nur in Tibet und China häufiger. Sie werden von einem tugendhaften Priester, dem sie untergeordnet sind, alle 14 Tage unterwiesen.

Die buddhistischen Klöster auf Ceylon bestehen nicht aus einem Gebäude, sondern jeder Mönch hat sein besonderes Blätterhäuschen (Pansala). In der Mitte steht die Versammlungshalle (Vihâra), die zum Tempel geworden, zu welchem ein Reliquienthurm hinzugefügt ist.

---

[1]) So soll ein Geistlicher z. B. die Nase nicht zu hart schnäuzen, beim Gähnen den Aermel vor den Mund halten, bei Tische sich nicht den Kopf kratzen, nicht mit vollem Munde sprechen und dergl.; auf der Straße soll er nicht müßig gaffen, nicht die Weiber anblicken, bei Schauspielerinnen gleichgültig vorübergehn, in keine Pfütze treten u. s. w.

Der heilige Bôdhibaum darf nicht fehlen im Hofe des Klosters. In nördlicheren Gegenden ist er durch andre Bäume ersetzt. Die Berufung der Versammlung geschieht durch Anschlagen an eine Metallplatte. In Tibet gibt es Klöster mit vielen Tausend Bewohnern. — Die Vorsteher der Klöster werden auf Ceylon von der Versammlung der Mönche gewählt, in Siam und Barma häufig vom König ernannt, während in Tibet die chubilghan'sche Erbfolge gilt, nach dem die heiligen Aebte nach ihrem Tode alsbald in neuer Geburt erscheinen und ihre Würde fortbehalten.

Schon mehrfach haben wir die bedeutungsvolle Grenze berührt, welche der Buddhismus zwischen den Mönchen und Laien zieht. Die ersteren gehören zu einem mit scholastischer Schematisirung geordneten Reiche, das die Arya umfaßt, d. h. die, welche die vier geistlichen Wahrheiten erkannt haben und sich auf der Ueberfahrt befinden. Zur ersten Klasse derselben gehören die „in die Strömung Eingegangenen, die im Glauben an die Vorschriften des Buddha Erlösung aus dem Kreislaufe suchen". Sie können nur als Gott oder Mensch wieder geboren werden und kommen nach siebenmaliger Wiedergeburt zum Nirvâna. Sie sind 10 000 mal höher als gewöhnliche Menschen. Die Mitglieder der folgenden Klassen haben nur noch eine Wiedergeburt vor sich und stehen 100 000 mal höher als die vorigen. Dann folgen die „nicht Wiederkehrenden", welche jene eine millionmal übertreffen; am höchsten aber stehen die „Würdigen" (Arhat), die nicht mehr wiedergeboren werden und frei sind von Sünde und Unwissenheit. Ihnen werden verschiedene übernatürliche Kräfte zugeschrieben: Wunderthätigkeit (trotz der Polemik Gautama's gegen die brahmanische Wundersucht), das göttliche Auge, d. h. die Fähigkeit alle Welten mit einem Blick zu übersehen, das göttliche Ohr u. s. w. So bringt es dieses atheistische System zur völligen Menschenvergötterung. An jene Wunderkraft knüpft sich beim nördlichen Buddhismus das ganze vom Schamanenthum ererbte Zauberwesen an. Im Süden meint man, daß es jetzt keine Arhat auf Erden gebe.

Das Hauptmoment der buddhistischen Frömmigkeit ist die Beschauung (Dhyâna) oder Sammlung (Samâdhi), ein Sichabwenden der Seele von allem Irdischen, aller äußern und innern Bewegung. In diesem Zustande kann ein Mensch schon bei Lebenszeit vorübergehend in die himmlischen Regionen entrückt werden. Auch in diesem Punkte fehlt nicht die scholastische Klassifizirung entsprechend den verschiedenen Stufen der Welt der Formen. In späteren Zeiten wurde der Schematismus durch verschiedene Stufen der Extase erweitert, so daß die Zahl der Klassen bis auf 108 angewachsen ist.

Den Laien sollte der Buddhismus konsequenterweise kein Heil zu verkündigen haben. Dennoch erkannte schon Çâkya-muni Anhänger und Anhängerinnen (Upâsaka und Upâsikâ — sich Nähernde) an, auch wenn sie kein Mönchsgelübde übernahmen. Später ist aus ihnen eine Mittelstufe zwischen den Priestern und dem gemeinen Volk geworden.

Sie nehmen das Bekenntniß zu den „3 Stützen“ an[1]) und verpflichten sich zu den 5 Geboten[2]). Daran knüpft sich dann eine ausführliche Moral, deren beide Brennpunkte sind: sich selbst zu bezähmen und Wohlwollen und Erbarmen gegen alle Wesen (auch gegen die Thiere) zu üben[3]). Die moralischen Schriften der Buddhisten enthalten viele schöne Sprüche, in denen auch Anklänge an Bibelsprüche vorkommen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Moral des Buddhismus bis zu einem gewissen Grade unter den Völkern Asiens wohlthätig gewirkt, die rohen Sitten der Naturvölker gemildert hat u. s. w. Dennoch hat sie in vielen Stücken das Volksleben nicht zu erneuern vermocht. Bei den Mongolen herrscht der Pferdediebstahl, die Polyandrie in Tibet sowie in Ceylon, wenn auch in letzterem Lande nur bei den niedrigsten Volksklassen. Den Despotismus der Fürsten haben die Çramana gerne befördert, wenn jene gegen sie freigebig waren. Die Sklaverei besteht in verschiedenen buddhistischen Ländern, und Ungerechtigkeit und Grausamkeit sind dort viel an der Tagesordnung, wie z. B. Graul die buddhistischen Fuhrleute auf Ceylon als die größten Thierquäler beobachtete. Neben solchen Zuständen erscheint das fortwährende Tugendgeschwätz als die widerwärtigste Heuchelei. Der Buddhismus ist eine rechte Brutstätte des pharisäischen Wesens.

Im Volksleben schrumpft die ganze Moral übrigens vielfach zusammen bis auf die Unterwürfigkeit gegen die Priesterschaft. Die wandernden Böttelmönche knechten das Volk besonders durch die Beichte, die auch von den Laien abgelegt werden soll und saugen es aus. Ist ein Kind geboren, so erforscht man vom Bettelmönch, welcher Name mit glücklicher Vorbedeutung ihm beizulegen sei; als Arzt und Zauberer wird er vielfach zu Rathe gezogen und assistirt bei allen Familienfeierlichkeiten. Auch für Verstorbene muß er Seelenmessen lesen, um ihnen glückliche Wiedergeburten zu verschaffen.

Werfen wir noch einen Blick auf den buddhistischen **Kultus**. Buddha's Lehre hätte einen solchen nicht erzeugt; aber eine Volksreligion bedarf desselben. Da die Götter abgeschafft waren, so blieb der Stifter der neuen Religion und die Heiligen als Objekt der Verehrung. Der

---

[1]) Das Bekenntniß lautet: Ich nehme meine Zuflucht 1) zum **Buddha**, 2) zum **Dharma** (buddhistischen Gesetz), 3) zum **Samgha** (der Versammlung der Mönche — Gemeinde der Heiligen).

[2]) Nicht tödten, nicht stehlen, nicht Unkeuschheit begehen, nicht lügen, nichts Berauschendes zu trinken.

[3]) Schonung aller lebenden Wesen ist die heiligste Pflicht, weil sie ja alle theilhaben an dem Schmerze des Daseins; nicht einmal auf ein abgefallenes Blatt soll man treten, sondern es bei Seite legen. Enthaltung von sinnlichen Genüssen ist hohe Pflicht, und selbst das Wohlgefallen an der Schönheit gilt als sündlich. Säufer kommen in eine mit Koth und Schlamm gefüllte Hölle, oder werden als Blödsinnige wiedergeboren. Geduldiges Ertragen des Schmerzes, auch der höchsten Beleidigung, ist ein Hauptzug des buddhistischen Charakters, und um fremden Schmerz zu erleichtern, soll der fromme Buddhist sich selbst des Todes nicht weigern. Die Wohlthätigkeit im weitesten Sinne des Wortes hat ebenfalls den Zweck, das Leiden der Geschöpfe zu mildern, und bezieht sich auf Thiere ebenso wie auf Menschen. Schattenreiche und fruchttragende Bäume und heilsame Kräuter an die Wege zu pflanzen,

Buddha aber ist im Nirvâna dahingeschwunden; es gibt keine andre Gemeinschaft mit ihm, als die in der Erinnerung — unterstützt durch Bilder und dann durch Reliquien. Letztere gewähren ja eine persönliche Verbindung und müssen daher zauberische wunderbare Hülfe gewähren. Der Reliquiendienst, dem Brahmanen (dem die Berührung einer Leiche eine der schlimmsten Verunreinigungen ist), ein schrecklicher Greuel, scheint zuerst vom König Açôka befördert zu sein, der die körperlichen Ueberreste Gautama's über ganz Indien verbreitete. Es sollen noch jetzt von ihm Knochen und Knochensplitter, Haare, Stücke seiner Nägel u. s. w. vorhanden sein. Das größte Kleinod der Buddhisten aber ist der schon erwähnte linke obere Augenzahn desselben.

In alter Zeit schon wurde durch die Wunderkraft dieses Zahnes ein ganzes Heer zur Annahme des Buddhismus bewogen; ein brahmanischer König ließ die heilige Reliquie, die er vernichten wollte, in's Feuer werfen, auf einem Ambos mit dem Hammer zerschlagen, in die Erde vergraben und diese von Elefanten festtreten, den Zahn in einen morastigen Kanal werfen 2c., aber stets kam er wieder zum Vorschein, meist auf einer Lotosblume; da bekehrte sich der König, legte die kostbare Reliquie in ein goldenes Kästchen und baute ihr einen Tempel. Blutige Kriege wurden um den heiligen Zahn geführt; im Jahre 339 n. Chr. aber ward er nach Ceylon gebracht, als höchster Schatz der Insel aufbewahrt und mit großen jährlichen Festen gefeiert. Der Besitzer des Zahnes gilt als Herscher von Ceylon; 1560 erbeuteten ihn die Portugiesen, und der portugiesische Statthalter, das Anerbieten einer ungeheuren Geldsumme, welche der König von Pegu dafür zahlen wollte, zurückweisend, ließ den Zahn vor öffentlicher Versammlung in einem Mörser zu Pulver stoßen und dann verbrennen. Dennoch kam derselbe bald wieder zum Vorschein, wie man sagte, auf einer Lotosblume. Die Engländer, in deren Besitz er später gelangte, ließen ihn lange Zeit nicht öffentlich zeigen; in neuerer Zeit aber ward das betreffende Verbot aufgehoben und die alten Feste in Gegenwart des englischen Gouverneurs mit größtem Pomp gefeiert. Der Zahn liegt in sechs goldenen und silbernen, mit Edelsteinen reich geschmückten Behältern eingeschlossen, in einem Tempel zu Kandy auf einem silbernen Tische; betend fällt das Volk vor ihm auf die Kniee und wenn er in feierlicher Prozession auf einem Elefanten durch die Stadt geführt wird, fallen die vor dem Tempel in zwei Reihen aufgestellten Elefanten auf die Kniee. Reiche Geschenke werden ihm gebracht und aus weiter Ferne zu ihm gepilgert. Gewiß aber ist, daß die Delada, so heißt der heilige Zahn, ein Stück farbigen Elfenbeins ist, zwei Zoll lang und dem Hauer eines Wildschweins sehr ähnlich, aber kein Fürstenzahn. — Ein anderer Zahn Buddha's, der in China aufbewahrt wird, ist gegen 6 Quadratzoll groß; auch an andern Orten werden dergleichen gezeigt.

Auch um den Topf, in welchen Buddha sich seine Nahrung bettelte, gleichfalls eine heilige Reliquie, wurden blutige Kriege geführt; sein Wanderstab ist noch da und sein Rock, der in Zeiten der Noth gezeigt

---

Brunnen graben, Gebäude als Herbergen für Vieh und Menschen errichten und dergl. sind Tugenden, die an Frommen hoch gerühmt werden. Gastfreundschaft ist heilige Pflicht, und Reisende ohne Unterschied werden in den Klöstern immer sehr wohlwollend aufgenommen. — Bei dem Laien ist die Ehe nur geduldet; ein wirkliches Interesse für das Familienleben aber kann bei der maßlosen Verachtung alles Wirklichen nicht vorhanden sein. Vielweiberei ist dem Laien zwar gestattet, doch begnügt man sich gewöhnlich mit einer Frau. Trennung der Ehe ist ganz leicht und die Willkür ist wenig beschränkt. Das Weib überhaupt hat zwar eine höhere Stellung als bei den Brahmanen und hat an dem geistlichen Leben einen viel bedeutenderen Antheil; indessen ist die Achtung der Weiblichkeit doch immer noch gering, und das Weib steht ihrem Wesen nach sittlich tiefer als der Mann.

und durch Kniebeugung verehrt wird. An sehr vielen Orten werden auch Fußtapfen Buddha's von verschiedener Größe, in Felsen eingedrückt, als heilige Stätten geehrt; so wird namentlich auf der Spitze des Adamspiks in Ceylon ein berühmter, 3′ langer Fußtapfe Buddha's gezeigt, zu welchem jährlich Tausende von Pilgern auf lebensgefährlichen Steigen hinaufklettern. Am seltsamsten aber ist, daß hie und da sogar sein zurückgelassener Schatten zu sehen ist.

Die Reliquien werden in eigenthümlichen aus Backsteinen oder Quadern erbauten Thürmen aufbewahrt, die im Sanskrit Stupa, in den indischen Volksdialekten und im Tope und im Singhalesischen Dâgoba[1]) genannt werden. Der Hauptbau ist in Form einer Kuppel gebaut, worin man eine Abbildung der Wasserblase, des Symbols der Vergänglichkeit, vermuthet hat. Ueber der Kuppel erhebt sich ein viereckiger Aufsatz, über dem das Emblem der wandernden Bettelmönche, der Sonnenschirm, angebracht wurde. Später vermehrte man derartige massiv aus Stein gehauene Schirmdächer, so daß verschiedene Stockwerke entstanden, vielleicht mit Beziehung auf die verschiedenen Stufen der himmlischen Welt. Unter Weglassung der Kuppel sind daraus die bekannten chinesischen Thürme entstanden. In Indien gibt es noch manche Stupa von hohem Alter; nachweislich solche aus der Zeit der Yuetschi.

Die Größe dieser Bauwerke, die keinen andern Raum als die Reliquienkammer enthalten, ist sehr verschieden. Einige sind mehrere hundert Fuß hoch. Vielfach aber sieht man sie auch z. B. auf Ceylon in Miniaturformat. Den Maler Hildebrand erinnerten sie an Käseglocken.

Neben den Reliquien wurden bald Bilder (Statuen) des Stifters und auch die andrer Heiligen verehrt. Es sollte ihnen zwar eigentlich keine Anbetung, sondern nur Ehrbezeugung gezollt werden, allein das Volk machte bald einen völligen Götzendienst daraus. „Man stattete die Bilder aufs kostbarste aus, machte einzelne Gliedmaßen beweglich, sodaß sie mit dem Kopfe nicken, die Hand erheben konnten, oder daß ein in der hohlen Statue befindlicher Priester auf die Anrufung der Gläubigen Antwort geben konnte. Auch wurden die Augen wohl aus transparenten Stoffen gefertigt und bei Nacht erleuchtet.“ Viele Buddhabilder wurden wegen ihrer Wunderthätigkeit berühmt.

Der Buddha wird immer in menschlicher Gestalt abgebildet. Nur im nördlichen Buddhismus finden sich unter çivaitischen Einflüssen Heiligenbilder in der abgeschmackten Darstellung brahmânischer Götter mit vielen Köpfen, Händen u. s. w. Das Gesicht des Buddha zeigt immer leidenschaftslose Ruhe, zuweilen in ein sanftes Lächeln übergehend. Gewöhnlich sitzt er mit untergeschlagenen Beinen da, auf dem Schoße den Almosentopf. Sonst wird er auch wohl predigend oder segnend abgebildet. Gewöhnlich sind es Kolossalstatuen, 12—18′ hoch. So soll nämlich zu Buddha's Zeiten die durchschnittliche Größe der

---

[1]) Daraus ist wahrscheinlich das Wort Pagode entstanden.

Menschen gewesen sein.[1]) Außer dem Bilde des Gautama wird das des nächsten Buddha, Maitrêya, viel bei den südlichen Buddhisten verehrt; bei den nördlichen das des Padmâpani, an dessen Stelle in China die Kwan-yin tritt. Letztere erinnert oft an die katholische Marienverehrung. Der Padmapâni-Kultus besteht besonders in dem Hersagen der Gebetsformel Om mani padmê hum! d. h. Om (das Universalwort indischer Frömmigkeit) Edelstein im Lotus, Amen. Der Edelstein im Lotus ist der aus dem Kelch einer Lotusblume geborne Padmapâni.

Diese Formel wird mit dem aus Holz, Kernen, Knochen 2c. bestehenden und von jedem frommen Buddhisten getragenen Rosenkranz gebetet und auch sonst überall angebracht. Sie ist beständig im Munde der Frommen, „das Kind lernt sie zuerst, und sie entflieht den Lippen der Sterbenden; Reisende und Wallfahrer murmeln oder singen sie beständig; der Hirt singt sie bei seiner Heerde, sie übertönt das Getümmel der Märkte; sie ist der Laut der Angst in Gefahr, das Kriegsgeschrei im Kampfe; mit ihr beginnen alle religiöse Ceremonien, sie erschallt bei allen Festlichkeiten. Vom japanischen Meere (?) bis an die persische Grenze vernimmt man fort und fort die sechs Laute; sie sind das Schiboleth, die Losung aller Schüler Sakyamuni's, weniger ein Gebet, als vielmehr ein Symbol, ähnlich dem bekannten Spruch der Muhammedaner." Mit dieser Formel eng zusammenhängend ist der in den nördlichen Ländern allgemeine Gebrauch der Gebetsräder, die ein Forscher nicht sowohl als Betmaschinen ansehen wollte, sondern als „Sinnbilder des in endlosem Kreislauf unstät rollenden Lebens, das nie zur Ruhe gelangt und nie zum Ziele, immer in seinen Anfang zurückkehrt, und immer fließend, doch nie weiter kommt", wie denn überhaupt der Buddhist als seiner Weltanschauung entsprechend alles liebt, was sich rastlos dreht und das geistige Leben überhaupt als „Umdrehung" bezeichnet. Doch mag dies Symbol der Einrichtung auch zu Grunde gelegen haben, jetzt scheinen die Räder allerdings als etwas, wodurch man sich mittelst einer massenhaften Repetition jener 6 Silben ein Verdienst erwerben kann.

Padmapâni bildet übrigens mit Mandschuçri und Vadschradhara eine Trias, die der brahmânischen Göttertrias entspricht. Unter fortschreitendem Einfluß des Çivaismus (vermittelt durch das philosophische Tantra-System) ist Çiva selbst samt seiner Gattin Pârvati in den nördlichen Buddhismus eingedrungen.

In der Form bietet der buddhistische Kultus auffallend viele Vergleichungspunkte mit dem katholischen. „Die Altäre, deren in einem größeren Tempel mehrere sein können, sind mit Heiligenbildern, Teppichen, Fahnen und Blumengewinden überladen. Auf dem Altar sind auch die Schalen, in welche die Ehrenbezeugungen (Blumen, Früchte Kerzen) niedergelegt werden, außerdem ein metallener Spiegel, ein Kelch oder eine Gießkanne. Der Kultus besteht in einer Liturgie, welche in einer dem Volke fremden Sprache (Pâli resp. Sanskrit) vorgetragen wird, so daß jenes nur das Wort Buddha (oder einige technische Ausdrücke) versteht und darauf sein Amen sagt. Damit das Ganze weniger einförmig klingt, wird größere Mannigfaltigkeit in Ton und Geberde hervorgebracht. Bald ertönt eine rauschende Musik, bald spielt sie im gedämpften Ton; die Gebete werden halb singend vorgetragen, bald leise gemurmelt, bald laut geschrieen. Durch Glocken und

[1]) Nach buddhistischer Lehre schwankt im allgemeinen Wechsel auch die Größe des menschlichen Leibes und die Länge des Lebens. Der nächste Buddha, der erscheinen soll, wird noch viel größer sein.

hölzerne Trommeln wird der Lärm vermehrt, durch Prozessionen und mannigfache Veränderungen in der Stellung die Schaulust befriedigt. Die Laien müssen öfters niederknien und sich auf die Erde werfen. Ihre Gebete sind das Bekenntniß zu den 3 Stützen und den 5 Geboten: ich stehle nicht u. s. w. Dazu kommen im Lamaismus und China die bereits erwähnten Formeln. Während des Gottesdienstes wird Weihrauch gebrannt — die übrigen Ceremonien übergehen wir und erwähnen nur noch, daß der Lamaismus sogar eine Kindertaufe hat, bei der dem Kinde das Horoskop gestellt wird, sowie, daß für die Verstorbenen Seelenmessen gelesen werden. Schließlich mag auch erwähnt werden, daß auch der Buddhismus seine heiligen Zeiten hat. Die Tage, an denen der Mondwechsel stattfindet, sind für besonderen Gottesdienst bestimmt, während von den Mönchen dreimal täglich solcher zu halten ist. Außerdem aber giebt es im Jahre 3 hohe Feste: das Lampenfest, Neujahrsfest und der Geburtstag des Çakya muni.

Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Betrachtung nun wieder nach Ceylon zurück, so finden wir auch an diesem Vororte des Buddhismus denselben keineswegs rein erhalten. Die Verehrung der für den Volksverstand faßbaren brahmanischen Göttergestalten ist hier nie völlig abgestellt worden. So finden sich Devali (brahmanische Tempel) selbst auf dem Hofraume buddhistischer Vihâra, obschon seit dem 11. Jahrhundert eine strengere Partei der Buddhisten gegen diese Vermischung ankämpft. Dennoch hat sie im Volksbewußtsein nicht viel geändert, und namentlich ist Kartikeya, der Führer der himmlischen Kriegsschaaren, bei den Singhalesen sehr beliebt und wird oft angerufen. Auch werden brahmanische Feste unter allgemeiner Betheiligung des Volkes gefeiert.

Wir würden uns jedoch von den religiösen Zuständen Ceylons kein zutreffendes Bild machen, wenn wir nicht weiter zurückgreifen und die bedeutenden Reste des ursprünglichen **Dämonendienstes** in's Auge fassen wollten, die sich auf der ganzen Insel erhalten hatten. Eine Menge Yaka oder böse Geister, von denen allerlei Uebel kommt, erfüllen die Herzen der armen Heiden mit banger Furcht. Einer dieser Geister heißt „der rothe Dämon“: er ist der Gott verheerender Krankheiten, welche die Menschen in großer Anzahl hinraffen. So ist auch Kuveni, die verstoßene Gemahlin Vidschaya's, zu einem Dämon geworden, welcher Verderben über die Nachkommen des treulosen Gatten zu bringen sucht. Häufig sieht man Blätter um einen Baumstamm gewunden, zum Zeichen, daß der Baum einem Dämon geweiht ist. Außer den bösen Geistern kennt der Singhalese noch einen Dämon (Sanna) für jede Krankheit, den man gegen sie anruft. Den Zorn der bösen Geister aber meint man durch Opfer abwenden zu können, unter denen sich die Darbringung eines rothen Hahnes am meisten auszeichnet. Die iuddhistenpriester drücken gegen dieses Unwesen die Augen zu, weil sie nichts dagegen machen können, und die rechtgläubigsten Singhalesen halten sich bei allem Zugeständniß, daß es nicht sein sollte, doch in aller Noth und Angst daran. Mantra oder Zauberformeln und Geister gehören übrigens eng zusammen, und obschon der Buddhismus seinen Anhängern verbietet, mit Geistern und Dämonen irgend welchen Ver-

kehr zu unterhalten, glauben die Buddhisten auf Ceylon viel fester an Zauber durch Mantra und an Teufel, als an die Formeln des öffentlichen Tempeldienstes. In dem Mantra schlummern alle möglichen Kräfte; sie zu beleben ist die Sache des Katadiya, Zauberers oder Teufelspriesters und nicht ohne Gefahr von Seiten der Geister, daher man sich gegenwärtig fast nur an die kleinen Mantra wagt, und die großen, mit denen man z. B. in einer Stunde alle Europäer ins Meer treiben könnte, unbenutzt liegen läßt. In Krankheit und Gefahr ist der Kattadiya (auch Kattiada oder Yakadura genannt) gleichfalls unentbehrlich. Auf einem mit Blumengewinden geschmückten Altar wird vor den Augen des Kranken ein Thier, meist ein Hahn, geopfert. Durch Berührung muß jener dem bösen Geiste die wilden Blumen, den Reis, das Fleisch weihen, die als Opfer um Sonnenuntergang, um Mitternacht und Morgens dargebracht werden. Dazwischen machen die Teufelstänzer ihre Beschwörungen in Masken und Verkleidung, um den Dämon, als den Urheber der Leiden des Kranken, vorzustellen. In der Wuth dieser aufregenden Bewegungen stellt der Kattiada den Anfall seiner Besitzung durch den Dämon dar und wird von den Freunden des Leidenden gefragt, worauf er die Krankheit nennt und Tod oder Genesung vorhersagt. Bei Sonnenaufgang endet die Ceremonie mit Absingung von Zauberformeln, um die durch sie herbeigerufenen Dämonen zu verscheuchen; die Teufelstänzer gehen mit dem Opfer fort und singen auf dem Wege den Schlußgesang, „daß das Opfer angenehm sei und der Kranke noch lange lebe.“ Teufelspriester sind auch die s. g. Kapua.

Ein englischer Offizier, der durch Ceylon reiste, fand an einem einsamen Platz einen solchen Kapua oder Teufelstänzer, der sich seinen Unterhalt durch Wahrsagen und Verkauf von Arzneien erwarb. Seine Hütte, die zugleich als Teufelstempel (Dewala) diente, stand am Ufer eines träge dahinschleichenden Flusses und war von einem mächtigen Banianenbaum überschattet. An 300 Eingeborene hatten sich hier versammelt, um den Teufelstanz mit anzusehen. Die Trommeln ließen sich hören, und der Kapua, ein starker, lebhafter Mann, in der Hand eine Fackel von Harz und Salpeter, tanzte nach dem Schall und hielt Takt mit Händen und Füßen, an welchen er, gleichwie um den Hals, die Arme und die Knöchel große hohle Metallringe trug, Salamba genannt. Je aufgeregter er wurde, desto schneller wurden seine Bewegungen; seine Muskeln zitterten; seine Augäpfel starrten, als wollte er etwas in der Dunkelheit um ihn her erspähen. Dann trat er auf die Person zu, derenthalben der Teufel angerufen werden sollte, und prophezeite ihr ihr künftiges Schicksal. Die wilden Geberden des Kapua, sein langes Haar, das über die Schultern herabhing, das flackernde Licht der Fackel, das sich in den düsteren Zweigen verlor und die staunende, gaffende Menge umher — alles das bildet ein schauerliches Gemälde. Der Teufelstanz aber endet gewöhnlich mit schamlosen Auftritten, die seine Verworfenheit um so greller ans Licht stellen.

Die Hauptfeier, in welcher Verehrung der ganzen Körperschaft der höllischen Geister, deren viele auch dem Hindu-Götzenwesen entstammen, zusammenfließt, ist das meist sieben Tage währende Dewolmaduwa, das oft für ein ganzes Dorf stattfindet, um Cholera oder Fieber zu vertreiben. Es beginnt mit Waschungen und Sprengen von Saffranwasser, und schließt damit, daß die Kapua die heilige „Purrawa“ (ein irdenes Gefäß) an den nächsten Fluß tragen, sie dort zerbrechen und die Scherben ins Wasser werfen. — Die meisten Dorfbewohner aber sind bis heute noch durch solchen starken Aberglauben mächtig festge-

halten und tragen Zaubermittel an sich zum Schutz vor dem bösen Blick des Dämons, fragen bei jeder Gelegenheit die Kapua und Astrologen, heirathen unter ihrer Leitung, laden sie zur Geburt ihrer Kinder ins Haus und lassen nicht selten Mutter und Kind den bösen Geistern besonders weihen.[1])

Eigenthümlich ist bei den Singhalesen auch die Erscheinung der **Kasten**, die sonst keineswegs im Sinne des Buddhismus liegt, welcher vielmehr den Kastenunterschied überall gehoben hat. „Wären die Kasten in der Natur der Dinge begründet", sagt z. B. ein gelehrter Buddhist, der gegen dieselben schrieb, „so müßten auch natürliche Unterschiede bestehen. Der Fuß eines Tigers ist sehr wohl von dem eines Elefanten zu unterscheiden, und der eines Elefanten wieder von dem eines Menschen; niemand wird aber angeben können, wodurch sich der Fuß eines Brahmanen von dem eines Çudra unterscheide." Sicher würde das Kastenwesen auch in Indien niemals herrschend geworden sein, wäre der Buddhismus gleich anfangs die herrschende Religion gewesen; so aber fand er die Kasten schon vor und duldete sie. Ebenso in Ceylon, wo die ursprünglichen brahmanischen Einwanderer von Indien her das Kastenwesen eingeführt hatten und dasselbe dann später fortbestand, obgleich das Land buddhistisch ward. Die vier indischen Kasten, Brahmanen, Kschatria, Vayçya und Sudra, sind auch den Singhalesen bekannt, die erste aber natürlich nicht mehr vorhanden, seitdem der Buddhismus allgemeine Landesreligion wurde. So existiren denn eigentlich nur drei Kasten, von denen die erste (zweite indische) nur die königliche Familie umfaßt, demnach ist die dritte indische Kaste, in Ceylon „Giya" genannt, die höchste, und hat auch in der That den Titel der „hohen Kaste" angenommen. Gleich den indischen zerfallen auch die singhalesischen Kasten in mehrere Unterabtheilungen, die jedoch mit denen der Indier nicht genau zusammenstimmen. Die unterste und verachtetste ist die der „Rhodia" (wahrscheinlich von dem Pâliwort rogadika, mit Krankheiten u. a. Uebeln behaftet), die von Aussätzigen abstammen, welche ihrer Krankheit wegen von den übrigen Einwohnern verstoßen wurden. Ihre bloße Berührung macht unrein, und unter dieselbe versetzt zu werden, gilt für eine härtere Strafe als der Tod.

---

[1]) „In der Theorie," schrieb ein Missionar, „sind die Leute alle Buddhisten, in Wirklichkeit Teufelsdiener. Bis zu einer Entfernung von 4 (engl.) Meilen von meinem Hause nach allen Seiten hin finden sich nicht weniger als 16 Buddhistentempel, und die Zahl der Priester in diesem Distrikt ist etwa 500. Trotzdem höre ich oft in der Nacht den Lärm der Teufelstänze. Nur wenn man diese Orgien mit angesehen hat, versteht man diese Fesseln, in denen ein sonst begabtes Volk gefangen liegt. — — — Die Macht des Teufelspriesters über die Gemüther ist unbeschränkt. Ohne ihn kann nichts geschehen. Wenn ein Haus gebaut werden soll, wenn man eine Reise unternimmt, die Geburt eines Kindes erwartet u. s. w., überall muß der große Vermittler zwischen den Menschen und der Geisterwelt thätig sein. Besonders bei Krankheiten ist er nöthig. Er bringt Opfer, gräbt ein Grab auf und schläft darin, bereitet Eier die er in einem Menschenschädel bratet u. s. w. (Newcomb, Cyclopedia p. 239 ff.) „Aufmerksame Beobachter," sagt Graul (IV 277), „wollen die im südlichen Theil der Insel zunehmende Entartung der Bevölkerung an Leib und Seele gradezu auf die Häufigkeit der nächtlichen Orgien zurückführen, in denen sich der Teufelsdienst vollendet.

Gebaute Häuser dürfen sie nicht haben, und unter der Regierung der singhalesischen Könige durften sie ungestraft getödtet werden. Das Volk aber schreibt ihnen die Kenntniß geheimer Zauberkräfte (hunaim)[1]) zu und gibt ihnen jährlich eine freiwillige Abgabe, um sich gegen ihre Bosheit zu schützen.

In der früheren singhalesischen Rechtspflege kamen oft Gottesurtheile vor. Es mußten z. B. beide Parteien ihre Hände in siedendes Oel tauchen, und wer seine Hände unversehrt zurückzog, galt für unschuldig; oder sie mußten glühendes Eisen auf einem Palmblatt sieben Schritte weit tragen, und wessen Hand verletzt ward, galt für schuldig; auch legte man wohl in ein Gefäß eine giftige Schlange und eine Anzahl Münzen, und wer beim Herausholen der letzteren mit der Hand gebissen ward, hatte verloren. Bei Streitigkeiten um Ländereien ließ man öfters etwas Reis von dem streitigen Lande bringen, der dann gekocht und von den beiden streitenden Parteien gegessen wurde; darauf gingen sie nach Hause und lebten mit der größten Vorsicht, wen aber in einer festgesetzten Zeit eine Krankheit befiel oder auch nur ein Unfall in seiner Familie oder Heerde, der verlor das streitige Land.

Die Ehen werden in Ceylon meist von den Eltern geschlossen, ohne Rücksicht auf die Neigungen des zu verheirathenden Mädchens, und die sehr weitläuftigen Heirathsgebräuche beginnen schon lange vor der Hochzeit. Mit 16 Jahren wird der junge Mann schon heirathsfähig. Was man aber in einem so südlichen Klima nicht vermuthen sollte, die Polyandrie kommt öfter vor, während die Polygamie nur bei den Moslems üblich ist. Niemand aber mag seine Tochter an einen Mann von niedrigster Kaste verheirathen. Wünscht nun jemand ein Mädchen zur Ehe, so schickt er gewöhnlich erst einen vertrauten Freund zu dessen Eltern, der als irgendwo von ihm gehörtes Gerücht die beabsichtigte Heirath zwischen den beiden Familien erwähnt. Wird dasselbe nicht augenblicklich und mit Indignation in Abrede gestellt, sondern blos ruhig verneint, so schickt man später den angesehensten seiner Verwandten zu den Eltern des Mädchens und läßt die Heirath förmlich in Vorschlag bringen. Nach erfolgter Annahme desselben schickt der Bräutigam der Familie seiner Braut 5000 Betelblätter anstatt Einladungskarten, nach deren Annahme von Seiten der Familie, womit sie für die Annahme des Antrages definitiv sich erklärt, die Heirath ohne gerichtliche Buße nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Nachdem nun das Horoskop der zu Vermählenden durch einen Astrologen untersucht und endlich ein glücklicher Tag für die Hochzeit von demselben bestimmt ist, erfolgen die Einladungen an Freunde und Verwandte zu diesem Tag, an welchem der Bräutigam in das Haus seiner Braut geführt wird. Dort angekommen werden ihm alsbald die Füße

---

[1]) Die Zauberei besteht besonders darin, daß jemandes Bild gezeichnet oder sein Name aufgeschrieben wird. Die Verletzung, die man dem Bilde oder dem Namen zufügt, soll dann auch an der Person selbst erfolgen. Nach den älteren singhalesischen Gesetzen war diese Zauberei bei harter körperlicher Strafe verboten — ebenso wie Diebstahl, Sakrilegium und Ehebruch.

gewaschen, ist er ein Mann von Rang, durch einen Diener, ist er aus niedriger Kaste, durch einen jüngeren Bruder. Ein in dieses Wasser geworfener Ring ist gewöhnlich der Lohn für diese Fußwaschung. Hierauf setzen sich sämmtliche Gäste zur Mahlzeit nieder, mit strenger Beobachtung des Ranges; ist dieser sehr verschieden, so werden sie in mehrere Zimmer abgesondert. Nach der Mahlzeit bringen der Bräutigam und seine Verwandten die Geschenke für die Braut, worauf ein Tisch in der Mitte des Zimmers aufgestellt wird; auf ihm liegt ein Haufen mit Reis, der mit einem weißen Tuche überdeckt ist. Nachdem nun der vom Astrologen bestimmte glückliche Augenblick gekommen, wird die Braut hereingeführt, auf den Reishaufen gestellt, und die Mutter nimmt ihr nach und nach all ihren Schmuck ab, um ihr den von ihrem Bräutigam geschenkten dafür anzulegen. Darauf essen Braut und Bräutigam aus einer Schüssel, um anzudeuten, daß vollkommene Gleichheit unter ihnen bestehe. Bisweilen werden bei dieser Gelegenheit auch Ringe unter den Verlobten gewechselt, gewöhnlich aber zwei ihrer Finger mit Seide zusammengebunden. Gemeinschaft des Eigenthums besteht nicht in den singhalesischen Ehen, deren es zwei Arten gibt, Digha und Bina. Nur bei jener verläßt die Frau das väterliche Haus, um bei ihrem Manne zu wohnen, kann aber, wenn sie will, die Trennung verlangen, worauf, wenn der Mann einwilligt, die Hochzeitsgeschenke zurückgegeben werden. Bei der Binaehe dagegen wohnt der Mann im Hause seiner Schwiegereltern, welche die Frau in Gemeinschaft mit ihren Brüdern auch beerbt, wird mit wenig Rücksicht behandelt und kann jeden Augenblick fortgeschickt werden, weshalb es in einem singhalesischen Sprichwort auch heißt: „Der Bina braucht in der Wohnung seiner Frau nur vier Dinge mitzunehmen, ein Paar Sandalen, um seine Füße zu schützen, ein Talipotblatt, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu verwahren, einen Stab, um sich daran zu halten, wenn er krank ist, und eine Laterne, um sich zu leuchten. Mit diesen Vorsichtsmitteln kann er jede Stunde des Tages und der Nacht abreisen."

Sonderbar ist die Art, wie die Singhalesen ihren Kindern Namen geben. Die Zeit dazu hat gleichfalls der Astrolog zu bestimmen, doch muß der Tag in den fünften, neunten oder elften Monat nach der Geburt des Kindes fallen. Die Verwandten werden eingeladen und die Mutter gibt dem Kinde etwas Reis in den Mund. Genau in dem von dem Astrologen bestimmten Momente nähert sich inzwischen der Vater dem Kinde und sagt ihm seinen Namen in das Ohr. Derselbe ist nämlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt; viele würden sich in späteren Jahren schämen, ihn zu sagen, und die meisten kennen ihn gar nicht. Im gewöhnlichen Leben bilden sich später andere Namen aus, wie Kalu (schwarz), Batu (roth), Pamhi (klein), zu welchen Beinamen man auch die Bezeichnung des Standes fügt, um die Person von andern zu unterscheiden.

Die Leichenceremonien sind sehr einfach; nur den vornehmsten Personen wird es erlaubt, ihre Todten zu verbrennen; die andern werden begraben, mit dem Kopf gegen Westen gewendet. Die Asche der verbrannten Leiche wurde sieben Tage nach der Verbrennung in

eine Urne gesammelt, wobei ein buddhistischer Priester einige moralische Ermahnungen hält. Die Urne mit der Asche der Könige wurde einer verkleideten Maske übergeben, die in einem Boote in die Mitte eines Flusses gerudert wurde. Dort sprang sie mit der Urne ins Wasser und ward nicht wieder gesehen.

Als eine Folge des Buddhismus, der keinen Blick thut in die Wirklichkeit eines endlosen künftigen Lebens und, unzureichend für die Zeit und die Ewigkeit verwerfend, höchstens ohne Furcht leben und ohne Hoffnung sterben lehrt, finden wir in dem **Charakter** der Singhalesen [1]) eine stumpfe Gleichgültigkeit gegen alle Religion neben der tiefsten Unwissenheit und einem Mangel an sittlichem Gefühl. Fremden erscheint der Singhalese meist höflich und sanft; er hat den Schein der Theilnahme, Menschenliebe und Dankbarkeit in seinem äußeren Wesen. Aber wer in die abgelegenen Dörfer gedrungen ist und sich in sein Gemeinschaftswesen eingelebt hat, dem tritt ein viel unschöneres Bild entgegen. Eifersucht, Verleumdung, Zank und Rachgier herrschen in ganz unerwartetem Grade. „Jede Haushaltung", sagt der Baptisten-Missionar Davies, „hat ihren inneren Zwist, jeder Kreis seine unverholenen Fehden und Feindschaften. Die Weiber besonders sind Erzzänkerinnen und fallen mit lautem Spott, heftigem, giftigem und schmutzigem Schimpfen wüthend über einander her. Sie haben nur wenige ekelhafte Laster oder thierische Unarten; aber in einem singhalesischen Dorfe ist Sittenlosigkeit so allgemein, daß niemand mehr tadelt, und der Haß so ungezähmt, daß Morde nicht selten sind. Lüge herrscht durchgängig, und Meineid ist etwas ganz Gewöhnliches; Diebstahl ist ebenfalls alltäglich, Betrug in jeglicher Gestalt, Fälschung und Hintergehung, Bestechung und Ehrenschädigung ist so sehr die Gewohnheit des ungebildeten Volkes, daß das Gefühl des Zutrauens völlig unbekannt ist, und in den vertrautesten häuslichen Verhältnissen bietet das Band der Bruderschaft oder Freundschaft, das zwischen Eltern und Kindern, durchaus nicht die mindeste Bürgschaft für redliche Gesinnung der Parteien gegen einander dar." Dazu kommen in vielen Dörfern Trunkenheit, Spielsucht und Dieberei als vorherrschende Sünden. Gesellschaften von 40 bis 50 Personen kommen zusammen, bringen einige Tage bei einander zu unter allerlei Arten von Schwelgerei und Ausschweifung, verspielen alles was sie besitzen, und schwärmen dann in der Nacht umher, um zu rauben und zu plündern. Und wenn die allgemein herrschende Lüge und Unwahrheit alles sittliche Gefühl im Innern und jedes Ehrgefühl nach außen tödtet, so übertrifft endlich die lethargische Thätigkeit der Singhalesen alles, was sich dieser Art sonst bei den südlichen Asiaten findet. Ihren einfachen Bedürfnissen kommt ja das milde Klima und der fruchtbare Boden reichlich entgegen; dafür aber zeigt ihr Land auch keine Spuren von neuerer Kunst, ihre Literatur keine Thaten des Geistes; ja man war schon lange selbst zu träge für die geringe Arbeit, das aus früheren Zeiten Ueberkommene zu erhalten, und jene großartigen Ueberreste, die noch immer den Rei-

---

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1818, III, p. 368 f.; 1852 I, p. 117 f. 129 ff.

senden als Zeugen einer entschwundenen Gesittung in Staunen setzen, sind in Trümmer gesunken, und weite, einst von Menschenleben wimmelnde, und noch immer die Spuren früherer Fruchtbarkeit und früheren Anbaues tragende Gegenden durch träge Vernachlässigung in pesthauchende Sümpfe verwandelt. Ueberdies hat die seit langer ungewisser Zeit eingetretene Abnahme der Bevölkerung Ceylons dem zurückbleibenden Rest die Befriedigung seiner Bedürfnisse um so leichter gemacht.[1]) „Nichts drängt — nach Tennent — die jetzige Bewohnerschaft zu Verbesserungen, und damit ist die Trägheit, der sich ihr Verstand längst gefügt hat, eine eingewurzelte, erbliche, kaum überwindbare Gewohnheit geworden. Niedrige Schliche in ihrem Geldinteresse, schlaue Windungen, um Schutz zu erlangen, scheinen die höchsten Schwünge zu sein, deren ihr Geist noch fähig ist. Ihr Verstand, scharf und eindringend, soweit es ihren häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten gilt, scheint sogleich zusammenzusinken, wenn es sich um höhere Sachen und tiefere Ideen handelt. Ueber den engen Kreis hinaus, auf den sie gewohnt sind, ihre Gedanken zu beschränken, sind sie unbegreiflich stumpf und mit Ausnahme der Stadtbewohner, die durch die Reibung mit Europäern etwas geschärft sind, scheint es bei ihnen unmöglich, auch nur der einfachsten Wahrheit Eingang zu verschaffen.“ —

3. Frühere Ausbreitung des Christenthums.

Zwar berichtet schon der Nestorianer Cosmas Indikopleustes in seiner unter der Regierung des Kaisers Justinian geschriebenen „christlichen Topographie“ von einer gläubigen Christengemeinde auf Taprobane (Ceylon); doch waren dies nach seiner eigenen Erklärung Perser (wahrscheinlich der syrischen Kirche angehörig gleich den alten Christen in Travankor), die sich nur des Handels wegen dort aufhielten. Die Eingeborenen selbst und ihre Herrscher waren auch damals Heiden. Mit der Abnahme des orientalischen Handels und dem Ausbleiben der Fremden verschwand auch das in dem Landesvolke selbst nie gewurzelte Christenthum wieder von den Gestaden des Golfs von Manâr, und in den allerdings spärlichen Berichten, die wir vom sechsten Jahrhundert an bis zum Erscheinen der Portugiesen auf Ceylon über diese Insel und ihre Bewohner haben, findet sich auch nicht eine Spur von dem Bestand einer Christengemeinde daselbst.

Als im Jahre 1505 die **Portugiesen** nach Ceylon kamen und die Küstenlande in Besitz nahmen, war bereits der Brahmanismus unter den Tamulen im Norden, der Buddhismus unter den übrigen Singhalesen herrschend. Während der 127 Jahre aber, daß sie die Küsten der Insel in Besitz hatten, in deren Inneres tiefer einzudringen ihnen nicht gelingen wollte, ließen es die Portugiesen an den eifrigsten Be-

---

[1]) In neuster Zeit ist allerdings eine Zunahme der Bevölkerung zu verzeichnen. Die Seelenzahl war 1865: 2 045 697 und stieg bis 1874 auf 2 418 741. Dabei ist jedoch die massenhafte Einwanderung der Tamilkuli vom Festlande in Rücksicht zu ziehen.

mühungen für die Ausbreitung des Christenthums daselbst nicht fehlen, und zwar begann die Bekehrungsarbeit an den Buddhisten mehrere Jahre früher als an den Tamulen. Denn gleich nach der Erbauung eines Forts zu Colombo ward die Umgegend zum Bisthum von Colombo erklärt und unter der Leitung des ersten Bischofs Don Juan de Monterio (eiro?) das Christenthum bald in den singhalesischen Bezirken verkündet, während erst 1544 Franz Xavier, der Apostel Indiens, zu den Tamulen kam und bei der Fischerkaste der Paraver am Golf von Manâr, wo sie der Perlenfischerei wegen sich zahlreich aufhielten, großen Eingang fand, wie diese Fischer dann bis auf den heutigen Tag, trotz der blutigen Verfolgungen des Radscha von Jaffna und der späteren von Seiten der Holländer, der römischen Kirche beharrlich ergeben geblieben sind. Xavier taufte ihrer 6—700, und nachdem mehrere Jahre später der Radscha von Dschaffna durch die Portugiesen, welche in Dschaffnapatam eine Festung bauten, verjagt und ihre Herrschaft so auf der ganzen Küste begründet war, brachten sie bald diese ganze Halbinsel unter die unbedingte Herrschaft der Kirche, theilten sie in Pfarreien, bauten Kirchen und Schulhäuser, deren Ueberreste jetzt noch häufig sich finden, und bald hatte hier alles, auch die Brahmanen, die alte Religion abgeschworen und die Taufe empfangen. Zur Erreichung so bedeutender Erfolge trug jedenfalls die von den Jesuiten hier wie in Indien geübte Akkommodation an die bestehenden Religionsverhältnisse das meiste bei. Wenn aber in Dschaffna, fern von jeder heidnischen Herrschermacht und vor jedem Angriff von außen gesichert, die Portugiesen unter den durch die Aeußerlichkeiten des römischen Ceremonienwesens leicht bestochenen Tamulen mit der Ausbreitung des Christenthums entschieden und kräftig vorgehen konnten, galt es unter den Buddhisten des Südens in der Nähe des mächtigen Königs von Cotta und des noch feindlicheren Herrschers von Kandy an sich haltende Vorsicht, und Pfarrkirchen und Pfarreien konnten zunächst nur in der Nähe und unter den Kanonen der Forts von Colombo, Galle, Caltura, Malvana und Negombo angelegt werden. Dem ungeachtet gelang es den portugiesischen Priestern auch im Buddhistenlande sogar den König von Kandy und nachher den von Cotta zur Annahme der Taufe zu bewegen, denen viele edle und geringe Leute „um des Goldes der Portugiesen willen", wie ein singhalesisches Geschichtsbuch sagt, nachfolgten. Erst gegen das Ende ihrer Herrschaft machten die Portugiesen jedoch Anstalt, das Christenthum über ihr eigenes Gebiet hinaus weiter nach dem Innern der Insel zu verbreiten, was indessen durch den am Hofe von Kandy (um 1614) sich bereits geltend machenden holländischen Einfluß verhindert wurde. Desto eifriger waren ihre Missionsbestrebungen innerhalb des eigenen Gebietes, obschon die Bekehrung bei den Singhalesen nicht sowohl ein religiöser als politischer Akt und die weit überwiegende Mehrzahl damals wie jetzt fest mit dem Buddhaglauben verwachsen war. „Zu Tausenden ließen sie sich taufen, fast ohne allen Unterricht, ohne alle innere Erleuchtung, nicht gezwungen, kaum aufgefordert und zwar auf einen Glauben, der völlig neu und fremd, ihnen gar nichts war. Ihre

Ansichten und Gefühle blieben dieselben, woran die Bequemung der Missionare zu heidnischem Pomp und Wesen sie nicht im mindesten hinderte."

Im Jahre 1636 rief der König von Kandy die **Holländer**, welche bereits zu Palikat auf der Koromandelküste und auf mehreren Inseln des indischen Archipels sich festgesetzt und blühende Kolonien angelegt hatten, gegen die treulosen und arglistigen Portugiesen zu Hülfe. Statt aber die gemachten Eroberungen, wie es vertragsmäßig festgesetzt war, dem König zu überlassen, behielten die Holländer dieselben und überzogen ihren Bundesgenossen selbst mit Krieg, gewannen in den Jahren 1640—1658 Galle, Colombo und Jaffna, bemächtigten sich aller festen Plätze, vertrieben die Portugiesen und betrachteten sich als ihre Erben durch das Recht der Eroberung. Kaum aber hatten sie in Ceylon festen Fuß gefaßt, als die reformirte Staatsreligion wie überall in den Kolonien eingeführt ward, und schon am 6. Oktober 1642 trat der erste reformirte Geistliche auf der Insel in Thätigkeit. Strenge Maßregeln wurden vor allem gegen die römischen Priester ergriffen und wiederholte Verordnungen zur Unterdrückung der katholischen Kirche erlassen, die jedoch trotzdem stark auf der Insel blieb, indem nicht blos die auf Ceylon gebliebenen Portugiesen, sondern heimlich auch viele Singhalesen und Tamulen ihr äußerlich treulich anhingen und weder durch Bestechung noch durch Gewalt sich von ihr abziehen ließen, viele auch nach dem Innern unter den Schutz des über die Treulosigkeit der Holländer empörten Königs von Kandy sich begaben.

Das eigentliche Bekehrungswerk ward nun von den Holländern systematisch betrieben, die römischen Kirchen der Provinz Dschaffna in Besitz genommen und mit jeder eine Schule verbunden, zu Dschaffnapatam aber ein Seminar zur Bildung von eingebornen Lehrern und Katechisten eröffnet. Im Jahre 1663, nur 5 Jahre nach der Eroberung, waren dort bereits über 12 000 Kinder getauft, 18 000 befanden sich in den Schulen, und die Zahl derer, welche „christliche Männer und Frauen" geworden, belief sich auf 65 000. Im Jahre 1688 aber berechnete man die Gesammtzahl der Uebergetretenen im Dschaffnalande auf 180 000. Freilich waren von denselben, wie Baldäus, einer der ersten und eifrigsten reformirten Geistlichen auf Ceylon, der im Jahre 1672 zu Amsterdam eine mit schönen Kupferstichen geschmückte Beschreibung der Küsten von Malabar und Koromandel und der Insel Ceylon herausgab, selbst gestehen mußte, die meisten zwar dem Namen nach Christen und wohl im Stande, über die zehn Gebote und andere Lehrpunkte verständig zu sprechen, hielten aber noch viele heidnische Ansichten fest. Namentlich um dem Verständniß der zur Annahme der reformirten Lehre weniger bereitwilligen Singhalesen mit sanftem Zwange nachzuhelfen, ward verordnet, daß kein Eingeborener den Rang eines Modliar, eine Landpacht oder ein Amt erlangen könne, der nicht getauft, Mitglied der protestantischen Kirche sei und zur helvetischen Konfession sich bekenne. Der Erfolg blieb nicht aus. Die höheren Klassen der Einwohner, sowie überhaupt alle, denen es um ein einträgliches Amt bei der Regierung zu thun war, zauderten keinen Augenblick, sich auf den

Glauben der Holländer taufen zu lassen, und selbst große Haufen derer, die unter der portugiesischen Herrschaft der Kirche Roms gehuldigt hatten, sagten sich jetzt von ihrer Gemeinschaft los und schlossen sich an die reformirte Kirche an, so daß am Schlusse des 17. Jahrhunderts die holländischen Geistlichen auf Ceylon bereits 300 000 Einwohner getauft hatten, deren Zahl mit jedem Jahre sich vermehrte. Sämmtliche holländische Besitzungen auf der Insel waren in 240 Pfarrsprengel, jeder mit einer protestantischen Schule, wobei Schulzwang durch Geldstrafen stattfand, eingetheilt. Von den Zöglingen des Seminars wurden mehrere nach Europa gesandt, wo sie eine vollständige theologische Ausbildung erhielten und als ordinirte Prediger in ihre Heimat zurückkehrten. Unter den theils in dem Seminar zu Colombo, theils in Holland gebildeten eingeborenen Predigern zeichneten besonders die Nachkommen eines vornehmen Singhalesen, Philipp Philipps Wesayacone[1]), in mehreren Generationen bis in die neueste Zeit vortheilhaft sich aus, besonders durch den Antheil, den sie an der singhalesischen Bibelübersetzung nahmen, von welcher, nachdem ein tamulisches Neues Testament auf der Grundlage der Ziegenbalg'schen Uebersetzung bereits 1743 herausgegeben worden, 1783 das Neue Testament und ein Theil des Alten zu Colombo erschien, wozu später die Psalmen hinzukamen und im Manuskript auch die übrigen Schriften des Alten Testaments vollendet wurden.

Das ganze Kirchen- und Schulwesen war unter die Leitung von 12 bis 15 Geistlichen gestellt, welche die Pflicht hatten, fortwährend die einem jeden zugewiesene Anzahl von Kirchsprengeln zu durchwandern, das Wort Gottes zu verkündigen und die Sakramente zu verwalten, so wie die Schulen in Ordnung zu halten, von denen immer mehrere unter der Aufsicht eines Katechisten standen. Endlich ward die Insel für Kirchen- und Schulzwecke in drei Bezirke Colombo, Dschaffna und Galle getheilt. Bei alledem ward das weibliche Geschlecht insofern vernachlässigt, als man von demselben, als Bedingung der Kopulation, nur die Hersagung des Glaubensbekenntnisses und einiger Gebetsformeln verlangte. Freilich war bei der Art und Weise, wie das Christenthum den Eingeborenen beigebracht wurde, überhaupt von der Kraft des Evangeliums, wenig zu spüren, und während bei dem trockenen Lehrwesen und der strengen Zucht der holländisch reformirten Kirche Tamulen und Singhalesen nur durch Gewinn sich locken oder durch Strafdrohung schrecken ließen, ward der römische Katholizismus, besonders in Dschaffna bei den Tamulen und der Fischerkaste zähe fest gehalten, und von Kandy aus, dessen König sie zuerst vertreten, dann eingeladen hatte, kamen die Priester ins Niederland herab, besuchten heimlich ihre zerstreuten Heerden und verwalteten trotz aller Verbote die Sakramente. Einer der ausgezeichnetsten unter ihnen war Joseph Vaz, der die katholische Kirche auf Ceylon wieder mächtig hob und ihr über 30 000 Heiden zuführte. Er starb 1711 zu Kandy, und der von ihm ausge-

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1816, III, p. 52 f.

gangene Impuls wirkte so kräftig fort, daß trotz neuer Gewaltmaßregeln von Seiten der Holländer die Katholiken im Jahre 1717 in allen Theilen Ceylons über vierhundert Kirchen und viermal so viel Gemeindeglieder gehabt haben sollen, als die reformirte Kirche. Gleich ungünstigen Erfolg hatten mehrere seit 1682 gegen die Teufelstänze und verschiedene Götzengebräuche des Buddhismus erlassene Verordnungen, so daß man endlich offen und unumwunden zu Zwangsmaßregeln griff, um die Buddhisten zu bekehren, woran man allerdings in Holland selbst Anstoß nahm. Noch im Jahre 1730 klagte das Consistorium von Galle, daß das ganze Leben der singhalesischen Christen vom Buddhismus beherrscht sei und suchte die Hauptursachen dieses Zustandes darin, daß man die Strafgesetze von 1682 nicht nachdrücklich durchführe und — wohl mit mehr Recht — in dem üppigen Leben der Europäer, das den Eingeborenen ein Musterbild aller Laster gab. Baron Imhof aber, der von 1736—1740 Statthalter in Ceylon war, verlangte Aussendung von mehr und tüchtigeren protestantischen Missionaren, um singhalesisch, „malabarisch" und portugiesisch zu predigen; doch sollten dieselben keine Listen der Bekehrten mehr einsenden, die sie gewonnen, was nur zu Mißverstand und lächerlicher Religionsübung führe.[1])

Um dieselbe Zeit machten zwei Mitglieder der **Brüdergemeinde** einen vorübergehenden Versuch, den Holländern in ihren Missionsbestrebungen Hülfe zu leisten.[2]) Es waren David Nitschmann der jüngere und der Berliner Arzt Eller, welche am 2. Januar 1740 in Colombo anlangten und drei Monate später das Werk unter den Eingeborenen begannen. Doch fanden sie, als sie unter den europäischen Christen zu Colombo eine Gemeindeeinrichtung stifteten, unter der reformirten Geistlichkeit, welche schon durch ein heftiges, auf allen holländischen Kolonien verbreitetes Rundschreiben des geistlichen Ministeriums zu Amsterdam wider die Herrnhuter eingenommen war, sehr heftige Gegner, welche einen Befehl zur schleunigen Rückkehr der Brüder auszuwirken und sich derselben dadurch bald wieder zu entledigen wußten. Doch blieb David Nitschmann mit dem Gemeinlein zu Kolombo in fortgehendem Briefwechsel.

Dagegen war die Zahl der römischen Katholiken in der Verfolgung gewachsen. In jedem Bezirk von Dschaffna bis Colombo hatten sie Kirchen und wurden infolge dessen immer kühner, so daß endlich die harten gegen sie erlassenen Gesetze zwar nicht zurückgenommen, aber doch nicht mehr streng vollzogen wurden. Die bedeutenden Verminderungen und Einschränkungen im reformirten Kirchen- und Schulwesen auf der Insel kann man aber wohl als Beweis der Entmuthigung und Verzweiflung an dem bisherigen Verfahren betrachten. Im Jahre 1747 waren nur noch fünf reformirte Geistliche auf ganz Ceylon, und von diesen verstand nur einer die Landessprache. Seitdem suchten und empfingen die Hol-

[1]) Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß unter den holländischen Geistlichen auf Ceylon in jener Zeit auch manche treue Arbeiter für das Reich Gottes waren.

[2]) cf. Uebersicht der Missions-Gesellschaft der ev. Brüderkirche 2c. I, p. 40 ff.

länder Hülfe von der dänischen Mission in Trankebar, wie denn auch Christian Friedrich Schwartz 1760 Ceylon besuchte[1]) und einen großen Theil des Jahres mit Predigen und Verwalten der Sakramente auf den Stationen umher zubrachte. Von da an fehlt es leider an sicheren Angaben über die Zahl der reformirten Eingeborenen auf Ceylon, und wenn dieselbe im Jahre 1722 über 420 000 geschätzt ward, war sie doch bis zum Ende des Jahrhunderts ziemlich wieder auf 300 000 herabgesunken, auch diese aber, wie es unter den dargelegten Verhältnissen kaum anders sein konnte, der großen Mehrzahl nach Namenchristen, wenn schon es auch einzelne wahre und aufrichtige Jünger des Herrn unter ihnen gab. Wunderbar aber, daß während die römisch-katholische Kirche auf Ceylon immer noch tausende von Anhängern zählt, auch nicht eine bedeutende holländisch-reformirte Gemeinde mehr daselbst besteht. Ebenso ist die holländische Sprache auf der ganzen Insel wieder verschwunden, während man in allen westlichen Seeplätzen portugiesisch spricht, und selbst die Nachkommen jener gestrengen Holländer, die das Portugiesische als die Priestersprache von Goa verboten, ast ausschließlich der portugiesischen Sprache sich bedienen.

4. Die neueren evangelischen Missionen.

Nach dem Zeitalter der schlauen und unredlichen Verlockung durch die Portugiesen und dem des Wechsels zwischen Bestechung und Verfolgung durch die Holländer führte endlich die Herrschaft der **Engländer**, welchen Ceylon im Jahre 1796 von den Holländern abgetreten und im Frieden von Amiens 1802 als bleibender Besitz zuerkannt wurde, eine neue bedeutungsvolle Zeit für diese Insel und ihre Bewohner herbei. Anfangs zwar und mehrere Jahre hindurch kümmerten sich die neuen Herrscher gar nicht um den Glauben und Unterricht der Tamulen und Singhalesen. Die holländischen Geistlichen wurden als Kriegsgefangene weggeführt; die eingeborenen Katechisten und Schullehrer erhielten nicht länger ihren Unterhalt, die öffentlichen Gottesdienste mußten an den meisten Orten eingestellt werden, und auch die Erziehungsanstalten geriethen in gänzlichen Zerfall; Tausende der Eingeborenen, die sich einst Christen nannten, fielen in das Heidenthum zurück, und da das frühere Verbot der Holländer, daß keine heidnischen Tempel weiter auf der Insel aufgerichtet werden dürften, von der neuen Regierung nicht länger in Kraft gehalten wurde, so ward innerhalb kurzer Zeit auf der ganzen Insel umher ein Götzentempel nach dem andern auf den Trümmern christlicher Kirchen wieder aufgebaut, und die unter den Holländern auf 300 herabgesunkene Zahl derselben hatte sich nach den ersten 11 Jahren der britischen Regierung bereits wieder bis auf 1200 vermehrt. Doch wurden wenigstens die Schulen bald wieder auf Staatskosten eingerichtet, so daß im Jahre 1801 deren bereits 170 im Gange waren, auch die Hochschule zu Colombo wieder aufgerichtet

---

[1]) cf. Vormbaum, Missionsgesch. in Biographien II, 3, p. 23 ff.

und von tamulischen, singhalesischen und europäischen Jünglingen besucht. Die holländischen Prediger wurden in ihre Aemter wieder eingesetzt, mit dem Auftrag, auch das Land zu bereisen, und die holländisch-reformirte Kirche galt noch längere Zeit als die Staatskirche von Ceylon, bis im Jahre 1816 die Mitglieder der englischen Kirche daselbst so zahlreich geworden, daß sie unter den Bischofssitz von Kalkutta gestellt und ein Archidiakon für die Leitung der Kirche auf der Insel eingesetzt ward. Die Zahl der Regierungskaplane wurde vermehrt, unter denen sich auch ein schottischer und ein holländischer befand. Ihr Amt wies sie übrigens auch hier, wie in Indien, weniger auf die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen an, sondern hielt sie mehr unter der europäischen Bevölkerung der Städte und Forts zurück. Auch die Katholiken erhielten völlig freie Religionsübung wie die andern Gemeinschaften; protestantische Christen aber wurden im Jahre 1801 über 340 000 gezählt. Da die Eingeborenen indeß allmählich wahrnahmen, daß kein Religionszwang von den neuen Herren des Landes geübt wurde, so dachten sie, diese bekümmerten sich überhaupt gar nicht um Religion, und als sie vollends merkten, daß der Abfall vom väterlichen Glauben oder dem römischen Bekenntniß nicht mehr bezahlt wurde, und daß es in Hinsicht auf Aemter und Anstellung kein Monopol mehr für die Namenchristen gab, so waren sie ihrer Sache noch gewisser, und dies hatte zur Folge, daß sie theils massenhaft — namentlich im Norden — zur römischen Kirche, welche diese Umstände wohl zu benutzen wußte, übergingen, theils in den alten Buddhaglauben zurückfielen, so daß im Jahre 1810 von den 340 000 nicht die Hälfte mehr da war. Und auch diese waren im Herzen meist Götzendiener, denen die Taufe nach 300jähriger Gewohnheit als „Christianikarenewa“ (Christenmacherei) nur eine zur Ehren- oder Gewinnsache gewordene Ceremonie war, die mit einer Umwandlung des Herzens und des Lebens nichts zu schaffen hatte. Eine ganze Menge dieser Namenchristen nannten sich sogar „christliche Buddhisten“ oder „Regierungschristen“, und zwischen Protestanten und Katholiken war in Ansehung des wirklichen Christenthums, das eben beiden abging, kein Unterschied. Die römische Kirche aber, deren Entwicklungsgang auf Ceylon weiter zu verfolgen hier nicht unsere Aufgabe ist, arbeitete mit Benutzung aller ihr zu Statten kommenden günstigen Umstände, worunter auch die Verwandtschaft des buddhistischen Ceremonienwesens mit dem katholischen zu rechnen, rührig und unermüdlich fort, so daß im Jahre 1850, um dies gleich vorauszunehmen, zwei Bischofssitze, der nördliche für die Tamulen in Dschaffna und Trinkomalli, der südliche für die Singhalesen, auf der Insel sich befanden, 33 ordinirte Priester und über 500 Katechisten und Gehülfen, meist Tamulen und Singhalesen, angestellt waren, 300 meist mit Schulen verbundene Kirchen aber von 115 000 Gemeindegliedern, deren Zahl durch neue Bekehrungen aus den Heiden täglich wuchs, besucht wurden; darunter waren 83 561 Singhalesen, 31 952 Tamulen, der Rest von 1141 Europäer. Bemerkenswerth ist übrigens die Anhänglichkeit der römischen Kirchenglieder, so geringe auch ihre Bekanntschaft mit dem Christenthum sein mag, an ihre Kirche, deren Priester nach Aussage

der Baptistenmissionare auf Ceylon auch hier nach dem Grundsatz verfahren, daß die Religion desto höher verehrt werde, je weniger das Volk sie verstehe, und nebenbei den evangelischen Missionen möglichst Abbruch zu thun versuchen. Die Entwickelung der letzteren seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts haben wir nun eingehender darzustellen.

Die ersten evangelischen Missionare, welche im Jahre 1804 nach Ceylon kamen, waren drei deutsche Sendboten, Palm, Ehrhardt und Vos, die beiden ersteren Schüler von Jänicke, der **Londoner Missionsgesellschaft**, die ihre Arbeitsstätten zunächst in Dschaffna, Matura und Galle erhielten, später auch in Colombo und Amlamgoddy thätig waren, leider aber so wenig auszurichten vermochten, daß nach etwa zehnjähriger Arbeit, am längsten in Matura, diese Mission wieder aufgegeben wurde.[1]) Denn die Schulen wurden nur spärlich besucht, und nach mehrjähriger Predigt standen die singhalesischen Christen noch da „schlechter als die Heiden, Tausende von ihnen wirkliche Buddhaanbeter", und das Christenthum war ihnen nichts „als die Religion der ostindischen Gesellschaft." Unter den Tamulen stand es nicht besser, und der Rückfall ins Heidenthum war so allgemein, daß die einzigen Christen auf der Insel fast nur noch die römisch-katholischen, und der Protestantismus unter den Eingeborenen so ziemlich erloschen war.

Die von 1812 bis 1818 eintretenden Missionare der Baptisten, Wesleyaner, Amerikaner und Englisch-Kirchlichen, von dem Statthalter unterstützt und von den Kaplanen herzlich willkommen geheißen, mußten deshalb das Bekehrungswerk an den meisten Orten von vorn anfangen und auf der ganzen Insel andere Mittel als die bisher versuchten anwenden. Der erste Missionar der Baptisten zu Sirampûr, Chater, traf im Jahre 1812 von Barma her ein und ließ zu Colombo sich nieder; im Jahre 1814 folgten die unter Thomas Coke's Anführung von England abgegangenen Methodisten, die, nachdem sie ihren ehrwürdigen Führer unterwegs durch den Tod verloren, ganz hülflos dastanden, in Bombay aber, wohin sie in ihrer bedrängten Lage sich wandten, mit dem nöthigen Gelde versehen wurden, und nun, von den Behörden auf Ceylon unterstützt und mit der Aufsicht über einen Theil der Regierungsschulen beauftragt, unter den Tamulen und unter den Singhalesen Stationen gründeten, welche von Colombo aus als dem Mittelpunkte der Mission geleitet wurden. Im März 1815 kamen fünf Missionare der amerikanischen Missionsgesellschaft in Colombo an, die sodann im Dschaffnadistrikt, wo ihnen eine alte, von den Portugiesen erbaute Kirche nebst einigen Wohnhäusern von der Regierung überlassen wurde, zu Tillipalli und Battikotta unter den Tamulen Stationen errichteten. Zuletzt, nach der Eroberung von Kandy, ließen im Jahre 1818 vier Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in diesem mitt-

---

[1]) Unsre Landsleute waren ihrer Stellung leider nicht gewachsen. Ringeltaube (vergl. Heft VII) schrieb von ihnen: „Solche Handwerksburschen machen vortreffliche Hottentotten-Missionare." Missionsnachrichten, Halle 1876, S. 70.

leren Gebiet der Insel sich nieder. Die Hoffnungen, welche man anfänglich für ein rasches Gedeihen des Werkes an die eingeborenen Christen knüpfte, wurden von sämmtlichen Missionaren nur zu bald als nichtig erkannt, und man beschloß sich deshalb um so eifriger dem heranwachsenden Geschlechte zu widmen.

Die Baptisten schlugen ihr Hauptquartier zu Colombo auf, wo sie bald einige Christen und Heiden um sich sammelten, allmählich über die nahen Dörfer sich ausdehnten, östlich bis nach Kandy (1814) vordrangen und später auch zu Matura im Süden eine Station errichteten. Aber sie hatten einen schweren Anfang, und nach dreijähriger entmuthigender Arbeit verrieth noch nicht ein Singhalese auch nur Mißtrauen gegen das Götzenthum. Auch später war ihr Fortschritt im Bekehrungswerk ein langsamer und fand nur in beschränktem Maße statt, und nach zehn Jahren voller Mühe und Arbeit, während deren Missionar Chater die singhalesische Sprache für Europäer durch eine Grammatik zugänglich zu machen suchte, außerdem aber für die Bibelübersetzung arbeitete, das Neue Testament ins Portugiesische[1]) übersetzte und sonst noch manche Schriften herausgab, erfreuten sie sich nur dreier kleiner Dorfgemeinden und zählten 8 Schulen mit 300 Schülern, wobei ihnen das singhalesische Kastenwesen nicht geringe Schwierigkeiten bereitete. Im Jahre 1824 wurden mehrere Eingeborene getauft, auch zwei Mädchenschulen errichtet. Chater, dem H. Siers und einige taugliche Nationalgehülfen zur Seite standen, starb nach langem eifrigem Wirken 1829. Sein Nachfolger Ebenezer Daniel, nachdem er einen leider vergeblichen Versuch zur Bekehrung der Mauren (Muhammedaner) in Colombo gemacht, wirkte zehn Jahre lang mit der Predigt des Evangeliums und Errichtung von Schulen in den Dörfern um Colombo, besonders auch auf die Erziehung des bei den Singhalesen zwar nicht so tief als bei den Tamulen stehenden, aber dennoch sehr vernachlässigten und in den niederen Ständen ziemlich gedrückten weiblichen Geschlechts sein Augenmerk richtend. Nach drei Jahren schon war es ihm gelungen, in mehreren Dörfern Mädchenschulen zu errichten und eine höhere Schule für die Vornehmeren bei dem Fort von Colombo zu eröffnen, die durch seine eigne Frau besorgt wurde. Mitten in seiner segensreichen Arbeit mußte er wegen der Gesundheit seiner Kinder nach England reisen; auf dem Meere starb seine Gattin, und vereinsamt kehrte er nach Ceylon zurück. In Colombo selbst verhärteten Papstthum und Islam, verbunden mit der Verderbtheit der vielen Namenchristen, das Herz der Bevölkerung gegen das Evangelium, doch wurden fast jährlich etliche der kleinen Gemeinde durch die Taufe zugesellt. Mehr Bekehrungen kamen auf den Außenstationen vor. Mit drei Nationalgehülfen hielten Daniel und Siers Gottesdienst in 15 Dörfern um Colombo, die wegen der schlechten Wege meist zu

---

[1]) Es ist der verdorbene Dialekt gemeint, wie er sich auf Ceylon entwickelt hat Ein miserabler, „in literarischer Beziehung werthloser Dialekt,“ schreibt ein Missionar, „doch wichtig für uns als das einzige Mittel, vielen tausend verlorenen Seelen nahe zu kommen.“

Fuße besucht werden mußten. In Kandy wurde 1841 eine neue Station mit sechs Nebenstationen begründet, während der thätige Daniel auch durch Traktate, welche die ein Jahr zuvor in Colombo aufgestellte Missionspresse vervielfältigte, auf römische Katholiken und Heiden zu wirken suchte. Nicht minder brachte er zwei Jahre in rastloser Wanderung von Dorf zu Dorfe zu und durchzog die Küstenländer im Osten von Colombo in heißer Arbeit. Von den Mühen und Beschwerden solcher Wanderung schreibt er selbst: „Statt daß andere Verkündiger des Evangeliums die Gläubigen haufenweise zu ihrer Predigt eilen sehen, müssen wir sie unter den brennenden Strahlen einer tropischen Sonne auf engen und beschwerlichen Fußpfaden in ihren Dörfern aufsuchen. Sind wir dann durch die Anstrengungen, zu ihnen zu gelangen, erschöpft, so müssen wir lange warten, bis wenige zusammen sind. Dann sprechen wir zu ihnen in einer sehr schwierigen Sprache und sind genöthigt, alle Künste der Rede, Parabeln u. s. w. anzuwenden, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und sie mit den Wegen des Heils bekannt zu machen. Oft verlassen sie, aller Mühe ungeachtet, die Versammlung, bevor die Botschaft an sie geendet ist, und kommen wir wieder, so bleiben gerade diejenigen meist fort, die das vorige mal zugehört haben." Nach der Stadt zurückgekehrt, nahm Daniel seine Schularbeiten wieder auf, predigte und ließ drucken, und starb 1844 reich an Verehrung und an Jahren. Seine letzten Augenblicke waren durch die Liebe aller Redlichen auf der Insel und durch den Dank selbst der Singhalesen für seine menschenfreundliche Arbeit erleichtert. Bei seinem Tode lernten in 44 Schulen der Baptistenmission 1000 Kinder, aber nach mehr als 30jähriger Predigt waren doch nur etwa 200 Eingeborene eigentlich übergetreten. Zum richtigen Verständnisse dieser Zahl muß jedoch bemerkt werden, daß die Uebergetretenen, wie Dr. Graul wiederholt und ausdrücklich versichert, fast sämmtlich aus der Zahl der alten Regierungschristen stammten. Wer hätte es von jenen unselbständigen Schaaren, denen durch die liberale Stellung der Regierung der letzte Halt ihres schwächlichen Christenthums genommen war, anders erwarten können, als daß sie dem fortan gradezu protegirten Buddhismus wieder zugefallen waren[1]). Ganz richtige Buddhisten sind sie freilich nicht wieder geworden. Die Generationen hindurch geübten christlichen Formen hatten die Regierungschristen doch zu einer besonderen Gemeinschaft gemacht, und ein gewisser Rest christlichen Bewußtseins hat sich auch auf ihre Abkömmlinge vererbt. Diese bilden den Boden, auf dem die von der Mission ausgestreuten Samenkörner des Evangeliums noch am ehesten keimen und wurzeln. Bei den hohen Anforderungen, wie sie

[1]) Der Statthalter Brownrigg, der es sonst an Freundlichkeit gegen die Missionare nicht fehlen ließ, hatte, eingeschüchtert durch politische Rücksichten, im Jahre 1815, als Kandy in die Hände der Engländer überging, die Erklärung erlassen: „Die Religion des Buddha, zu der sich die Häuptlinge und Bewohner dieser Provinz bekennen, ist unverletzlich, ihre Gebräuche, Diener und gottesdienstlichen Orte sollen erhalten und geschützt werden.

die Baptisten an ihre Bekehrten stellen, kann es freilich nicht verwundern, daß auch auf jenem Boden es nur spärlich geschah. Wenn aber gewöhnlich der Umstand, daß die Bekehrten fast ausschließlich aus den früheren Regierungschristen kamen,[1]) in den Berichten meistens übergangen wurde und die Missionsfreunde in der stillschweigenden Voraussetzung belassen wurden, es handle sich um bekehrte Heiden, so konnte damit nur ein schiefes Bild von den Zuständen der Mission auf Ceylon erzeugt werden.

Kehren wir nach diesen auch auf die übrigen Missionen zutreffenden Bemerkungen zu dem weiteren Gange der Baptistenmission zurück. Daniels Nachfolger wurden Dawson und Davies, deren letzterer, „ein edler, himmlisch gesinnter Mann," leider schon im Jahre 1849, als eine schwere Cholera-Epidemie die Insel heimsuchte, von derselben mit hinweggerafft wurde. Neben der massenhaften Arbeit der Presse wendete man immer mehr Sorgfalt auf Heranbildung eingeborner Prediger. Die Berichte jener Zeit bringen einzelne rührende Bekehrungsgeschichten, wie die von einem kranken Knaben, der sich aufs entschiedenste allen Teufelsceremonien widersetzte und wenige Stunden vor seinem Ende seine Schulkameraden aufs erbaulichste zum Glauben an den Erlöser ermahnte. Auch ein früherer Buddhapriester verschied mit einem herrlichen christlichen Bekenntniß, das er vor seinen heidnischen Verwandten ablegte. — Die Baptisten nahmen sich auch der Aussätzigen an, die in traurigen Schlupfwinkeln ihr elendes Leben fristen. Selbst in der „ekelhaften Gemeinde der Gahalaya, dem Henkergeschlecht der früheren Kandykönige, fand das Evangelium eine Zeitlang Widerhall." Nachhaltige Erfolge freilich scheinen dort nicht erreicht zu sein. Die Missionsschulen waren zwar reichlich besucht, aber die Früchte, die sie direkt zur Erweiterung der Gemeinden trugen, waren sehr gering. Immerhin übten sie einen guten Einfluß, und Sir Emerson Tennent bezeugt (1850): „Unter denen, die von den Baptisten unterwiesen sind, stehen viele in Ehrenstellen und einträglichen Aemtern oder in Privatgeschäften und haben, obwohl sie nicht mit offnem Uebertritt sich zum Christenthume bekannten, die Verehrung gegen das Christenthum unter ihren Volksgenossen verbreiten geholfen, die sie selbst ebenso sehr dem Beispiele als dem Unterrichte der Baptisten verdanken.

Im Jahre 1854 zählte diese Mission unter 3 Missionaren und 34 Gehülfen 483 Kommunikanten in 142 Dörfern; 31 Schulen waren von 1103 Zöglingen besucht. Es ist nicht gesagt, wie viele der Gemeindeglieder Europäer waren. Bei der Menge der Ortschaften, auf die sich jene vertheilen, konnten also überall nur sehr kleine Häuflein baptistischer Christen vorhanden sein.

Eines besonders starken Wachsthumes kann sich diese Mission bis auf die neueste Zeit nicht grade rühmen. Die Zahl der Mitglieder betrug 1876 nur noch 519, hatte also (nach manchen Schwankungen) in den letzten 22 Jahren nur um 36 zugenommen. Wohl aber sind von den kleinen Gemeinden einige erfreulich erstarkt, wie z. B. die zu

---

[1]) Auch die Indoportugiesen lieferten ihr Kontingent.

Grand Paß, einer Vorstadt von Colombo, eine der ältesten von Chater, gestiftet, die jetzt 100 Kommunikanten zählt und seit einer Reihe von Jahren die Besoldung ihres Pastors ohne Zuschuß der Missionskasse aufbringt. Auf anderen der 59 Stationen und Außenstationen ist dieses Ziel noch ziemlich fern, obgleich doch auch von manchen Gemeinden verhältnißmäßig reichlich für kirchliche Zwecke gesteuert wird. Manche derselben aber über eine Zahl von Walddörfern sich ausdehnend sind noch sehr schwach und bestehen erst aus kleinen Häuflein Bekehrter. Meistens aber hat sich um die Gemeinden doch ein etwas größerer Kreis von solchen gesammelt, die noch nicht für den Empfang der Taufe genügend bewährt gelten können und in den Berichten als „Namenchristen" bezeichnet werden. Gewöhnlich findet sich ihre Zahl nicht angegeben. Einer der Berichte (1866) erwähnte sie jedoch als 950 mit der Bemerkung, daß dies zu niedrig geschätzt sei und wohl die dreifache Zahl unter dem Einflusse der baptistischen Missionsagenten ständen. Die letzteren sind bis auf 4 europäische Missionare lauter Eingeborne, und zwar wie die Namen, unter denen besonders die Pereira und de Silva sich öfters widerholen, bezeugen, vorwiegend Indoportugiesen.

Unter den Schwierigkeiten, mit denen die Baptisten sowie die anderen Missionen auf Ceylon zu kämpfen hatten, treten uns in den letzten Jahrzehnten ganz unerwartet Angriffe des sonst so apathischen Buddhismus entgegen. Mit Waffen, die sie aus der Rüstkammer europäischer Freigeisterei entlehnt, von Renan, Colenso u. s. w., kämpfen die Jünger Buddhas gegen das Evangelium, das ihnen doch bereits unbequem zu werden anfängt. Sie bedienen sich dazu verschiedener Formen, der Presse, öffentlicher Disputationen mit christlichen Eingebornen sowie besonderer Vereine zum Schutz des Buddhismus. Hie und da mag der Angriff der Feinde nicht ohne Geschick ausgeführt werden. Indessen das Faktum an sich, daß der Buddhismus zu einem solchen Kampfe sich aufrafft, zeigt, daß das Christenthum auf der Insel Grund gewonnen hat. Von baptistischer Seite ist zur Vertheidigung eine Monatsschrift in singhalesischer Sprache (die Trompete des Evangeliums betitelt) gegründet worden. Eine andre Arbeit der Presse, eine zeitgemäße Bearbeitung der singhalesischen Bibelübersetzung, das langjährige Werk des Missionars Carters, ist vor einiger Zeit vollendet worden.

Während die Baptisten ihren Wirkungskreis auf die weitere Umgegend von Colombo und Kandy beschränkten, konnten die **Methodisten** die Maschen ihres Netzes von vornherein weiter über die Insel ausspannen. Als die ersten 6 Missionare, wie bereits oben bemerkt, ihres Führers durch den Tod beraubt in Point de Galle landeten (1814), ward ihnen infolge guter Empfehlungen bei den Behörden ein Empfang bereitet, wie er nur selten Missionaren zu theil geworden sein mag. Der Statthalter ließ ihnen sogleich eine monatliche Unterstützung von 56 Dollars für jede Schule anbieten, die sie auf der Insel gründen würden. So wurden denn sofort an zwei Punkten im Tamilgebiete:

Dschaffna und Batticaloa, sowie an zweien im singhalesischen: Galle und Matura, Stationen angelegt.

Zwei der Brüder, Lynch und Squance, die für Dschaffna[1]) bestimmt waren, erhielten unterwegs in Colombo einen interessanten Begleiter, einen zum Christenthum übergetretenen Muhammedaner, der ihnen, um der aufgeregten Schaar seiner früheren Glaubensgenossen entzogen zu werden, beigegeben wurde. Am Ziele selbst aber wurden sie herzlich willkommen geheißen von dem Tamilkatecheten Christian David, welcher der von Trankebar aus gegründeten Gemeinde vorstand. Unter dem Verfalle der alten hallischen Mission hatte er 10 Jahre vergeblich auf einen Missionar gewartet und sah nun endlich seine Hoffnung und seine Gebete erfüllt. — Neben der Schule gab's auch Arbeit: die dort lebenden Europäer mit Gottesdiensten zu versorgen. Dasselbe war der Fall in Matura, ganz im Süden, wohin Missionar Erskine ging, der sich jedoch bald an das Studium des Singhalesischen machte. — Eine schwere Uebersiedlung hatte Mr. Ault nach seiner Station Batticaloa, einem Inselchen an der Ostküste. Die lange Reise in einem landesüblichen Küstenfahrzeug machte ihn krank. Unter der freundlichen Pflege im Hause eines Beamten erholte er sich jedoch wieder und begann die Arbeit unter der Garnison des Forts; wandte sich aber auch bald den Hütten der Eingebornen zu und lernte Tamil. Leider sank er bald in ein frühes Grab. In besondrer Weise wurde dem Missionar Clough zu Galle eine Thür geöffnet. Ein hoher eingeborner Beamter, der für seine Söhne europäische Erziehung wünschte, überließ ihm ein eignes Gebäude zur Schule, die bald in Gang kam. Noch bemerkenswerther aber war die Bekehrung eines angesehenen buddhistischen Priesters, der, durch die Unterredungen mit dem Missionar und durch Lesen des Neuen Testaments von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, noch vor Ablauf des Jahres 1814 die heil. Taufe erhalten konnte, was großes Aufsehen machte. Er opferte dabei seine einträgliche Stellung, wurde aber durch das Amt eines Regierungsdolmetschers entschädigt.

Eine fünfte Station entstand bald in Colombo, wo Mr. Harward angestellt wurde, um die Angelegenheiten der Mission in der Hauptstadt zu vertreten. Er predigte in der Umgegend durch Dolmetscher, die ihm von der Regierung beigegeben wurden. Zuweilen begleitete ihn ein höherer Beamter, ja sogar einmal der Statthalter mit seiner Gattin auf seinen Predigtausflügen. Auch eine Presse kam bald unter seine Leitung. Ihm gelang es gleichfalls, einen gelehrten Buddhistenpriester, der aus Ava stammte, zu bekehren. Derselbe stellte ihm seinen Tempel für die christliche Predigt zur Verfügung und empfing selbst die heil. Taufe mit dem Namen Georg Nadoris de Sylva. Er wurde bald ein brauchbarer Gehülfe des Missionars.

Die Zahl der methodistischen Missionsarbeiter vermehrte sich bald, nicht blos durch weitere Zusendung von Kräften aus der Heimat,

---

[1]) Einige Jahre später kam dazu die Station Point Pedro, einige Meilen entfernt auf dem nordöstlichen Punkte der Insel.

sondern auch auf der Insel selbst wurden solche gewonnen. So finden wir denn um 1820 schon die Hauptdörfer auf der Westküste von Negombo bis Galle mit Missionsschulen besetzt. Auch im Tamildistrikte war eine neue Hauptstation in Trincomallî dazu gekommen. Das ganze Schulwesen hatten die Wesleyaner 20 Jahre lang in der Hand, bis 1834 eigene Regierungsschulen eingerichtet wurden. Neben jenen von der Regierung subventionirten englischen Schulen hatten sie bald die Wichtigkeit der singhalesischen Volksschule erkannt. Seit alter Zeit hatte zwar der Buddhismus in jedem Kloster und bei jedem Tempel eine solche Schule; aber obgleich ein großer Theil des Volkes lesen und schreiben lernte, blieb die dort erworbene Bildung auf der niedrigsten Stufe. Die Methodisten begannen 1817 diesen Zweig der Thätigkeit und hatten die Genugthuung, schon am Schlusse des ersten Jahres 1000, am Schlusse des zweiten 4000 Zöglinge in ihren Schulen gesammelt zu sehen. Selbst Mädchen wurden in dieselben geschickt, obwohl in diesem Stücke die hergebrachte Sitte anfänglich ein Hinderniß bildete.

Es stellte sich jedoch bald heraus, daß mit der Schulbildung dem Buddhismus nicht so bald beizukommen ist[1]). Die Einwirkung auf die Erwachsenen durch Predigt und Presse erschien doch als die Hauptsache. Unter dieser Ueberzeugung legten sich die Methodisten (nach Sir E. Tennents Zeugniß) auf das eingehendste Studium des Buddhismus aus seinen eignen Urkunden und waren bald die besten Kenner des Pâli wie des singhalesischen Volksdialekts. Mit einer ausgedehnten Kontroversliteratur haben die Methodisten auch den anderen Missionen Waffen und Hülfsmittel geliefert.

Im Jahre 1842 erweckte eine Ausdehnung der Mission die lebhaftesten Erwartungen. Von Batticaloa aus wurden gleichzeitig mit wohlgemeinten Civilisationsversuchen der Regierung Anstrengungen gemacht, die wilden, rohen Stämme der Vedda unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Es wurden über diese Arbeiten in der ersten Zeit viel erfreuliche Berichte veröffentlicht. Indessen man hatte wohl die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht genugsam erwogen und danach die Mittel gewählt. Die Vedda-Mission ist nach einiger Zeit so stillschweigend aus den Berichten verschwunden, daß man nicht einmal sagen kann, ob und wie sie ein Ende genommen hat.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier im einzelnen die Geschichte der genannten wesleyanischen Hauptstationen durch 6 Jahrzehnte verfolgen. Die Arbeit in diesem Zeitraum ist nicht vergeblich

---

[1]) Im Vergleich mit den auf dem indischen Festlande wirkenden Schwierigkeiten hatte man hier wohl scheinbar überhaupt leichteres Spiel. Daher wurde der Buddhismus in den älteren Missionsberichten oft als sehr zugänglich geschildert. „O ja, er ist wohl zugänglich," bemerkt Graul (IV, 283), — „wie der Friedhof zugänglich ist. Der Missionar darf in jedes Haus gehen und alle Gefäße des Hauses stehen ihm zu Gebote; da tritt keine Kaste, kein ceremonielles Vorurtheil zwischen ein; er darf das Wort des Lebens reden frei und ungehindert. Allein laß auch die lebensvollsten Töne über den Todtenacker hinschallen, die Todten wachen nicht auf davon."

gewesen, wie die große Anzahl von Stationen zeigt, mit denen die Insel jetzt eingefaßt erscheint. Im Süden unter den Singhalesen schien die Mission besser zu gedeihen als unter den Tamulen im Norden. Nach vierzigjährigem Wirken waren hier erst 293 volle Mitglieder gesammelt, während die Zahl dort bereits auf 1456 gestiegen war. Aber obwohl die letztere sich zu Anfang der sechziger Jahre auf 1736 gehoben hatte, sehen wir sie wenig später auf 1137 herabsinken. Diese Krisis war nicht zum geringsten Theile herbeigeführt durch den bereits erwähnten ausgedehnten Kampf, zu dem sich die Vertreter des Buddhismus aufgerafft hatten. Feindliche Angriffe von heidnischer Seite waren ja auch früher je dann und wann vorgekommen, wie denn auf einer Station es sogar zur Brandstiftung kam. Aber diese einzeln dastehenden Ausbrüche heidnischer Wuth, die keineswegs immer in dem mit gewisser Schlaffheit toleranten Buddhismus, sondern vielmehr in dem Dämonenkult ihre Wurzeln hatten, konnten dem Gange der Mission weniger Abbruch thun. Jener mit europäischen Mitteln organisirte Angriff gegen das Christenthum [1]), obwohl meistentheils von den eingebornen Christen brav aufgenommen, muß denn doch wohl vielen unter den Uebergetretenen so imponirt haben, daß sie das ziemlich äußerlich angenommene christliche Gewand fahren ließen. Wenn nun auch solch eine Einbuße von mühsam gesammelten Gemeindegliedern für die Mission sehr schmerzlich sein mußte, so konnte doch eine derartige Sichtung nur heilsam wirken, zur Entfernung so ausgedehnter unlauterer Elemente. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß überhaupt dieselben in solchem Maße in die Gemeinden Eingang finden konnten.

Seither hat sich die Zahl der Bekehrten wieder zuerst zwar ziemlich langsam, doch beständig gehoben und ist (1878) auf 1943 gestiegen. Dennoch zeigt eine eingehende Vergleichung der Mitgliederzahl einzelner Gemeinden, daß noch immer erhebliche Schwankungen vorkommen, wie z. B. Negombo 1877 145 und im folgenden Jahre nur noch 30 Mitglieder hat. Die angegebenen Zahlen übrigens beziehen sich in allen Fällen auf die Full and Accredited Church Members, die Kommunikanten. Auch hier sammelt sich ein größerer Kreis von Anhängern um sie, der nach dem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes auf 6000 geschätzt wird.

Zu den Stationen dieses Distrikts ist etwa vor 10 Jahren auch Kandy hinzugefügt. Unter der Gemeinde von 107 Mitgliedern dürften aber wohl manche Europäer mit begriffen sein, wie dies gleichfalls in Colombo und jedenfalls auch auf einigen andern Plätzen der Fall ist. Die Zahl der Stationen dieses Distrikts ist bereits bis auf 46 gestiegen, die meistentheils in der Nähe der Küste gelegen sind. Selbstverständlich werden die meisten derselben von eingebornen Pastoren resp. Katecheten bedient, unter denen wiederum die Namen Silva, Pereira, Fernando u. s. w. vorherrschen. Aber auch reine Singhalesen wie

---

[1]) Derselbe scheint sich übrigens nicht oft zu einer positiven Vertheidigung des Buddhismus aufgeschwungen zu haben, sondern vorwiegend negativ geblieben zu sein.

Wickramasingha, Abeyasekara sind darunter. — Die Predigt geschieht in 4 Sprachen: Englisch, Indoportugiesisch[1]), Singhalesisch und Tamil, in Colombo und einigen andern Stationen gibt es soviel Tamilleute, daß man für sie besonders sorgen zu müssen glaubte. Das Schulwesen hat sich gehoben. Die Schülerzahl ist auf mehr als 6000 (inkl. 1667 Schülerinnen) gestiegen. Zwei Anstalten gewähren eine höhere englische Bildung und werden von Angehörigen der verschiedensten Bekenntnisse und Nationalitäten benutzt. Die Presse lieferte in einem Jahre mehr als 7 Millionen Druckseiten, darunter eine singhalesische Wochenschrift, Satlayankaraya, von rein christlichem Charakter ohne denominationale Färbung, sowie eine englische Monatsschrift „The Ceylon Friend“. Die für verschiedene Zwecke aufgebrachten Beiträge bilden verhältnißmäßig große Summen. Diesen Angaben fügt der letzte Jahresbericht schließlich die Bemerkung hinzu, daß über die geistlichen Erfolge mit Vorsicht zu sprechen sei, da sie völlig nur dem Herrn bekannt werden. Dennoch seien viele Beweise von der umwandelnden Kraft der göttlichen Gnade besonders auf Kranken- und Sterbebetten an den Tag getreten.

Die Mission im Tamildistrikt hatte gegen Ende des letzten Jahrzehnts einen beträchtlichen Rückgang ihrer Mitgliederzahl zu verzeichnen. Dieselbe hat sich jedoch in neuerer Zeit wieder gehoben bis auf 716. Wir werden uns hier unter einer Bevölkerung, in der die Kaste, wenn auch in milderer Form, herrscht, die Mission in ähnlicher Lage denken müssen, wie wir sie auf dem verwandten Festlande kennen lernten. Die meisten Bekehrten stammen wohl aus den unteren Schichten. Auch hier aber werden immer die früheren Regierungschristen, die hier noch weniger als im singhalesischen Gebiet völlig wieder in ihren alten Zustand zurückkehren konnten, ein beträchtliches Kontingent zu den Missionsgemeinden geliefert haben. Hie und da gelingt es auch wohl, etliche der eingebornen Katholiken, die im Dschaffnadistrikt stark vertreten sind, dem Evangelio zu gewinnen. Zuweilen liefert auch die Schule einen Taufkandidaten. Freilich wird es beklagt, daß ihre meisten Zöglinge durch sie nur gleichsam wie durch einen Filter gehen und nachher für die Mission verloren sind. Dem abzuhelfen hat man Jünglingsvereine und ähnliche Verbindungen eingerichtet, durch die man sich die jugendlichen Kräfte zu erhalten und die halbschlafenden Keime christlicher Gesinnung in ihnen weiter zu fördern sucht.

Die eigentliche Heidenbevölkerung, welche über die Bazare strömt und bei jedem heidnischen Feste sich um die Tempel drängt, meint der jüngste Bericht, sei hier schwer zu erreichen.

„Wir haben es versucht, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln, Reisen, Dorfbesuche, Unterhaltungen in den Häusern, Straßenpredigten, Traktatvertheilung, Vorlesen der Heil. Schrift, direkte Anrede — alles ist angewendet worden. Hier und da ist Hoffnung erweckt worden durch ernste Nachfrage — öfter aber ist kein Erfolg direkt an den Tag getreten. Doch wir werden nicht müde in unserer Arbeit. Wir glauben

[1]) Dieser Dialekt tritt in neuerer Zeit mehr und mehr zurück. Es sind nur noch kleine Häuflein, die des Gottesdienstes in demselben bedürfen.

an einen endlichen Erfolg. — — Der Prozeß der Neugestaltung der Seelen geht langsam. Wir warten auf Seine Zeit."

Auch hier sind neben der ausgedehnten Volksschule, die gleichfalls beinahe 6000 Zöglinge zählt, ein paar höhere Anstalten in Thätigkeit, welche eine Vorbildung für die Universität erreichen. Wichtig sind die Kostschulen für Mädchen, die besonders viele Bekehrte liefern; leider aber aus Mangel an Mitteln noch nicht erweitert worden sind. Die Presse liefert eine Monatsschrift, den North Ceylon Herald; außerdem Schul- und Erbauungsbücher. — Die Zahl der Stationen ist auf 26 gestiegen.

Dieser Theil der Insel ist in neuester Zeit wie das Festland von schwerer Dürre und ihren Folgen heimgesucht worden. Manche von den nach dem letzten Berichte vorhandenen 182 Taufbewerbern mögen auch infolge der leiblichen Noth die geistliche Hülfe suchen gelernt haben. Im Süden der Insel, wie wir gelegentlich bemerken wollen, war nicht Dürre, sondern gerade das Gegentheil, außergewöhnliche Regenmenge die Heimsuchung, die an manchen Orten durch Ueberflutung der Flußufer Schaden that. Aber auch in jenen üppig fruchtbaren Gegenden entstand Theuerung und fast Hungersnoth, weil — man kann es nur mit Staunen hören — sie nicht das tägliche Brod für ihre Bewohner produziren und auf Zufuhr der Cerealien vom Festlande angewiesen sind! Es würde gewiß der Mission alle Ehre machen, wenn sie neben ihrer Aufgabe, den Singhalesen das Brod des Lebens zu bringen, auch ein wenig beitrüge, die Leute anzuhalten, auf ihrer „paradiesischen" Insel das erforderliche leibliche Brod zu erbauen.

Der **American Board** hatte bereits im Jahre 1812 Missionare nach Indien gesendet. Aber sie mußten auf Befehl des damaligen Statthalters von Kalkutta mit demselben Schiffe, das sie gebracht hatte, wieder zurückkehren. Auf dem Rückwege landete einer von ihnen, Newell, 1813 zu Point de Galle, wo er auf Zureden des Statthalters Sir Robert Brownrigg die Gründung der amerikanischen Mission veranlaßte. Aber erst drei Jahre später trafen die Missionare ein, welche die Hand ans Werk legen konnten. Wir nennen von ihnen nur Poor und Meigs, da zwei Gefährten mit gebrochener Gesundheit bald das neue Arbeitsfeld wieder verlassen mußten. Dies war in der nördlichsten Provinz der Insel, Dschaffna, gewählt, wo die Missionare am 1. Oktober 1816 eintrafen.

Diese von Tamulen bewohnte Provinz besteht, wie bereits oben bemerkt, aus einer Gruppe niedriger Inseln, welche durch schmale Kanäle von einander getrennt sind. Die Portugiesen hatten sie bereits in 37 Parochien eingetheilt und jede mit einer aus Korallen gebauten meist geräumigen Kirche versehen und mit Ländereien dotirt. An Mönchen, welche die Pfarreien verwalteten, fehlte es auch nicht; wurden doch von den Holländern bei der Besitznahme Dschaffnas gegen 50 Mönche aus verschiedenen Orten verbannt. Die holländische Regierung hatte danach die Erhaltung der Kirchen übernommen und sie zum Theil als Schulhäuser benutzt. Der Besitztitel war dann auf die englische Regierung übergegangen, und diese trat nun zunächst die Gebäude und

Ländereien zu Batticotta und Tillipally an die Amerikaner ab, zu denen bald noch 6 andere alte Parochien hinzukamen: Uduville, Panditeripo, Manepy, Mallagaum, Milette und Changany. Sie nehmen den nordwestlichen Theil der Inselgruppe ein und hat sich die amerikanische Mission im wesentlichen innerhalb der ihr so gesteckten Grenzen gehalten, da sie durch die frühere Niederlassung der Wesleyaner in der Stadt Dschaffna, denen die englisch-kirchliche Mission mit Besetzung Nellûrs in unmittelbarer Nähe folgte, etwas eingeschränkt war."[1])

„Sämmtliche Stationen liegen nur etwa 8 Stunden aus einander, umgeben von den zahlreichen Dörfern der Eingeborenen und in Reisfelder und herrliche Obstgärten eingehüllt, in denen der Mango-, der Plantanen-, der Olivenbaum, die Limone, neben dem Palmyra-, Kokos- und Areka-Nußbaum und andern Palmbäumen in der vollen Ueppigkeit des Lebens den Boden schmücken. In der Regenzeit sind die niederen Reisfelder mit Wasser bedeckt, das sich unter den Halmen gänzlich verbirgt, indeß die höheren Gründe mit ihren Baumpflanzungen in herrlichem Grün prangen. In der heißen Jahreszeit werden diese Pflanzungen von den Sonnenstrahlen fast gänzlich versengt, so weit sie nicht durch Kanäle bewässert werden können."

Zunächst wurde in Tillipally eine Kostschule gegründet, erst 1817 begann man mit öffentlichen Predigten in tamulischer Sprache. Auch die beiden genannten Missionare fühlten ihre Gesundheit erschüttert, erhielten aber 1820 Verstärkung an Spaulding, Winslow, Woodward und dem Arzt John Scudder. Als ihnen aber bald der Drucker Garrett mit einer Missionspresse folgte, fand er einen neuen Gouverneur, Barnes, der ganz im Gegensatz gegen seinen Vorgänger der amerikanischen Mission die größten Schwierigkeiten in den Weg legte. Ein Dekret verbot die Erweiterung derselben. Von der Aufstellung der Presse mußte abgesehen werden, und jenes willkürliche Dekret, infolge dessen Garrett unter harten Verhältnissen von der Insel verwiesen war und das räthselhafterweise die Genehmigung des Königs erhalten hatte, blieb während der ganzen Amtszeit dieses Gouverneurs, bis 1832, in Kraft.

Die hauptsächlichste Thätigkeit der Amerikaner lenkte sich auf die Schulen, da sie den tragischen Zustand der ehemals von den Holländern Bekehrten, in der Versäumniß eines gründlichen Unterrichtes begründet fanden. Sie errichteten nun ein großartiges Schulsystem. „Da gab es auf jeder Station Kostschulen für Knaben oder Mädchen mit ganz freiem Unterhalt und außerdem in den Dörfern hin und her Freischulen, zunächst und auf lange unter heidnischen Lehrern, da die christlichen fehlten. Die Eltern drängten sich, ihre Kinder in die Missionsschulen zu thun, weil englisch gelehrt wurde, und diese Sprache der Schlüssel zu den Regierungsämtern war. Die Missionare nahmen den Zudrang für Heilsbegier und beschlossen die Anlegung eines großartigen College mit sechsjährigem Studiengang als Spitze des Ganzen. Durch Lehren der Geographie, Astronomie u. s. w. sollte der Glaube an die in den heiligen Büchern der Hindu niedergelegten Wissenssysteme erschüttert werden." Der Plan wurde freilich durch den Gouverneur vereitelt, gewissermaßen aber dennoch durch eine Erweiterung der Centralkostschule zu Batticotta verwirklicht.

---

[1]) Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt 1876, S. 71 ff.

„Aus den Kostschulen wurden die meisten Kirchenglieder gewonnen, und zwar geschah der Zuwachs sprungweise, durch eine Reihe von Erweckungen. Schon im Jahre 1821 zeigten sich zu Tillipally unter den Mädchen und Jungfrauen einige Regungen. Umfangreicher war die Erweckung des Jahres 1824. Es wurden freilich auch alle bei den amerikanischen Revivals stimulirenden Mittel angewandt. Man rief etwa alle, die bereit seien, sich ganz und gar Christo aufzuopfern, zur Meldung auf. Es wurde eine besondere Versammlung von Kostschülern gehalten, und siehe, 92 von 170 sprachen es aus, daß sie ihre Hoffnung auf Christum setzten, aber die Bekehrung war nicht in allen Fällen eine genügende. Es war eine feierliche Stunde, als am 20. Januar 1825 in Gegenwart von etwa 1500 Eingeborenen zu Santillepay 33 Kostschüler getauft werden konnten. Am Abendmahl nahmen 82 Kommunikanten theil, und am Schlusse des Gottesdienstes drückten über 100 ihren Wunsch aus, in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Im Oktober 1825 wird von einer neuen Erweckung berichtet, ja das Seminar zu Batticotta zählte in diesem Jahre drei Erweckungssaisons. Ende 1830 war eine Belebung in allen Gemeinden zu spüren, der Unterricht im Seminar mußte eine Zeit lang fast ganz ausgesetzt werden (!), und es war ein lieblicher Anblick, die kleinen Gebetszimmer im Seminar bis in die späte Nacht erleuchtet zu sehen. Als Frucht dieser Erweckung wurden im April 1831 zu Uduville 34 in die Kirche aufgenommen und im folgenden Juli 27. — Wir erinnern uns nirgend, die Erweckungen so systematisch und in fast regelmäßigen Intervallen zur Einbringung einer Missionsernte verwandt zu sehen und können die ernstesten Bedenken über solche Treiberei nicht unterdrücken." [1])

In den Schulen spielte die englische Sprache eine Hauptrolle, und man hegte von ihr sehr übertriebene Hoffnungen für die Civilisirung der Hindu. Auch war es doch eine eigenthümliche Missionsschule, in der weit überwiegend heidnische Schüler von heidnischen Lehrern unterrichtet wurden, freilich unter der Bedingung, daß die Ausübung aller abgöttischen Ceremonien, das Tragen heidnischer Abzeichen u. s. w. dort nicht gestattet war.

„Im Jahre 1845 wurde das Seminar in eine Art Akademie und eine Normalschule, jede mit 2 Klassen und einem Lehrgange von zwei Jahren, umgewandelt. Die Kosten dieser höchsten Schule wurden bedeutend vermindert durch die Vermehrung der zahlenden Schüler. Da nun fast alle Bekehrten durch das Seminar oder die Kostschule gewonnen wurden (von 680 Kirchengliedern des Jahres 1849 waren über 300 männlichen Geschlechts im Seminar von Batticotta erzogen und etwa 180 Frauen kamen aus der Mädchenanstalt zu Uduville) ließen sich die Missionare ihr billigstes und erfolgreichstes Missionsmittel durch keine Vorstellung der heimischen Kirchenleitung entwinden."

Seit 1832, nach Aufhebung des erwähnten Dekrets, war allerdings auch hier zu den Missionsmitteln die Presse hinzugetreten. Es erschien

---

[1]) Germann in den Missionsnachrichten der ostindischen Missionsanstalt 1876, S. 74 ff.

eine englisch-tamulische Zeitschrift: „Der Morgenstern". In der Buchdruckerei und Binderei fanden eine größere Anzahl Bekehrter ihre Beschäftigung. Ueberhaupt waren in bedenklicher Weise die meisten Mitglieder der Kirche irgendwie von der Mission abhängig. Die Zustände, wie sie sich in den ersten Jahrzehnten in dieser Mission ausgebildet hatten, waren nicht recht gesund. Die tamulischen Christen des Festlandes hielten daher nach Grauls Zeugniß nicht viel von den europäisirten bezw. amerikanisirten Dschaffnachristen. — Eine Visitation war dringendes Bedürfniß geworden. Sie erfolgte im Jahre 1855. Bei derselben stellten sich denn mancherlei Mißstände heraus. Von 376 Kirchengliedern waren nicht weniger als 249, die in irgend einer Form von der Mission unterhalten wurden. Die Wirkung der höheren Schulen entsprach nicht den Erwartungen. Die Kenntniß des Englischen hatte entschieden das Streben nach weltlichem Besitz und Ansehen vermehrt und dem Ernst des christlichen Lebens Abbruch gethan. — Auch hier drängte die Visitation auf möglichst selbständige Organisirung der jungen Christengemeinden, besonders auf Anstellung eingeborner Pastoren, ganz abgesehen von ihrer Kenntniß des Englischen. Das Seminar sollte fortan nicht höhere weltliche Bildung geben, sondern ausschließlich der Heranbildung von Lehrern, Katecheten und Predigern dienen. Das Tamil wurde Unterrichtssprache. Aus den Mädchenkostschulen, in welche, wie es scheint, nicht wenig von amerikanischem emanzipirtem Wesen eingedrungen war, wurde das Englische verbannt und die Zahl der Schülerinnen reduzirt. Auch hier sollten nur Christenkinder aufgenommen werden.

Das aufgegebene englische Schulwesen wurde übrigens sofort von Eingebornen übernommen und auf eigene Hand fortgeführt. Die Missionare, die keineswegs mit voller Freudigkeit die Ansichten der Visitatoren theilten, halfen dabei als Berather. Die Sache hat eine bedeutende Ausdehnung erlangt, da sie dem Bedürfniß eines Theils der Bevölkerung entgegenkommt. Europäische Bildung als Mittel, ein Amt zu erlangen, wird nur zu sehr geschätzt. Es sind in der Folge Versuche gemacht, die Mission in dieses Schulwesen hineinzuziehen; aber die Missionsleitung blieb lange Zeit fest dabei, ihren Missionaren weder die Aufgabe der Schullehrer, noch die der Pastoren zuzutheilen, sondern die der Evangelisten. Es sind denn auch die Bemühungen, die gegründeten Gemeinden selbständig zu machen, nicht vergeblich gewesen. Sechs von den zwölfen, die im letzten Jahresbericht aufgeführt sind, bringen sämmtliche Kosten zur Deckung ihrer kirchlichen Bedürfnisse auf; die übrigen erhalten noch einen Zuschuß aus der Missionskasse. Die Zahl der Mitglieder ist auf 776 gestiegen; noch immer aber scheint es an einem größeren Kreise, wie er sich in anderen Missionen um die kleinen Schaaren der Abendmahlsgenossen sammelt, zu fehlen.

Auch von dem so sehr ersehnten geistlichen Fortschritt der Gemeinden war leider nicht viel zu berichten. Man suchte durch größere Meetings den Schäden abzuhelfen, und es wurde dabei viel Ernstes gesprochen und heiß gebetet. Aber der Erfolg schien nur ein lokaler und beschränkter zu bleiben. Die Stimmung des ganzen Distrikts wird bezeichnet als

Kälte bei den Christen und erstaunliche Apathie bei den Heiden. Einige Erfolge der Bibelfrauen lieferten einige erfreulichere Züge. — Wir dürfen übrigens eine Missionsthätigkeit der eingebornen Christen nicht übersehen. Die Native Evangelical Society hat bereits auf drei kleinen Inseln Gemeinden gegründet resp. für die Mittel ihrer kirchlichen Bedürfnisse gesorgt.

Was das Schulwesen betrifft, so ist man in jüngster Zeit doch mehr und mehr in die früheren Bahnen zurückgekommen. Die Berichte führen wieder ein 1872 gestiftetes College in Dschaffna auf, das keine eigentliche Missionsschule ist, aber unter der Leitung eines Missionars steht. Im Seminar Tillipally war im letzten Jahre keine theologische Klasse, da es an geeigneten Kandidaten fehlte. Dagegen war eine medizinische Klasse in Thätigkeit.[1]) Auch von den Mädchenkostschulen zu Uduville und Udupitty lauten die Berichte ähnlich wie früher; die amerikanisch-weibliche Bildung scheint dort in Blüte zu sein. Fehlt es doch nicht selbst an einer Klasse für Promovirende. Dabei wird als erfreulich gerühmt, daß aus diesen verschiedenen Anstalten 45 von den 66 Bekehrten des letzten Jahres hervorgingen, und es wird betont, daß die Schulen den Kirchen mehr Mitglieder zuführten als direkte Evangelisationsarbeiten.

Die **englisch-kirchliche Missionsgesellschaft** begann ihre Arbeiten auf Ceylon 1818 gleichzeitig unter Tamulen und Singhalesen. Für die ersteren wurde die Station zu Nellûr ganz in der Nähe von Dschaffna angelegt. Der Ort, an welchem viele Kupfer- und Goldschmiede sich mit Anfertigung von Götzenbildern beschäftigten, hatte allerdings besondere Schwierigkeiten für die Mission. Dennoch gelang es mit der Zeit, eine kleine Gemeinde zu sammeln (jedenfalls meist aus früheren Regierungschristen), in der ein Bekehrter (1826) sich durch seine Treue und seinen erbaulichen Heimgang (1829) auszeichnete. Er war ein Diener und Gehülfe der Missionare. Die verschiedenen Missionsschulen wurden schon einige Jahre nach ihrer Gründung durch eine Choleraepidemie aufgelöst, aber sammelten sich doch wieder. Ausgedehnte Erfolge hatte diese Mission nicht aufzuweisen. Aus dem Jahre 1832 wird der Versuch gemeldet, nach einem prächtigen Götzenfeste, das die ganze Bevölkerung in Aufregung brachte, auch der Sache der Mission durch feierliche Festversammlungen einen Anstoß zu geben und den Eifer der kleinen Gemeinde zu beleben. Schließlich aber sahen die Missionare doch ein, daß dies Mittel verfehlt war. Dennoch zählte 1834 die Gemeinde 53 Kommunikanten. In den Vierziger Jahren bekam sie zu Zeiten namhaften Zuwachs, in einem Jahre wurden 22, im andern 36 Bekehrte getauft. Schon früher war in Nellûr ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Katecheten gegründet. Dies wurde 1842 nach Tschandikally (Chundicully), eine halbe Meile südöstlich, verlegt. Fünf Jahre später kam die Station Kopê (Copay),

---

[1]) Aerztliche Ausbildung wird von manchen Eingebornen gesucht, da ein jeder, der sie sich erwirbt, namentlich in den Kaffeedistrikten als Arzt ein gutes Fortkommen findet.

eine Meile nordöstlich, dazu. Die an diesen Orten gesammelten Gemeinden sind herangewachsen und haben einen Grad von Selbständigkeit erlangt unter einem aus Eingebornen bestehenden Kirchenrath (Native Church Council), dem die Missionare freilich berathend zur Seite stehen. Das Pfarramt ist ebenfalls in den Händen ordinirter Eingebornen. Die Zahl der Mitglieder, die auch hier den Zuwachs größtentheils aus den Schulen erhält, war 1873 bis über 600 gestiegen, hatte aber in früheren Jahren beträchtliche Schwankungen durchgemacht, da unlautere Elemente in nicht geringem Maße zu entfernen waren. Zu Zeiten aber konnte auch das Wachsthum der Gemeinden in der Gnade und die Fortschritte des geistlichen Lebens gerühmt werden.

Das Schulwesen ist durch die Zuschüsse der Regierung sehr erleichtert. Es umfaßte in dem genannten Jahre 50 Schulen mit 2630 Zöglingen. Die Elementarschulen stehen unter einem Komitee, das wie der Kirchenrath nur Eingeborne umfaßt. Von direkten evangelistischen Erfolgen ist nicht viel zu sagen. Obwohl in öffentlichen Ansprachen, Hausbesuchen und Versammlungen kleinerer Kreise den Heiden das Evangelium verkündigt wird, auch manche derselben es bei Gelegenheit besonderer Versammlungen in den Kirchen hören, ist die Zahl der auf diesem Wege Bekehrten nur sehr gering. Gleichzeitig mit dieser Tamilmission begann die Gesellschaft auch ihre Thätigkeit unter den Singhalesen, und zwar zu Kandy und Galle. Kurz zuvor war der grausame König von Kandy von den Engländern gefangen und sein Gebiet der britischen Krone unterworfen worden. Infolge dessen begab sich Missionar Lambrick noch im Jahre 1818 nach Kandy, um in diesem alten Königreich das seit der Vertreibung der Portugiesen (1658) im Gedächtniß des Volkes fast erloschene Christenthum wieder einzuführen. In keinem Theil der Insel aber war der Fortschritt des Evangeliums so langsam, oder die Stumpfheit und Gleichgültigkeit des Volkes so entmuthigend, als unter den Bauern der Kandyberge. Vier Jahre vergingen, ehe nur an Erbauung eines Schulhauses sogar in der Hauptstadt der neuen Provinz gedacht werden konnte, und in dieses kamen nicht die Kinder der Eingebornen, sondern die von Fremden und Ansiedlern. Die ersten Gegenstände der Seelsorge waren die Kaffern beim Schützencorps von Ceylon und die singhalesischen Gefangenen im Kerker von Kandy, und nur selten ließ ein eigentlicher Kandyer zum Hören der Predigt sich herbei. Zehn Jahre vergingen, ehe es etwas besser aussah, und selbst da blieb die Zahl der Kinder in den paar Schulen der nahen Dörfer noch klein, und jede Kleinigkeit, Regengüsse, die Reisernte oder andere Feldarbeit reichte hin, sie am Kommen zu hindern. Die bis zum Jahre 1815 in völliger Abgeschlossenheit lebenden Bewohner des Landes, unwissend und ungebildet, blieben in starrer Anhänglichkeit an ihren buddhistischen Volksglauben und konnten gar nicht begreifen, was ihren Kindern der Schulunterricht nützen sollte. So hatte man es denn im Jahre 1823 erst auf 5 Schulen mit 127 Kindern gebracht, aber die Missionare wurden nicht müde, und im Jahre 1830 ward sogar eine Mädchenschule angefangen, die nach 8 Jahren 20 bis 30 Schülerinnen hatte. Lange arbeitete Lambricks Nachfolger

Browning noch allein, bis ihm im Jahre 1832 Missionar Oakley zu Hülfe gesandt wurde. Im Jahre 1832 war die Zahl der Kommunikanten 19, der Taufen 22, die sonntägliche Gemeinde an den verschiedenen Plätzen betrug über 200 Personen, in den Schulen waren über 214 Schüler. Die Hauptthätigkeit der Missionare bezog sich auf die von der Küste nach der Stadt gezogene singhalesische Bevölkerung, deren viele sich Christen nannten, aber so verwahrlost waren, daß sie gleichzeitig die christlichen Kirchen und die Buddhatempel besuchten, indem sie so am sichersten zu gehen meinten. Auffallenderweise waren die redlichsten und aufrichtigsten Frager nach Wahrheit und christlicher Erkenntniß die Priester selbst, obschon andererseits der Einfluß der Priester im Verein mit der Macht der Häuptlinge nur wenige zum eigentlichen Bekenntnisse des Christenthums heraustreten ließ. Missionar Oakley, der, nachdem Browning auf der Reise nach England gestorben, allein auf der Station war, konnte jedoch gegen das Ende des Jahrzehnts berichten, wie er nebst seinen Katecheten bei der ganzen Bevölkerung, selbst bei den Heiden und Muhammedanern gern gesehen sei. So war es gelungen, 13 Schulen zu errichten. Einer aus der kleinen Zahl der Bekehrten zeichnete sich durch christliche Standhaftigkeit aus.

Bis in die neuste Zeit jedoch kann sich die Mission in Kandy nicht besonders großer Erfolge rühmen. Zwar hat sich die Gemeinde in der Stadt, und in Verbindung mit ihr einige Zweiggemeinden in nächster Umgegend, so konsolidirt, daß sie aufs bestimmteste von der heidnischen Umgebung sich getrennt zeigen, jedoch scheinen diese Christen überhaupt nur zum geringeren Theile aus der dortigen Bevölkerung gesammelt, sondern meist von der Küste heraufgezogen zu sein.[1]) Als ein Sauerteig zu wirken ist ihnen bis jetzt nicht gelungen, obgleich sie ziemliche Fortschritte in kirchlicher Selbständigkeit gemacht haben.[2]) Auch hier liegt die Leitung der äußeren Angelegenheiten in der Hand eines Kirchenraths, das geistliche Amt in der eines eingebornen Geistlichen. Der Veteran der Missionare auf Ceylon ist zwar nach mehr als 40jähriger Arbeit noch thätig, hat sich aber nach dem Sanatorium Nuwera Elliya zurückgezogen, als Sekretär der ganzen Mission dieser Gesellschaft auf Ceylon. Sein Nachfolger in Kandy aber hat einen Wirkungskreis anderer Art, als dies früher dort der Fall war. Zwar leitet er auch die Straßenpredigt und sonstige evangelistische Bestrebungen in der Hauptstadt (die jedoch immer noch wenig Früchte liefern). Von weit größerer Bedeutung aber ist ein bereits 1853 begonnener anderer Zweig der Kandymission geworden, nämlich die Reisepredigt im Innern Ceylons.

Sie hat an verschiedenen Punkten guten Grund gefunden und bereits in erfreulicher Weise mehrere kleine Dorfgemeinden organisirt, von denen Talampitiya, Gampolla, Hangurunketta u. a. bereits zur äußeren Selbständigkeit heranreifen.

---

[1]) Vor einigen Jahren zählten diese Gemeinden 200 Seelen und 40 Kommunikanten.

[2]) Ein Bericht bezeichnet sie als „wohlorganisirtes kleines Häuflein, eine kleine Pflanzung ausgewählter Pflanzen.

In neuster Zeit hat sich diese Thätigkeit immer weiter ausgedehnt, und selbst zu Anurâdhapura, der alten Ruinenstadt, neben der immer noch eine beträchtliche Bevölkerung wohnt, ist ein Katechet und ein Lehrer stationirt worden. Im ganzen umfaßt die von Kandy aus geleitete Mission inklus. der Stadtgemeinde gegen 700 Getaufte, mit 114 Kommunikanten.

Besonders wichtig aber ist ein dritter Zweig der Mission, den die engl.-kirchliche Gesellschaft vor mehr als 20 Jahren in derselben Stadt einrichtete, nämlich für die Tamil-Kuli, die, wie wir sahen, so zahlreich vom Festlande herüberkommen, um in den Kaffeegärten zu arbeiten. Viele derselben waren schon Christen; aber lange Zeit bekümmerte sich niemand um ihre kirchliche Pflege. Nur die Baptisten ließen in Kandy einen Gottesdienst in ihrer Sprache halten. Es war ein dringendes Bedürfniß, dem die genannte Gesellschaft 1855 entgegenkam. Sehr anerkennenswerth ist es, wie viele Besitzer von Kaffeegärten diese Mission unterstützen. Sie haben einen eigenen Verein für dieselbe gegründet, der sämmtliche Kosten trägt, während die Missionsgesellschaft die Leute — europäische und eingeborne Agenten — liefert. Mancher Pflanzer spürt es, wie er mit christlichen Arbeitern doch weiter kommt als mit heidnischen; daher wohl dieses Entgegenkommen auch von vielen, die gar nicht der englischen Kirche angehören. Die Katecheten, welche auf diesem in 2 Distrikte getheilten Felde arbeiten, kommen aus der Tinnevellymission. Eine große Reihe von Plantagen sind so mit regelmäßiger Predigt und Schule versehen. Die Zahl der Getauften belief sich (1873) auf nahezu 900, von denen 196 Kommunikanten waren.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Church Missionary Society in neuerer Zeit zu Kandy auch eine höhere Bildungsanstalt gegründet hat, in der eine allgemeine Bildung in englischer Sprache mitgetheilt wird.

Im Süden der Insel begann dieselbe Gesellschaft ihre Wirksamkeit 1819 zu Point de Galle. Der Mittelpunkt derselben wurde jedoch bald nach Baddêgama verlegt, einem Dorfe 2½ Meilen nordwestlich. Es liegt höchst malerisch auf einem Hügel am stattlichen Ginduraflusse, dessen reiches Thal, das hie und da durch schroffvorspringende Felsen eingeengt wird, überschauend. Auf der andern Seite öffnet sich eine lange Felsenkluft, jenseits deren sich ein Bergzug über den andern erhebt, bis die fernen blauen Ketten den Hintergrund abschließen. Niemand hätte in der angegebenen Zeit daran gedacht, an einem solchen Orte eine Missionsstation zu gründen. Der Mudliar des Dorfes jedoch, ein schlauer Mann, wußte den ersten Missionaren es vorzuspiegeln, daß die ganze Bevölkerung desselben sich nach christlichem Unterricht sehne, daß jene höchst erfreut nicht blos dort ihren Wohnsitz nahmen, sondern auch unter den versprechendsten Berichten die Gesellschaft veranlaßten, dort mit vielen Kosten eine große Kirche und ausgedehnte andre Gebäude errichten zu lassen. Die Täuschung kam erst an den Tag, als alles fertig dastand. Nur ein kleines Häuflein Bekehrter blieb übrig, als die große Schaar den Missionaren den Rücken gekehrt. Langsam hat sich denn im Laufe der Zeit auch hier eine Gemeinde sammeln lassen, die Thätigkeit der

Missionare aber mußte sich weiter über den ganzen Distrikt erstrecken, in dem auf verschiedenen Außenstationen, wie Bentotte, Ballapittia, Dodandua u. a. gleichfalls kleine Gemeindlein zusammengebracht wurden. Die Zahl sämmtlicher Getauften dieses Gebietes war vor etlichen Jahren 315. Nur einzelnen derselben ließ sich ein recht befriedigendes Zeugniß ausstellen; und oftmals mag auch heute noch der Missionar beim Hinblick auf die ganze Bevölkerung starrer Buddhisten mit den breiten Spuren schmachvollen Dämonenkultus denken, was sein Vorgänger vor mehr als 40 Jahren schrieb: Wüste bleibt Wüste, und die Einöde hat noch nicht gelernt lustig sein.

Wir kommen endlich zu der vierten Abtheilung der Mission der englisch-kirchlichen Gesellschaft auf Ceylon, welche jetzt ihr Centrum in Colombo hat. Sie wurde begonnen in Cotta, einem volkreichen Distrikt nur eine Stunde von Colombo und ehemaligem Sitz eines vor der Portugiesenzeit dieses ganze Niederlandgebiet beherrschenden Fürstenhauses. Noch findet man im dichten Buschwalde die Trümmer ihrer Paläste, ringsumher aber wimmelt in zahlreichen Dörfern und Weilern eine dichte Bevölkerung, meist „christliche Buddhisten", welche die „Regierungsreligion" bekennen. Das Dorf Cotta selbst liegt in herrlicher Gegend gerade an den großen, Colombo umgebenden Zimmetgärten; ein Arm des durch die Ebenen ziehenden Flusses aber dehnt sich hier zu einem See aus, dessen ruhiger Wasserspiegel von Wäldern und schönen Gewürznelken- und Kokospalmenpflanzen umgeben ist. Auch hier begann die Mission im Jahre 1822 ihre Arbeit mit Eröffnung einer Schule und mit Predigt in den Dörfern umher, und im Jahre 1828 hatte man 297 Schüler und konnte auch eine Mädchenschule mit 25 Schülerinnen gründen. Die Stumpfheit der Erwachsenen war aber auch hier das erste Hinderniß, und, da für die Aufnahme in die Schule kein christliches Bekenntniß gefordert ward, der Schulbesuch durch die buddhistischen Feierlichkeiten und Dorffeste unaufhörlich unterbrochen. In Verbindung mit der Mission ward bereits 1827 ein Kollegium für höheren Unterricht zur Bildung von Lehrern und Predigtgehülfen gegründet, dessen Zöglinge aus den hoffnungsvollsten Schulknaben aller Stationen gewählt werden sollten. Der Statthalter Barnes legte selbst den Grundstein dazu, und 1829 fing die Anstalt ihre Thätigkeit mit 19 Studenten an. Im Jahre 1834 zählte das Seminar 32 Zöglinge, die Schulen wurden von 350 Kindern besucht; ein Sechstheil davon Mädchen, die auch in weiblichen Handarbeiten und Führung des Hauswesens unterrichtet wurden. Dagegen war der Kirchenbesuch zwar zahlreich, bestand aber meist aus Bettlern, Schulkindern, Dienern und Hausgenossen der Missionare, und die Gemeinde zählte erst 21 Kommunikanten. Sechzehn Jahre nach dem Anfang der Mission sammelten sich in neunundzwanzig Dörfern um Cotta her täglich über 900 Knaben und 400 Mädchen in den Schulen, und ihre Zahl nahm beständig zu. Drei der ältesten Mädchen konnten als Schullehrerinnen angestellt werden, und zwei Zöglinge des Seminars, Dschayasinha und Gunasêkara, konnten, nachdem sie als Katecheten sich bewährt, durch den Bischof von Madras zu Diakonen ordinirt werden.

Von dem letzteren[1]) schrieb ein Missionar: „er ist ein theurer Gehülfe. Sein Herz ist offenbar uns ganz ergeben. Seine Predigten sind lebendig und kräftig, seine Gedanken und Ausdrücke oft sehr erwecklich, was gerade hier recht noth thut. — Er bekräftigt außerdem seine Predigt durch seinen Wandel, und sein Einfluß ist fühlbar unter uns.“ Die Missionspresse zu Cotta druckte außer vielen Schulbüchern und Traktaten auch die „Cottaübersetzung“ der Heiligen Schrift in der singhalesischen Umgangssprache, die freilich durch Hinweglassung der dort jeder Rangstufe beigelegten Ehrennamen die Gefühle der höheren Klassen der Singhalesen verletzte[2]); das Seminar aber, auf welchem auch Griechisch und Lateinisch gelehrt wurde, war im Jahre 1840 von 24 Zöglingen besucht, und die Zahl sämmtlicher Schulen dieser Mission betrug 54 mit 1300 Knaben und 250 Mädchen. Im Laufe des Jahres wurden 2319 Exemplare der Heiligen Schrift und Theile derselben, 2210 Schulbücher und 18 847 Traktate vertheilt.

Trotz alle dem aber herrschte nach einem Berichte aus dem folgenden Jahrzehnte im Bereiche der Cottastation „eine solche Stumpfheit, daß es noch immer nicht zu bemerkenswerthen Erfolgen kommen wollte.“ Das Seminar ward zu einer Anstalt für allgemeine höhere Bildung umgewandelt.

Im Jahre 1852 wurde die Thätigkeit auch auf die benachbarte Hauptstadt Colombo ausgedehnt. Auch hier waren die Früchte unter den Singhalesen nicht sehr ergiebig. Die Gemeinde bestand (1874) aus 134 Seelen mit 26 Kommunikanten. Erfolgreicher wurde jedoch die Wirksamkeit unter den vielen Tamulen, die nicht blos hier, sondern auch in andern Küstenstädten in ziemlicher Anzahl leben. Es besteht jetzt eine christliche Tamilgemeinde in Colombo mit Zweiggemeinden in Negombo und Galle, die in genanntem Jahre 731 Seelen mit 125 Kommunikanten zählte und im Laufe eines Jahres um 100 gewachsen war.

Auch die Mission zu Cotta hatte mit der Zeit weitere Fortschritte gemacht. In der Umgegend waren in verschiedenen Dörfern Schulen gegründet und Gemeinden gesammelt, deren namentlich eine, Talangama, durch außergewöhnlichen Zudrang sich schnell mehrte. Es waren wohl auch weltliche Motive dabei wirksam. Gewisse mit der christlichen Eheschließung verbundene Vorrechte (deren erst in neuerer Zeit erfolgte Aufhebung in den Berichten dieser Station erwähnt wird), mögen manchen hier wie auf anderen Stationen zum Uebertritt bewogen haben. Die Gemeinde zu Talangama und Umgegend zählte 1867 über 700 Mitglieder. Freilich blieb nicht die Veranlassung zu Klagen aus über die nicht genügende Absonderung der Christen von der heidnischen Sitte, ja zur Aufrechterhaltung der Disziplin mußten nicht wenige ausgeschlossen werden. Dann und wann sind aber auch wieder erfreulichere

[1]) Auch jetzt noch befinden sich mehrere seines Namens unter den Arbeitern der Gesellschaft — wahrscheinlich Söhne.

[2]) Daß man Gott mit dem „Du“ anreden, das man im gewöhnlichen Leben nur in der Anrede zu Angehörigen der niedersten Klassen gebraucht, erschien den eingeborenen Christen so unerträglich, daß sie deshalb austreten wollten.

Erfahrungen gemacht worden. Außer dem Talangamadistrikt sind noch zwei andre, der von Pita Cotta und der Nugē-Goda, mit der Cottastation verbunden. Die sämmtlichen Gemeinden stehen auch hier unter einem Native Church Council, beziehungsweise unter der Pflege eingeborner Pastoren. Die Zahl der Mitglieder beträgt über tausend. Bei aller Gleichgültigkeit, die viele beweisen, zeigt sich doch auch wieder in einigen Beziehungen ein erfreulicher Eifer, namentlich in den Geldbeiträgen; wie denn auch vor einigen Jahren sich im Schoße dieser Gemeinden ein Missionsverein gebildet hat, der einen Reisekatecheten in einem von der Mission noch weniger berührten Gebiete unterhält. Die europäischen Missionare sind hier vorwiegend im Schulfache thätig. Einer der letzten Berichte zählt 988 Schüler und 728 Schülerinnen, letztere zum Theil in einer Kostschule.

Die Gesammtzahl der Christen, die (1877) mit der englisch-kirchlichen Mission in Verbindung standen, belief sich auf 5500, unter denen 1200 Kommunikanten waren.

Die Church Missionary Society vertritt bekanntlich die mildere Richtung der anglikanischen Kirche und treibt die Mission in evangelischem Sinne, ohne den kirchlichen Formen übermäßiges Gewicht beizulegen. Jene andere, als die ritualistische bekannte Richtung hat es auch nicht versäumt, auf Ceylon Fuß zu fassen. Ihren Halt fand sie an den Vertretern der Staatskirche in dieser britischen Kolonie. Die Regierungskapläne waren hier früher meist solche rationalistisch-weltliche Männer, wie wir sie in Indien kennen lernten. Ceylon gehörte seit der Stiftung des Bisthums zu Madras mit zu dessen Sprengel, wurde aber 1845 zu einer besonderen Diözese erhoben, mit dem Bischofssitze in Colombo. Der erste Bischof, Dr. Chapman, war zwar auch schon ein hochkirchlich gerichteter Mann, hat aber viel Gutes für die kirchlichen Verhältnisse Ceylons gewirkt und erhielt ein herzliches Einverständniß mit den Vertretern der Church Missionary Society aufrecht, was, wie wir sehen werden, seinem jüngsten Nachfolger sich nicht eben nachrühmen läßt. Dennoch trug er Sorge dafür, daß auch seine Richtung in der Mission auf Ceylon vertreten sei.[1]) So gründete denn die **Ausbreitungsgesellschaft** (Society for the Propagation of the Gospel) an verschiedenen Punkten der Insel ihre Stationen. Der Hauptpunkt ihrer Wirksamkeit ist in Colombo unter den Augen des Bischofs das St. Thomas College, eine Anstalt, die nicht blos theologische, sondern auch eine allgemeine höhere Bildung gewährt. Diejenigen, welche sich in einer Missionsschule nur engherziges Wesen herrschend denken, würden sich sehr wundern, wie viel Gewicht dort auf gymnastische Spiele und Uebungen gelegt wird. „Cricket und Fußball" hielt Bischof Claughton für sehr sehr wichtige Erziehungsmittel. Es werden übrigens nicht blos christliche, sondern auch heidnische Jünglinge aufgenommen. Den Eltern der letzteren wird die Versicherung gegeben, daß sie nicht ohne ihre Einwilligung getauft werden. Meistentheils,

[1]) Auch die bis auf 12 vermehrten Stellen der Regierungskapläne wurden natürlich mit Männern dieser Richtung besetzt.

berichtet der Bischof, erfolge diese Einwilligung, und manche Söhne von Grundbesitzern in den Dörfern Ceylons trügen die christlichen Einflüsse mit in ihre Heimat. Andere Erziehungsanstalten sind in Galle und dem nahen Buonavista.

Die andern Stationen dieser Gesellschaft erscheinen nicht in derselben Regelmäßigkeit in ihren Berichten, wie dies bei andern Missionsgesellschaften der Fall ist. Daher zeigt auch die statistische Angabe ihrer Gemeindeglieder außerordentliche Schwankungen. In den letzten beiden Jahrzehnten ist die Zahl derselben meist 7000; während einiger Jahre aber ist sie durch das Hinzutreten einer sonst nicht erwähnten Gemeinde von 7000 Seelen auf 14 000 gestiegen; in neuerer Zeit war sie auf 3000 gesunken, dann wieder auf 6000 gestiegen. Es erklärt sich dies wohl dadurch, daß Arbeiter der Gesellschaft zu Zeiten durch den Bischof an vorhandenen Gemeinden verwendet wurden. Jedenfalls ist in jenen Zahlen ein gut Stück Erbschaft von den Resten der früheren Regierungschristen mit eingeschlossen.

In Colombo selbst gehören hierher verschiedene Gemeinden, singhalesische und tamulische, in den verschiedenen Stadttheilen. An das erwähnte St. Thomas College, das vom Mittelpunkt der Stadt etwa ½ Meile nach Mutwal zu liegt, und mit dem zugleich die Kathedrale des Bischofs verbunden ist, schließt sich der große Distrikt von Kotahena (Kurena) an, in dem eine tamulische Gemeinde von 1788 Mitgliedern (70 Kommunikanten) unter dem eingeborenen Pastor Christian David, einem Nachkommen des früher genannten Katecheten gleichen Namens, steht. Noch größer ist die Gemeinde von Galkisse, südlich von Colombo, mit 2500 Gliedern (65 Kommunikanten).

Weiter südlich liegt die Station Pantura (Panadura). Ferner ist ganz im Süden Galle mit Buonavista und Matura (Mâtara) zu erwähnen. — In Batticaloa auf der Ostküste hat der Missionar zugleich die Pflege der dort wohnenden Engländer. Andere Stationen liegen auf der Westküste, nämlich: Manaar, Putlam und Chilaw. Auch im Innern der Insel arbeitet die Gesellschaft in Kandy und Nuwera Elliya. Unter den 17 Missionaren derselben befindet sich eine ganze Reihe Eingeborner.

Wie bemerkt steht diese Mission in allernächster Beziehung zum Bischof von Colombo und trägt durchweg das hochkirchliche Gepräge. Der jüngste Inhaber des bischöflichen Sitzes, Dr. Coplestone, bemüht sich den Ritualismus in seiner schroffsten Form auf Ceylon zur Geltung zu bringen[1]) und hat dadurch manchen Anstoß gegeben, der der Sache der Mission nicht eben förderlich sein konnte. Die Einführung katholisirender Formen muß ja gerade auf Ceylon höchst bedenklich erscheinen. Recht ärgerlich aber war der Angriff des Bischofs gegen die Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft. Daß diese in der Tamil-Kuli-Mission mit Presbyterianern, Independenten und andern Ketzern und Sek-

[1]) Charakteristisch ist der Ausspruch Dr. Coplestone's: „Wenn heute eine Million Heiden durch Baptisten belehrt würden, so dürfte wohl der daraus entstehende Schaden den erreichten Vortheil schließlich überwiegen.“

tirern zusammenwirken, scheint ihm ein Dorn im Auge gewesen zu sein. Genug er verlangte, daß diese ganze Mission ohne weiteres seiner Leitung unterstellt würde. Wohin seine reformatorischen Pläne auf diesem Felde gingen, war nur zu deutlich. Solcher Anmaßung gegenüber hat jedoch die Church Missionary Society nachdrücklich ihr Recht gewahrt. Der übrigens noch junge Bischof, der dem greisen Oakley in den betreffenden Verhandlungen in einer nicht eben schönen Weise entgegentrat, hat doch einlenken müssen. Die Sache aber wurde der Anstoß im Parlament, die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in der Kolonie Ceylon zu beantragen — fast wäre der Antrag durchgegangen.

Fassen wir aber das, was die evangelische Mission bisher auf Ceylon erreicht hat, zusammen, so können jene Anglikanisirungsversuche nur als traurige Verirrungen erscheinen. Wie wenig ist es bisher gelungen, das Evangelium als einen lebenskräftigen Sauerteig unter die Maße des trägen Buddhismus zu bringen![1]) Noch immer zehrt unsre mit vielen Kräften betriebene Arbeit dort im gewissen Sinne von den alten Zwangsmaßregeln der Holländer. Obwohl in den Missionsberichten davon nicht weiter die Rede ist, so findet man keine Veranlassung anzunehmen, daß die von Graul vor dreißig Jahren beobachteten Verhältnisse, die wir oben erwähnten, durchgreifend andre geworden seien. Da wäre es wohl dringend nöthig, daß alle evangelische Mission, absehend von den Unterschieden der Denominationen, sich auf die großen Grundwahrheiten des Evangeliums konzentrirte, um kräftig und nachdrücklich dem bisher nach wenig erschütterten Feinde entgegen treten zu können.

Daß den 19 551 Protestanten auf Ceylon 190 000 Katholiken gegenüber stehen und zwar in so schnellem Wachsthume, daß die Zahl im Laufe des letzten Jahrzehnts um 30 000 gestiegen ist, wollen wir schließlich nicht verschweigen. Verschiedene Verhältnisse machen den Sendlingen Roms die Arbeit hier besonders leicht. Gewogen würden sich freilich diese Erfolge ganz anders ausnehmen als gezählt. Aber

---

[1]) Die erste Auflage dieses Werkes sagt im Schlußwort über Ceylon, daß „wohl nirgends die protestantische Mission so schmählich zu Schanden geworden sei" wie dort. Obgleich in der zweiten Auflage mit Fleiß ein möglichst strenger Maßstab an die Erfolge der Mission gelegt wird, um möglichst alle Schönfärberei abzuschneiden — so vermögen wir jenen Ausdruck, der trotz aller nachfolgenden Limitationen uns viel zu hart erscheint, nicht aufrecht zu erhalten. Wahr ist es, daß der Buddhismus Ceylons, wo er noch auf seinen alten Grundlagen steht, samt dem von ihm assimilirten Dämonenkulte durch die Mission selbst noch unerschüttert dasteht. Aber die reichen Ströme des Segens, die durch die protestantische Mission über den breiten Rand auch der buddhistischen Bevölkerung Ceylons gekommen sind, die aus alter Zeit her durch andere Verhältnisse von jenen Grundlagen verschoben waren — diese Segensströme sind nicht zu verkennen. Und wenn die neuere Mission zunächst nichts weiter erreichte, als die Belebung eines Theils der Massen, die einst zum Namenchristenthum mehr oder weniger gezwungen wurden, so hätte sie nicht umsonst gearbeitet. Hierbei aber mögen wir auch wiederum die wunderbaren Führungen des Herrn erkennen, der aus jenem so viel getadelten Verfahren der Holländer doch eine Vorbereitung hat hervorgehen lassen, welche ernsteren Arbeiten zur Ausbreitung seines Reiches förderlich sein muß.

sei dem so; wir wollen nicht scheel sehen, wenn der Katholicismus dort Fortschritte macht. Der Herr wird auch über Ceylon noch die Zeit der Reformation kommen lassen, da das sola fide durch die Herzen klingen wird.

B. Hinterindien.

1. Uebersicht.

Vor uns liegt die mächtige Halbinsel, mit ihren reichgegliederten Küsten fast an „ein dreizackiges Lotosblatt" erinnernd, das seinen geknickten Stiel, die Halbinsel Malaka, weit nach Süden sendet. Ein fünffaches Gebirgsgerippe durchzieht sie, ausgehend von dem hohen, noch sehr wenig erforschten Sine Schan, der östlichen Fortsetzung des Himâlaya, wie dieser mit seinen Gipfeln in ewigen Schnee und Eis gehüllt. Niedriger sind jene fünf Seitenzüge, die jedoch immer noch Höhen von 2500 m aufweisen. Zwischen denselben ziehen sich vier breite Thalbecken hin, befruchtet von regelmäßig anschwellenden Strömen, deren jeder durch sein vielarmiges Delta den Weg ins Meer findet. Es sind dies der Irawaddi, der Salwên, der Menam und der Mekhong.

„An Produktenreichthum steht das mit fast überflüssigem Wasserreichthum ausgestattete Hinterindien der vorderindischen Halbinsel nicht nach. Die Sumpfniederungen der Flußthäler begünstigen vornehmlich die Reiskultur; die Gebirgszüge tragen die üppigste Waldung", in der zum Theil das für den Schiffbau so werthvolle Tîkholz noch reichlich vorkommt. — Das Klima finden wir auch hier durch den Monsûn bestimmt, der von Südwesten im Mai bis September die Regenzeit bringt, an die sich die trockne Zeit des Nordost-Monsûn mit tiefblauem Himmel und zauberischen Mondscheinnächten anschließt. Schließlich aber geht diese in eine heiße Zeit über, der erst wieder die Gewitter von Südwesten ein Ende machen.

Trotz ihres Reichthums ist die hinterindische Halbinsel bei weitem nicht so wie die vorderindische dem europäischen Einflusse anheimgefallen. Abgesehen von den schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen auf Malaka gegründeten Niederlassungen blieben die einheimischen Reiche, die sich im vorigen Jahrhunderte zu den beiden größeren Staaten Barma und Anam gestalteten, bis in die neue Zeit ungeschmälert. Jenes umfaßte unter Alompra (1757) auch Siam. Letzteres befreite sich jedoch bald wieder und zog auch die Länder am oberen Menam als tributpflichtige Gebiete mit an sich. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die östlichen Gebiete Tonkin, Kotschintschina und Kambodscha durch Gialong zum Kaiserthum Anam verbunden. Barma blieb auf die Irawaddiländer und die westlichen Küstenlandschaften beschränkt. Von den letzteren eroberte England

in seinem ersten barmanischen Kriege (1824—26) Arakan und Tenasserim; durch den zweiten (1851—53) wurde auch Pegu, die reiche Mündungslandschaft des Irawaddi, britisches Gebiet.

Die ethnographischen Verhältnisse Hinterindiens sind noch vielfach dunkel. Soviel scheint aber durch die Forschungen gesichert zu sein, daß dort eine zweifache Völkerströmung einst auf einander traf und ihre Wogen sich vielfach kreuzten und mischten. Von Westen kamen auch bis hierher die Arier, und manche Spuren geben noch jetzt Zeugniß von der weiten Ausdehnung, die sie gewonnen haben. Dagegen drangen von Osten mongolische (chinesische) Stämme ein, die mehr und mehr die Oberhand behielten und, ihre Kultur mit der arischen mischend, der Bevölkerung jenes Gepräge gaben, das wir mit dem Ausdruck indo-chinesisch bezeichnen. Ueber die ethnographische Stellung der roheren Bergvölker scheint es noch sehr an Klarheit zu mangeln. Vielleicht dürfte die Auffassung, daß sie die Reste einer Urbevölkerung sind, mehr Berechtigung haben als die, welche sie für in die Waldgebirge zurückgedrängte und deteriorirte Arier ansieht.[1])

Die Sprachen der hinterindischen Völker zeigen vorwiegend den einsilbigen (mongolischen) Charakter. In den östlichen Ländern scheint sich die Sprache der chinesischen sehr zu nähern, wie auch die Schrift der letzteren dort gebraucht wird und überhaupt die ganze dortige Kultur den chinesischen Typus trägt. In den westlicheren Gebieten waltet etwas mehr das indische Moment vor, wie auch die gebrauchten Alphabete dem indischen entlehnt sind. — Außer der einheimischen Bevölkerung sind in den Küstengegenden ziemlich bedeutende chinesische Kolonien, die in regem Verkehr mit dem Mutterlande (Fuh-kien) stehen, bemerkenswerth. Die Halbinsel Malaka ist, wie ihr Name besagt, von Malayen bewohnt.

Die ganze Bewohnerzahl Hinterindiens wird auf 33 Millionen geschätzt, vertheilt sich aber ziemlich ungleichmäßig. Einige Provinzen von Anam sind sehr stark, andere Gebiete nur spärlich bevölkert. Charakteristisch ist die Herrschaft des Buddhismus auf der ganzen Halbinsel, dem nur in Anam die Religion des Confucius zur Seite tritt. Bei den Bergstämmen findet sich (wie in Vorderindien) der Dämonenkult. — In den einheimischen Staaten gilt die unumschränkteste despotische Regierungsform.

Als zwischen Vorder- und Hinterindien gelegenes Uebergangsgebiet werden wir Assâm und südlich davon gelegene Gebirgsdistrikte (Silhet), die eine Mischung von indochinesischen Verhältnissen mit denen der Hindukultur darbieten, näher ins Auge zu fassen haben. Zuvor aber überblicken wir die älteren christlichen Missionsarbeiten in Hinterindien, die von der römisch-katholischen Kirche ausgingen, und können uns dabei nicht versagen, auf die sehr erfolgreichen katholischen Missionen in Anam näher einzugehen und ihre Darstellung in kurzen Zügen bis auf die neuste Zeit fortzuführen.

---

[1]) Man vergleiche unten die Anmerkung über die Verwandtschaft der Karenen mit den Miau-tsz.

2. Die katholische Mission in Hinterindien, besonders in Anam.

Die katholische Mission in Hinterindien nahm schon um 1511 ihren Anfang in Tenasserim und auf der Halbinsel Malaka. Erfolgreichere Arbeiten jedoch datiren seit 1615. Als in diesem Jahre die Jesuiten-Missionare durch eine blutige Verfolgung aus Japan vertrieben wurden, beschloß man, die müßig gewordenen Arbeiter in die umliegenden Länder zu vertheilen. Ein Missionar mit 5 Gehülfen ging nach Kotschintschina, ein anderer nach Siam, wo er in kurzer Zeit an Gift im Gefängniß starb. Auch nach Tonkin, das damals ein unabhängiges Reich war, ging später ein Jesuiten-Missionar, ward vom König freundlich aufgenommen und rief bald, weil er die Landessprache nicht verstand, die Missionare von Kotschintschina zu Hülfe. Der Jesuit Alexander von Rhodes, ein Mann von ausgezeichneter Begabung und unermüdlichem Eifer, mit etlichen Begleitern ward ihm zugeschickt (1626), und nicht lange nach ihrer Ankunft fingen sie an zu taufen, sammelten eine kleine Schaar katholischer Christen und gewannen besonders mehrere Priester für die neue Religion. Sie bedienten sich zwar der Bibel als Hauptquelle ihrer Predigten, suchten aber daneben auch durch Beibehaltung von Irrthümern den Heiden den Uebertritt zu erleichtern.

Bemerkenswerth ist jedenfalls die Auseinandersetzung des Paters A. v. Rhodes über sein Verfahren bei der Heidenbekehrung. Während andere katholische Missionare zuerst die heidnischen Irrthümer zerstören zu müssen glaubten, um eine Vermischung derselben mit den christlichen Glaubenswahrheiten zu verhüten, hielt er es für besser, zuerst einige Wahrheiten der s. g. natürlichen Religion, z. B. von der Schöpfung der Welt und dem Zweck und den Pflichten vernünftiger Wesen den Heiden mitzutheilen als Grundlage ihres künftigen Glaubens, hernach ihnen von der Sündflut, der Sprachenverwirrung und dem daraus entstandenen Heidenthum zu sagen, worauf er erst die Widerlegung des Götzendienstes und dann den Unterricht in den wesentlichen Heilswahrheiten des Christenthums folgen ließ, indem er mit der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi anfing und das Leben Jesu erzählte. Dabei machte er die Erfahrung, daß niemals gegen die unbegreifliche Lehre von den drei Personen der einigen Gottheit, sondern gegen die Menschwerdung Christi die Einwürfe der Heiden sich richteten, denen er dann hauptsächlich mit Hervorhebung und Ausmalung der Wunder beim Tode des Herrn begegnete, um die Freiwilligkeit seines Sterbens zu beweisen; wenn er von der himmlischen Liebe sprach, die Jesus im Leiden und Sterben erwies, bot er zum erstenmale das Kreuzeszeichen zur Anbetung seinen Schülern dar, stellte brennende Kerzen und andere die Andacht erhöhende heilige Dinge auf und verfehlte nicht, immer auch zugleich von der Auferstehung Christi zu reden. Dieses Verfahren, sagte er, habe in seiner langen Laufbahn sich immer als das beste bewährt, und er weiß viel zu berichten von der Kraft des Glaubens in seinen Neubekehrten, die mit dem Kreuz und Weihwasser Wunder gethan und viele Kranke geheilt. Er erzählt auch, wie er den Bilderdienst und die Ceremonien eingeführt und also den Leuten einen Ersatz ihrer Götzenverehrung gegeben habe, und läßt uns Blicke thun in das seltsame Gemisch von Herzensfrömmigkeit und groben Irrthümern, das in den Missionaren und noch mehr in ihren Bekehrten die Stelle des reinen Glaubenslebens vertrat.

Alexander wußte sich durch manche Mittel mit der den Jesuiten eigenen Schmiegsamkeit bei Hohen und Niederen Eingang zu schaffen, wobei ihm seine mathematischen und physikalischen Kenntnisse (die ihm

auch die Gunst des Königs von Kotschintschina gewonnen hatten) gute Dienste leisteten. Schon im ersten Jahre seiner Wirksamkeit zählte er 500 Bekehrte, die sich im folgenden auf 1600 vermehrten. In der Nähe des königlichen Palastes hatte er sein Haus nebst einer Kirche bauen dürfen. Mit der Ausbreitung des Christenthums aber regte sich auch der Widerstand der Priester, Zauberer, Kebsweiber und Eunuchen, die drohende Edikte gegen die Predigt und den Uebertritt zu erwirken wußten. Darnach wurden auch die Missionare verbannt und zogen sich nach Kotschintschina zurück. Ueber die Christen in Tonkin aber brach eine blutige Verfolgung aus, die mit wechselnder Heftigkeit eine Reihe von Jahren anhielt. Während derselben fanden sich Jesuiten, die Handelsverbindungen mit Macao benutzend, unter Verkleidung wieder ein, und unter ihrer Wirksamkeit mehrte sich die Zahl der Gläubigen so schnell, daß gegen Ende des Jahrhunderts von über 80 000 Bekennern Christi in Tonkin, die noch in kurzem um 45 000 wuchsen, und von 200 Kirchen berichtet wird. Als später die portugiesischen Missionare nicht nur aus Tonkin, sondern auch aus Kotschintschina weichen mußten, sandte Ludwig XIV. von Frankreich im Einverständniß mit dem Papste französische Priester (Franziskaner) dahin, die unter dem Vorwand des Handels sich niederließen und dem Hofe sich angenehmer zu machen wußten als ihre Vorgänger. Nachdem diese aber, die neue Toleranz benutzend, gleichfalls zurückgekehrt, geriethen beide, wie gewöhnlich, in Streit, in dem eine oder die andre Partei sogar mit der heidnischen Verfolgung gemeinsame Sache machte, bis der Papst den Jesuiten befahl, das Feld den Franzosen zu überlassen. Diese arbeiteten heimlich und von den Großen des Landes geachtet, während ein Verfolgungsedikt nach dem andern gegen die Christen erschien. Lange Zeit wurden die strengen Befehle des Hofes von den unteren Behörden der Provinz nur nachsichtig gehandhabt, bis im Jahre 1721 eine furchtbare Verfolgung sich erhob, in welcher zuletzt Missionar Buccharelli mit 6 einheimischen Christen enthauptet ward, Pater Messari aber im Kerker starb. Von 6 Jesuiten aus Macao aber, welche 1736 in Tonkin sich einschlichen, büßten 4 ihre Kühnheit nach neunmonatlichem martervollem Gefängniß ebenfalls mit dem Leben, während die übrigen nur durch die Sorgfalt, mit der sie sich den Augen der Beamten entzogen, diesem Schicksal entgingen. Trotz aller Verfolgungen aber sprechen die damaligen Berichte noch von 250 000 Christen in Tonkin, von denen 120 000 unter den portugiesischen Jesuiten, 80 000 unter einem von der Missionsgesellschaft in Frankreich unterhaltenen apostolischen Vikar, 30 000 unter einem von der Propaganda zu Rom gesendeten apostolischen Vikar mit einigen Augustinern und 20 000 unter spanischen Dominikanern standen. Um 1754 konnte die Messe mit allem Pomp gefeiert werden, und die Regierung war nur sorgfältig darauf bedacht, keine neuen Missionare mehr zuzulassen.

In Kotschintschina hatte das Christenthum bei milderer, nur durch eine kürzere Verfolgung im Jahre 1700 unterbrochener Behandlung

in aller Oeffentlichkeit sich ausgebreitet. Nach dem Jahre 1750 aber, als die Verfolgungsdekrete des chinesischen Kaisers bekannt wurden, brach auch hier eine schwere Zeit herein, die Missionare, 29 an der Zahl, darunter 2 Bischöfe, wurden gewaltsam aus dem Lande geschafft und 200 Kirchen zerstört, die Christen aber der Willkür roher Soldaten völlig preisgegeben, wo nicht menschlichere Statthalter Schonung übten, durch welche manches Menschenleben bewahrt und eine schöne Anzahl von Kirchen erhalten wurde. Seitdem hat das Christenthum in jenen Ländern sich erhalten; eine im Jahre 1773 aber durch die Habsucht eines Mandarinen erregte Verfolgung ward um so weniger eine allgemeine, als Tonkin wie Kotschintschina, von Bürgerkriegen zerrissen, fast 50 Jahre lang in völlig anarchischem Zustande sich befand, bis endlich ein in Frankreich erzogener Prinz des letzteren Reiches mit französischer Hülfe beide Länder sich unterwarf und zu dem vereinigten Königreich Anam 1809 noch Cambodscha hinzufügte, während noch vorher 1795 und 1798 das Blut mehrerer einheimischer Priester geflossen war. Nachdem die Mission im ersten Viertel dieses Jahrhunderts sich fast vollständiger Ruhe und Freiheit erfreut, brach der Sturm feindlicher Angriffe nach dem J. 1830 um so heftiger wieder aus, und anfangs 1833 erschien ein königliches Dekret, das geradezu die Ausrottung der falschen „Portugiesen-Religion“, wie man das Christenthum von Anfang an dort nannte, befahl. Grausame Hinrichtungen und Martern aller Art wurden über die Christen verhängt, und in Tonkin und Kotschintschina europäische und einheimische Bekenner und Missionare enthauptet und erdrosselt, ja unter entsetzlichen Martern zu Tode gequält, und dieser Verfolgungsgeist dauerte fort bis in die neueste Zeit. Todesstrafe war auf das Bekenntniß des Christenthums und die Beherbergung der Lehrer auch für das niedere Volk gesetzt; in Tonkin erschien 1840 ein Edikt des Königs, das den Christen vorstellte, wie unsinnig ihre Religion sei; ein Missionar mit 3 eingeborenen Katecheten ward wieder erdrosselt; auf den Gräbern der christlichen Märtyrer aber verrichteten die Heiden Anbetungen. Für 100 000 Christen waren nur noch 3 europäische Priester in Kotschintschina, und der am 20. Januar 1841 erfolgte Tod des Königs Minh-Meh machte den Grausamkeiten gegen die Christen leider kein Ende, da sein ältester Sohn, der ihm in der Regierung folgte, mit derselben Wuth in seines Vaters Fußtapfen trat. Ueber 1500 Kirchen und Kapellen wurden zerstört, die Priester mußten in Höhlen und Schlupfwinkel sich verbergen, und die Aussichten der dortigen Christen waren trostlos, die ehemals so blühenden Missionen fast vollständig ruinirt. Zwar fingen sie später an, sich wieder zu erholen, und neue Arbeiter rückten nach; aber im Jahre 1857 brach die Verfolgung gegen die noch mehr als 50 000 zählenden Katholiken in Anam wieder aufs lebhafteste aus; der Bischof selbst ward hingerichtet, und sein Nachfolger in Hué, der Hauptstadt des Landes, gefangen gesetzt. Bei dieser Gelegenheit legten sich Frankreich und Spanien wegen ihrer ermordeten Unterthanen ins Mittel und überzogen Anam mit Krieg. Es wurde ein Duldungsvertrag für die Bekenner der christlichen

Religion erzwungen. Trotzdem aber fingen die Verfolgungen im Innern wieder von neuem an, und immer noch werden leuchtende Beispiele von edelster Standhaftigkeit und Märtyrerfreudigkeit berichtet. In neuester Zeit (1874) erhob sich besonders wieder ein drohender Sturm, angefacht durch die heidnischen Gelehrten (Mandarinen) sowie durch Handelsinteressen und politische Verhältnisse[1]). Diese letztere Bemerkung mag überhaupt etwas Licht auf die Verhältnisse der Christen in Anam werfen. Die Verfolgungen geschehen, wie es scheint, doch nicht so blos um der Religion willen. Die Christen sind zu einer politischen Partei geworden. Auch die rührenden Märtyrerberichte verlieren etwas durch die Menge des Aberglaubens anläßlich der Wunderwirkungen von Reliquien der Märtyrer u. s. w., die sich daran anschließen.

In **Siam**, mit welchem Reiche die Portugiesen schon 1511 durch Eroberung von Malakka in einigen Verkehr kamen, fanden erst im Jahre 1621 Dominikaner und Franziskaner von Goa in Vorder-Indien Eingang; doch konnte in einem Lande, wo eine Revolution der andern folgte, das Evangelium noch keinen Anklang finden. Auch von Tonkin und Kotschintschina aus kamen seit 1634 Missionare dahin, und französische Jesuiten, von Ludwig XIV. gesandt, ließen sich seit 1685 gleichfalls dort nieder, unter ihnen der treffliche Beschreiber Siams, La Loubère. Ihre Erfolge waren jedoch weit weniger glänzend, als in Tonkin und Kotschintschina, theils wegen des größeren, hier herrschenden Despotismus, theils wegen der hier noch ungebrochenen Herrschaft des Buddhismus und seiner Priesterschaft, theils wegen der durch die fast zum Heidenthum herabsinkenden portugiesischen Einwandrer gegebenen Aergernisse. Durch Einmischung in die politischen Verhältnisse des Reiches führten die Jesuiten selbst schon zu Ende des 17. Jahrhunderts ihren Sturz herbei, und die französische Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens setzte die Mission in Siam fort, welche besonders unter den wiederholten Einfällen der Barmanen viel zu leiden hatte. Ja im Jahre 1780 wurden die Missionare selbst verfolgt und aus dem Lande gejagt, wohin sie aber immer wieder zurückkehrten, auch im Jahre 1808 eine Katechetenschule auf Pulo Pinang gründeten. Die katholischen Missionare in Tavoy, Mergui, Queda, Ligor, kurz in ganz Malaka nahmen mehr oder weniger theil an den Schicksalen der siamesischen Mission, die natürlich durch die Besitznahme der Holländer und Engländer von diesen Gegenden mehr und mehr in den Hintergrund trat. In der neueren Zeit legte die Regierung von Siam, bei aller Härte gegen die aus Kotschintschina in ihr Land geflohenen Christen und Missionare, dem Gottesdienst der Katholiken nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern scheint auch lieber die französischen Priester als englische Missionare kommen zu sehen, weil sie von den Franzosen nichts für ihre Unabhängigkeit zu fürchten hat. Im Jahre 1840 versah ein Bischof mit 11 Missionaren und 7 eingeborenen Priestern, zu dessen Sprengel auch die Katholiken

[1]) Vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1875, S. 116.

in Ligor, Queda und Singapur auf Malaka, meist eingewanderte Portugiesen, gehören, den Dienst in Siam. Zu Bangkok war ein kleines Seminar, und das chinesische Kollegium zu Pulo Pinang zählte 36 Schüler unter einigen Priestern. Die Gesammtzahl der Katholiken in diesen Ländergebieten, meist jedoch eingewanderte Portugiesen, betrug etwa 5000. In Barma wirken zwar seit mehr als anderthalb Jahrhunderten römische Priester; aber die Erfolge scheinen hier verhältnißmäßig sehr beschränkt geblieben zu sein. Selbst die aus Portugiesen resp. Mischlingen bestehenden katholischen Gemeinden scheinen vielfach recht verkommen zu sein.

Hat die katholische Mission ihren Schwerpunkt in den östlichen Gebieten Hinterindiens gefunden, so war für die evangelische ein besonders fruchtbares Feld im Westen unter dem Bergvolk der Karenen aufbehalten. Ehe wir jedoch dasselbe näher ins Auge fassen, betrachten wir zunächst die Missionsgebiete, welche uns von Vorderindien dorthin überleiten.

3. Assâm und die assâmsche Mission.[1]

Assâm oder Aschâm, auch Asâm (Ahâm, das Unvergleichliche), so nannte man schon längst eine ziemlich unbekannte, ganz am östlichen Ende der großen Ebenen Indiens gelegene und gleichsam den Thalweg in die Halbinsel Hinterindiens bildende Gegend, die, zwischen die östlichen Fortsetzungen des Himâlaya im Norden und die Gebirge und Tafelländer Hinterindiens im Süden eingeschlossen, im äußersten Osten in die Schluchten des aus Indien nach China übertretenden Hochgebirges sich verlor. Zuerst durch die Eroberungszüge der in Indien herrschenden Muhammedaner, dann durch ein englisches Hülfscorps, das in inneren Unruhen (1793) dem Könige des Landes beistand, endlich durch die im Kriege mit Barma (1825) dort einrückenden britischen Heeres-Abtheilungen, welche es den barmanischen Eroberern abnahmen, ward es bekannt und seitdem von den Engländern abhängig, welche um 1840 entdeckten, daß die kühleren Hügel und Thäler des Landes für den Anbau des hier heimischen Theestrauches wohl geeignet seien. Derselbe hat seitdem eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, und dadurch ist Assâm der europäischen Kenntniß näher gerückt worden. — Das ganze Königreich Assâm, gewöhnlich in Unter-, Mittel- und Oberassâm, oder Kamrup, Assâm und Sodhya getheilt, ist gleichsam nur ein majestätisches, von dem Brahmaputra in einer Länge von etwa 70 deutschen Meilen durchströmtes Thal voll wunderbarer Naturreize. Während auf der linken oder Südseite des Stromes mäßige, mit aller Herrlichkeit des tropischen Klimas über-

[1] Ich habe diesen Abschnitt zum großen Theil nach der ersten Ausgabe wiedergegeben, da kein Material zu einer gründlichen Umarbeitung vorlag. O. Flex (Pflanzerleben in Assâm, Berlin 1876) bezieht sich nicht besonders auf die Verhältnisse, welche grade für die Mission in Betracht kommen. Im übrigen kann das höchst interessante Buch aufs wärmste empfohlen werden.

wachsene Berghöhen sich erheben, steigen auf der Nordseite des Thales zuerst die Vorberge der Provinz Butan empor; aber sie erheben sich immer höher und gewaltiger, bis sie übergehen in die Riesenhöhen des Himâlaya, dessen ewiger Schnee mit zauberhafter Schönheit in das heiße Thal hinableuchtet[1]). Dieses selbst, durch den mächtigen Brahmaputra und mehr als 60 Nebenflüsse, die im Sommer, wenn der Schnee auf dem Gebirge schmilzt, es weit und breit überschwemmen, befeuchtet, bietet allen Reiz südlicher Pracht und Naturfülle dar; auf den Höhen liegen die Städte und Dörfer, in den Niederungen breiten die üppigen, schnell reifenden Reisfelder sich aus. In den Nordgebirgen wohnen die wilden, kriegerischen Stämme der Aka, Dophla, Miri und Abor, welche letztere gleich den Hindu das Rindfleisch verabscheuen, sämmtlich dem Buddhismus anhangend; jenseits derselben gegen Norden in den hohen Alpenthälern die Bhotia oder Bhutia (das Volk von Butan) und die Onka Miri. Auf den südlichen, nirgends mit ewigem Schnee, sondern mit üppigen Wäldern bedeckten Gebirgen hausen die unabhängigen, rohen Heidenstämme der Garro[2]), Katschari und Naga, diese stets mit Schwert und Bogen bewaffneten Verwandten der Chinesen, von welchen die ersten, muthig und raubsüchtig, aber wahrhaftig und treu, genügsam von ihrer Viehzucht lebend, aber dem Trunk ergeben, einen rohen Gestirn- und Himmelsdienst üben, Opfer darbringen und Priester haben, welche Gebete an die Himmelsgötter hersagen. Noch wilder und kriegerischer sind die Kossiya oder Khasi im Süden, die wir bald noch ausführlicher zu betrachten haben. Im Hochland von Katschar, dessen Bewohner keine Tempel und Götzenbilder besitzen, sondern wo in der Nähe ihrer Dörfer ein dichtes Gebüsch um einen hochragenden dichtbelaubten Baum düster und unheimlich sich ausbreitet, dem Deu oder Dämon ihre kleinen Opfer darbringen, dem zu Ehren bei besonderen Gelegenheiten auch Lieder und Gebete gesungen werden, ist gleichwohl die Hindureligion mit ihrem Kastenwesen und selbst der Islam eingedrungen. Von den Hindu haben die Katschari auch den Abscheu vor dem Rindfleischessen, während sie das Fleisch der Elefanten und der Rhinozerosse verzehren. Im Osten endlich, wo die Berge von Süden und Norden sich enger zusammendrängen und verschiedene bereits starke Gebirgsflüsse sich dem zu mächtigen Brahmapûtrastrom vereinigen, treiben die räuberischen Singpho in den Alpenthälern ihren wunderlichen Götzendienst, indem sie den Gestirnen, Wolken, Winden in der Person des Elementengottes Opfer bringen,

---

[1]) Größtentheils dürfte in der Thalebene vom Schnee wenig zu sehen sein, da das ferne Hochgebirge von den bedeutenderen Vorbergen verdeckt wird. Als charakteristisch für das mehr und mehr sich erhebende südliche Gebiet sind noch die weiten mit hohem Grase bestandenen prärieartigen Flächen (Tschapra) anzuführen, unter die sich in der trocknen Jahreszeit mächtige Brände hin zu wälzen pflegen. „Im Stromgebiete selbst zeigen sich hier und da dünenartige Sandbänke, mit rohrartigem Gestrüpp bedeckt, andre Theile bieten reichbebaute Fluren durch riesige Waldgruppen getrennt.“

[2]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1840, II, p. 7 f. — Wiese, Indien und die Hindus. II, p. 132 ff.

dabei aber auch ihre abgeschiedenen Ahnen verehren und Priester und Tempel des Buddha bauen und besuchen, so daß hier der alte Naturdienst mit der chinesischen und hinterindischen Religion zusammengewachsen scheint.

Das etwa 10 bis 12 deutsche Meilen breite und etwa 1200 Quadratmeilen haltende Thalland von Assâm ist bei seinem milden, nicht zu heißen Klima und den jährlichen Ueberschwemmungen sehr fruchtbar, aber lange nicht so bevölkert und angebaut, als es demnach sein könnte; dichte Dschangelwälder, die Wohnplätze wilder Thiere, bedecken Landstriche zu beiden Seiten des großen Stromes, die mit ihrem schwarzen, schweren Boden in der herrlichsten Kultur blühen könnten. Am Flußgestade befinden sich in den Lichtungen des Urwaldes die leichten Bambushütten der Eingeborenen, die bei jeder Ueberschwemmung verlassen, zerstört und hernach wieder aufgebaut werden. Eine Fieberluft entwickelt sich aus dem feuchten Grunde, die für den Europäer das tiefere Land zu einem gefährlichen Aufenthalte macht, während die frische Bergluft der höheren Bezirke ihm besser zusagt. Die Regen dauern von März bis Mitte Oktober; in der kühlen Jahreszeit herrschen Nebel. Bei weitem vorherrschend ist der Nordostwind. Erdbeben sind sehr häufig. Nördlich von Brahmapûtra scheint das Land sehr reich an Kohlen zu sein. Auch an Eisenerz und Salzquellen fehlt es nicht. Die Wälder und Berge sind voller Elefanten, deren man viele fängt und ausführt. Zahlreich sind auch Rhinozerosse, Tiger, Leoparden, Bären, wilde Büffel und Schweine, die der Jagdlust reiche Gelegenheit bieten. Die Vegetation, ähnlich der von Bengalen, ist unendlich reich, und namentlich sind die Wälder voll wichtiger Baumarten (Tîk, Areka-Palme, Ficus religiosa, Caryota urens). Das Volk von Assâm besteht aus einer wahren Musterkarte verschiedener Stämme, die durch kriegerische Eroberung oder friedliche Einwanderung im Thale sich festgesetzt haben, die Bergbewohner roh und wild, die Thalleute feig, schlau und falsch. Im obern und mittlern Assâm herrschen die eigentlichen Assâmer vor, die sich größtentheils der Brahmanenreligion zugewendet und damit zugleich das Kastenwesen und die bengalische Sprache — das Assâmische ist zu 9/10 Bengalisch — angenommen haben, und die Wischnu-Brahmanen haben dort selbst eine Art von Mission [1]). Die Mehrzahl des Volkes sind aber Çiwaverehrer, und die Bewohner Assâms gelten überhaupt für unfromme Leute, die es mit den heiligen Gebräuchen nicht so genau nehmen. Ein kleiner Theil ist auch ohne Kasten und hängt den alten Stammgötzen an. Unter ihnen leben Kolonien der Singpho, der Miri und der aus dem Hochland im fernen S.-O. hergewanderten Kampti, als treffliche Bogenschützen mit vergifteten Pfeilen bekannt und mit Schild und Speer bewaffnet. In Unterassâm sind die trotzigen Dom oder Nodiyal die herrschende Bevölkerung; ihnen folgen an Zahl die strenger brahmanischen Kolita und die anscheinend dem Hochland von Butan entsprungenen Kutsch. Auch ganz zu Heiden gewordene

[1]) cf. Ritter, Asien III, p. 333.

Muhammedaner leben daselbst. Die Volkszahl in Assâm beläuft sich im ganzen auf vier Millionen.

Die Geschichte von Assâm ist seit lange nur eine Reihe von Kriegen, Empörungen, Mordthaten und anderen Schlechtigkeiten gewesen, bis durch die britische Schutzherrschaft Ruhe kam. Die alten Könige hatten ihre Residenz in dem nordöstlichen, gebirgigen Theile des Landes, von wo aus sie, so gut es ging, ihre stets rebellischen Radscha in Ebene und Gebirg von sich abhängig zu erhalten suchte. Im J. 1822 ward das Land von seinen Nachbarn, den stolzen Barmanen, überfallen und erobert, was den hart daneben in Bengalen sitzenden Engländern natürlich sehr unbequem war und mancherlei Anlaß zu Streit darbot. So brach denn schon im J. 1824 ein Krieg zwischen Engländern und Barmanen aus, infolge dessen die letzteren das schöne, kaum eroberte Land wieder herausgeben mußten, das 1826 eine britische Besitzung ward, die jetzt einen Theil der Präsidentschaft Bengalen bildet. —

Die Assâmer selber sind ein tief herabgekommenes Geschlecht, stumpf und unempfänglich im höchsten Grade. Der gemeine Mann hat auch nicht die geringste Vorstellung von Gott als einem unsichtbaren allgegenwärtigen Wesen. Seine Idee von Gottesverehrung ist, daß er dem „Gosain“ oder „Gûrû (Bettelmönch, Priester, Lehrer) seinen jährlichen Zehnten zahlt und alle außerordentlichen Gebühren entrichtet; alles übrige hat dann der Gosain zu vertreten. Die Begriffe „Gott“ und „Religionslehrer“ fallen dem gemeinen Mann zusammen: er nennt Gott Gosain, und seinen Gûrû nennt er ebenso und schreibt ihm auch göttliche Machtvollkommenheit zu. Und da Lesen und Schreiben nur Sache einzelner ist, und unter tausend Erwachsenen und schulfähigen Knaben nur vielleicht 10—20 lesen und schreiben können, ist die Unwissenheit groß. Diese Unwissenheit des Volkes aber erhält das halbgöttliche Ansehen des Gosain, der auf den Nacken des ohnehin schon geknechteten Volkes seinen Fuß gesetzt hat. Da sieht man ihn sitzen, im mystischen Halbdunkel des „Ramgors“ oder Götzenhauses, in weite Gewänder gehüllt, unthätig und Betel kauend, an einen der massiven Holzpfeiler gelehnt; vor ihm auf einem niedrigen Lesepult ein von Rauch gebräuntes Bruchstück einer Purâna, oder das Bhagavat, auf Bambusstreifen; ihm zur Seite die stufenartige Erderhöhung, auf welcher entweder das unter buntem Umhang verborgene Bhuti oder Çastra in einem verräucherten antiken Kasten aufbewahrt wird, oder 3—4 Holzfiguren Krischna's und anderer Götter stehen. Im Vordergrund liegen aufgehäuft die reichen Zehentgarben seiner Jünger oder Gemeindeglieder. Wehe dem, der nicht pünktlich ist in der Entrichtung seines Zehntens; Daumenschrauben und Ausstellung an der heißen Sonne warten seiner, und der unfehlbare Fluch, von welchem der Assâmer den Tod fürchtet. Mit Ausnahme des geheimnißvollen Wortes, das der Gûrû dem fünfzehnjährigen Knaben ins Ohr flüstert (unter Androhung alles möglichen Unglücks, wann er dasselbe je anders als in großer Noth ausspreche, und unter der Versicherung, er sei jetzt sein geistlicher Sohn), bringt keine Unterweisung in den Wegen des Rechts und der Gottseligkeit zum Herzen des Jünglings; wohl aber wird

alles Gefühl für Gottesfurcht und alles richtige Urtheil abgestumpft und verkehrt dadurch, daß von Zeit zu Zeit unter Trommelschall und Cymbelklang die Tugenden und Schandthaten Krischna's abgesungen werden. Und wenn alle Hindû infolge des Götzendienstes unsittlich und fleischlich sind, so sind es die Assâmer in ganz besonderem Grade, und es ist ausgemacht, daß unter der ganzen weiblichen Bevölkerung von Assâm keine einzige keusche Person gefunden wird. An einem Feste aber das um Neujahr oder im Februar, oft noch später gefeiert wird und „Bihu" heißt, wird die Unzucht öffentlich zur Schau getragen. Kinder und Erwachsene jedes Alters und Geschlechts singen unkeusche Lieder und tanzen mit unzüchtigen Geberden. Am hellen Tage und auf öffentlicher Straße brüllt der assâmesische Jüngling Worte, die heimlich zu nennen eine Schande ist, und niemand findet dies unsittlich; im Gegentheil, der Vorübergehende antwortet wie der Chor zum Solo: „Hoi!" d. h. recht so! Im übrigen ist das zweite Wort der Assâmer: „Bath," d. i. Nahrung oder Speise, und der Bauch ist ihnen in der That Gott, Religion, Himmel und Seligkeit. Betel wird im Uebermaß gekaut, und wer einmal angefangen, „Kani" oder Opium zu trinken oder zu rauchen, ist der Sklave dieser Leidenschaft fürs ganze kurze Leben. Opium ist der furchtbare, verderbliche Dämon, der auch dieses unglückliche Thal beherrscht, und die Mehrzahl des Volkes ist dem verderblichen Genuß dieses Giftes ergeben.

Der getrocknete Saft der Mohnköpfe wird entweder in Wasser aufgelöst getrunken oder mit einer kleinen Pfeife geraucht. Eine ganz kleine Dosis dieses Stoffes, getrunken oder geraucht, bringt eine Berauschung oder Betäubung hervor, die von den unglücklichen Opfern dieser Leidenschaft als eine überschwänglich angenehme bezeichnet wird, hernach aber eine bei häufigerer Wiederholung Leib und Seele zu Grunde richtende Schwäche zurückläßt. „Stumpfheit, Erschlaffung und Unfähigkeit zu jeder Anstrengung sind zwar die ersten traurigen Wirkungen des Opiumgenusses; aber sie sind noch lange nicht die schlimmsten. Das Jämmerlichste ist der Mangel jedes edlen Gefühls, jeder besseren Empfindung, was den Opiumtrinker charakterisirt. So oft er den verderblichen Becher an die Lippen setzt, muß er zuerst die Stimme des widerstrebenden Gewissens mit Gewalt niederkämpfen und betäuben. Findet er dann, wie seine Gesundheit nach und nach zerstört wird, seine Habe verschwindet und sein Wohlstand zu Grunde geht, so greift er häufiger nach der Opiumpfeife oder dem Opiumbecher, um die ängstigenden Gedanken zu übertäuben und zu verscheuchen. Um passende Nahrung kümmert er sich nichts mehr; ein wenig Milch und ein Stücklein brauner Zucker ist alles, was er bedarf; die Sorge um die Kleidung kennt er nicht mehr, so lange er noch einen Lappen hat, die Blöße zu bedecken; seine messingenen Platten und Schüsseln, die einst so blank waren und seinen Stolz ausmachten, sieht er ohne Kummer verschwinden, wenn nur der schmutzige Becher ihm bleibt, aus welchem er den Opiumtrank schlürfen kann. Und wenn alles dahin ist, wenn der abgeschwächte Leib nichts mehr arbeiten, der geschwächte Magen keine naturgemäße Nahrung mehr ertragen kann, so wird der Elende schnell vollends hinweggerafft durch eine raschverlaufende Krankheit. Das ist der Opiumtrinker, wie wir ihn in Assâm auf allen Stufen des Zerfalls täglich vor Augen sehen." Die Bergstämme Assâms scheinen dieser schändlichen Gewohnheit fern geblieben zu sein; dagegen gebrauchen sie berauschende Getränke.

So tief gesunken ist der Assâmer, aber darum doch nicht ganz versunken, und es gibt unter ihnen doch auch löbliche Ausnahmen von Entschiedenheit für das einmal erkannte Gute und Wahre. Ueberdies hat der Assâmer bei aller Stumpfheit für das Höhere doch ein gutes

Maß von natürlichem Verstand, ja Scharfsinn, und ist weder so weichlich noch so heuchlerisch als der Bengale. Dennoch hat auch hier die Mission mehr von den noch verhältnißmäßig kräftigeren Bergvölkern zu erwarten als von den durch solche Halbkultur verdorbenen Bewohnern der Ebene. Die ersten Wurzeln der Mission in Assâm reichen schon bis vor die Zeit der britischen Eroberung zurück.

Im Jahre 1820 lebte in dem britischen Grenzplatz Goalpara ein britischer Kommissär, Namens Scott, dem das geistliche Elend des Volkes von Assâm ans Herz ging, noch mehr aber einem seiner Untergebenen, dem jungen schottischen Ingenieur Rae, der zu gleicher Zeit selber die Gnade Gottes auf ausgezeichnete Weise kennen lernte. Er wandte sich an die **Baptisten**-Missionare zu Serampûr, die kurz zuvor das Neue Testament in die assâmische Sprache hatten übersetzen lassen, trat in ihre Missionsschule und konnte schon nach 6 Monaten, am 16. Juli 1829, als der erste Friedensbote nach Assâm sich aufmachen, wo er sich niederließ zu Goahatty. Die Anfänge der Mission aber wurden durch manche Schwierigkeit gehemmt, und erst 1836 konnten die 6 Erstlinge getauft werden. Um dieselbe Zeit wurde eine zweite Station zu Naugong (Nowgong) angelegt, das aber schon 1841 an die amerikanischen Baptisten abgetreten wurde. Dasselbe geschah bald darauf (?) mit der älteren Station Goahatty.

Die **nordamerikanischen Baptisten** kamen von Barma her und hatten es namentlich auf die weitverbreitete Nation der Laos oder Schan abgesehen, zu welcher auch die Katschari sowie die Ahom (Abor?), die Khamti und Singpho im nordöstlichen Assâm gehören, und ließen sich anfangs zu Sadiya am Kandil(Karil)nallah, nicht weit von der nordöstlichen Grenze, von wo ein offener Verkehr mit dem gleichfalls zur Hälfte von Schan bevölkerten Yünnan in China besteht, nieder.

Der Ort selbst liegt am Ende des Assâmthals mitten in einer weiten, von Bergen umgebenen und nur gegen Südwest eine Oeffnung zeigenden Ebene, eine halbe Stunde vom Brahmapûtra einwärts und etwa 4 Stunden östlich vom Zusammenfluß desselben mit dem großen Dihong. Das Klima ist gemäßigt und gesund und der Boden ungemein fruchtbar, die Bevölkerung aber dünn, wie in Assâm überhaupt, infolge der früheren entvölkernden Kriege namentlich mit Barma. Sie besteht meist aus Assâmern, die einen bengalischen Dialekt sprechen; in der Nähe gibt es einige Dörfer der Khamti, während die Hauptmasse der Schan und Singpho im Osten das ganze Gebiet zwischen hier und Barma innehaben. Im Norden dehnen sich bis Butan die beiden großen Völkerschaften der Miri und Abor aus, letztere den amerikanischen Indianern sehr ähnlich.

Hier also ließen die von Mâlmên nach Kalkutta gekommenen Missionare Brown und Cutter, von der englischen Regierung bereitwillig unterstützt, im März 1836 sich nieder, errichteten unter mancherlei Schwierigkeiten Schulen in dem von etwa 4000 Assâmern und Khamti bewohnten Distrikt, suchten auf die umwohnenden Stämme der Singpho und Naga einzuwirken und dachten bereits an Anlegung einer zweiten Station im Bereiche der letzteren. Ihre Wirksamkeit in der Schule und ihre Uebersetzungsarbeiten hatten Fortgang. Oefters machten sie auch weitere Reisen den Brahmapûtra hinab und predigten in den ferneren

Dörfern das Evangelium, während sie in den näher gelegenen, Derschon und Bosal, Schulen einrichteten. So schien sich alles glücklich anzulassen, als am 28. Jan. 1838 Sadya unvermuthet von 600 räuberischen Khamti überfallen, abgebrannt, und was ihnen in die Hände fiel niedergemetzelt ward. Doch gelang es der Besatzung, das Fort zu halten und die Feinde zu vertreiben, und auch die auf einem Nachen auf den Fluß geflüchteten Missionare, deren Häuser nicht angezündet wurden, retteten sich in die Festung. Seitdem aber war die ganze Gegend in beständiger Aufregung, und da Sadya auch von den britischen Beamten und der Besatzung verlassen wurde, wählten die Amerikaner Dschaipûr (Jypore), einen ehemals befestigten Platz südlich von Sadya am Ufer des Borhi-Dihing und am Fuße der von den Naga bewohnten Berge, zu ihrem Sitz. Von Dschaipûr aus machte Missionar Bronson im Jan. 1839 seine erste Missionsreise zu den Nam-Sang-Naga im S.-O., deren fleißige und arbeitsame Weiber in hoher Achtung stehen, während die der Assâmer die nichtswürdigsten Geschöpfe sind. Die Naga haben keine Priester und Tempel, opfern aber bösen Geistern, vor denen sie eine abergläubische Furcht haben. In einem Bergdorfe derselben, wo er eine freundliche Aufnahme fand, hatte der Missionar Gelegenheit, die Leichen-Ceremonien einer vor sechs Monaten — denn so lange behalten sie die Leiche im Hause — verstorbenen Häuptlingsfrau mit anzusehen.

Am Morgen wurden zwei große Büffel, mehrere Schweine und viele Hühner geschlachtet, und es wurde ein berauschendes Getränk, „Modh," das sie in großer Menge aus Reis brennen, getrunken. Gegen Mittag trafen Schaaren von Naga aus den benachbarten Dörfern phantastisch gekleidet und kriegsgerüstet ein. Nach einer Musik mit größeren und kleineren Handtrommeln, die mit den andern Trommeln eine Art Harmonie bildeten, marschirten sie zu dem Hause, wo die verwesende Leiche lag, jeder mit Schild, Speer und Hacke versehen. Dort fingen sie mit wunderbarer Regelmäßigkeit des Schrittes und der Stimme zu singen und zu tanzen an, und zwar sangen sie in der Sprache der Abor, von denen sie alle ihre Gesänge haben sollen, etwa Folgendes: „Welche Gottheit hat unsre Freundin weggenommen? Wer seid Ihr? Wo weilt Ihr? Im Himmel, oder auf der Erde, oder unter der Erde? Wer seid Ihr? Zeigt Euch uns. Hätten wir von Eurem Kommen gewußt, wir würden Euch gespießt haben." Das wurde zuerst vom Anführer gesprochen, worauf die ganze Gesellschaft mit einem Zuruf antwortete, während sie ihre glänzenden, gewaltigen Speere zum Himmel schwangen, um den bösen Geist, der den Tod verursacht haben soll, herauszufordern. Der Anführer fährt dann fort: „Wir wollten Euch in Stücke hauen und Euer Fleisch essen." — „Ja," antworten die Krieger, wie schlachtdurstig ihre Hacken schwingend: „Hättet Ihr Euer Kommen gemeldet und uns um Erlaubniß gefragt, wir hätten Euch Ehre erwiesen; weil Ihr aber heimlich uns jemand entrissen habt, so fluchen wir Euch nun." — „Ja," rufen die Krieger, und so geht's fort mit Abänderungen und häufigen Wiederholungen. Lärmende Musik und Tanz währte fast die ganze Nacht hindurch, und am größten Theil des folgenden Tages wurden die Ceremonien des vorigen wiederholt. Bei Sonnenuntergang aber kam eine große Schaar junger Weiber und umgaben die Leiche, die sie ganz mit Blättern und Blumen bedeckten, worauf sie zu einem kleinen Hügel getragen und unter den Festlichkeiten des Volkes verbrannt ward, und hiermit endete das traurige Schauspiel.

Nach dem Eintreffen neuer Mitarbeiter im Jahre 1840 besuchte Bronson die Bergdörfer zum zweiten mal, ward abermals günstig

aufgenommen, und so konnte man bereits auf eine Niederlassung im Gebirge selbst denken, während in Dschaipur vor 100 regelmäßigen Zuhörern assâmisch gepredigt, eine Schule von 25 Kindern besucht ward, und auch die bei den Theepflanzungen gebrauchten Chinesen ein günstiges Arbeitsfeld darboten. Im nächsten Jahre erfolgte die Anlegung zweier neuen Stationen zu Rangpûr (Rungpore) oder Sibsagor, dem nunmehrigen Hauptort für das obere Assâm, um diese Zeit begründet, und zu Raugong, 6 Stunden südlich von Tespur (Tezpore) in einer großen Ebene am Kallang. Von dort aus wurde das Land hinab bis nach Goahatty besucht, wo nachher Missionar Barker seinen Sitz nahm, um das Werk der englischen Baptisten fortzuführen. Die Station in Dschaipûr aber wurde Ende 1842 und anfangs 1843 durch mehrere Anfälle der Singpho gegen die Dörfer jener Gegend in Gefahr und Schrecken gesetzt, und nicht lange danach (im Herbst 1843) verlassen, so daß im Jahre 1845 Sibsagor, Naugong und Goahatty mit vier Missionaren und ihren Frauen nebst vier Nationalgehülfen besetzt waren. Zwar hatten bis dahin nur wenig Eingeborene das Evangelium angenommen; aber in der Uebersetzung und dem Druck der Heiligen Schrift so wie im Schulwesen waren doch merkliche Fortschritte gemacht worden; die Schule zu Naugong hatte 100 Schüler, und das Waisenhaus daselbst zählte 14 Kinder. Auch in Goahatty erblühte die Schule, selbst von ferne kamen dort einmal dringende Bitten um Unterricht. Noch zugänglicher als die Assâmer waren indeß die Katschari, das arbeitsamste und kräftigste Volk von Assâm, die den Namen der Karenen von Assâm noch weit mehr verdienen, als die wilden, kriegerischen, uneinigen und zerstreuten Naga. So langte im Jahre 1854, wo von Goahatty berichtet werden konnte, daß die Wahrheit schon in ansehnlichem Maße verbreitet sei und die Vorurtheile des Volkes an vielen Orten schwinden, so daß ein Geist des Forschens sich rege, auch eine Gesandtschaft von 12 Männern der Katschari aus einer Entfernung von zwei Tagereisen daselbst an, hielt sich über einen Monat auf und besuchte den Missionar häufig in seinem Bungalow. Sie waren Vorsteher der Dörfer und konnten lesen und schreiben; bevor sie wieder abreisten, waren sie völlig von der Wahrheit des Christenthums überzeugt und bereit, dasselbe anzunehmen, forderten auch den Missionar auf, in ihre Dörfer zu kommen, und versprachen aus allen Kräften dahin zu wirken, daß das Volk ihn anhören sollte. Auch die Assâmer um Naugong bezeigten um diese Zeit ein großes Verlangen nach Schulen; trotzdem aber wollten sie freilich nicht das Geringste daran wenden, oder Lehrer und Bücher bezahlen, während sie zur Erhaltung des Götzendienstes unglaubliche Summen beisteuern. Leider war es wegen Mangels an Arbeitern nicht möglich, die angefangene Stationskette den Brahmaputra entlang fortzusetzen, und so beschränkten sich 1856 die Missions-Niederlassungen der amerikanischen Baptisten noch auf die drei bereits 1846 bestehenden, auf denen sich acht männliche und neun weibliche Missionare, sowie sieben eingeborene Gehülfen in Thätigkeit befanden. Jede Station hat eine kleine Gemeinde Gläubiger um sich gesammelt, zusammen 79 volle

Mitglieder, deren größter Theil den Frieden durch den Glauben an den Erlöser gefunden hat. Fünf Schulen zählten im Jahre 1856 im ganzen 117 Zöglinge und ein Waisenhaus 50 Knaben und 15 Mädchen. Eine Druckerei ist seit Jahren in voller Thätigkeit, und die Bücher werden mit großer Begierde auch in den dortigen Regierungsschulen angenommen. Fast kein Tag aber vergeht, wo nicht aus zum Theil großer Entfernung Leute zu den Missionaren kommen, weil sie gehört hätten, daß die „Padri Sahib" religiöse Bücher austheilen. Die eingeborenen Gehülfen sind der Mission von großem Nutzen. Unter ihnen zeichnete besonders Nidhi Levi zu Sibsagor, die Erstlingsfrucht dieser Mission, durch seine lebendige Frömmigkeit und wahrhaft christliche Liebenswürdigkeit, sowie durch die Beharrlichkeit, mit welcher er das Heil seiner Landsleute zu fördern suchte, sich aus. Er hat mehrere Lieder gedichtet, welche die eingeborenen Christen sehr lieben, und auch einen zur Verbreitung wohlgeeigneten Traktat gegen den Hinduismus geschrieben. Zwei andere junge Assâmer kehrten in dem genannten Jahre nach einem längeren Aufenthalt in Nordamerika mit neuen Missionaren in ihre Heimat zurück.

Soweit reichte die in der ersten Auflage dieses Werkes gegebene Darstellung der amerikanischen Mission in Assâm. Ueberblicken wir noch einmal die ersten beiden Jahrzehnte derselben, so zeigt sich allerdings eine ganz andre Entwickelung als man sie erwartete. Es waren die ursprünglich uncivilisirten Bergvölker jenes Gebietes ins Auge gefaßt, und man hatte wohl gehofft, hier ähnliche Erfolge zu finden wie unter den jedenfalls verwandten Karenen. Trotz aller Versuche aber war es nicht gelungen, bei jenen Stämmen Assâms irgend eine weitergehende Bewegung zum Christenthum hin hervorzurufen. Das hauptsächlichste Hinderniß war wohl die tödtliche Fieberluft jener Bergdistrikte, die den Missionaren einen längeren Aufenthalt daselbst nicht gestattete. Eingeborne Gehülfen aber konnten, wie es scheint, nicht die Arbeit der letzteren ersetzen. So beschränkte sich denn diese Mission mehr und mehr auf die hinduisirte und durch den Bann der Kaste gehaltene Bevölkerung der Ebene, und das ganze Werk gewann zuletzt den Charakter, der uns auf so vielen Stationen in Vorderindien entgegentrat. Eine kleine Gemeinde sammelt sich zum Theil aus nicht Ortsansässigen oder aus solchen, die in den Dienst der Missionare getreten sind — ein Waisenhaus sorgt dafür, daß sie Zuwachs erhält. Es zeigen sich manche erfreuliche Erfahrungen — daneben aber kommen auch wieder ernste Sichtungen, in denen ein Theil der Bekehrten wieder abfällt oder ausgeschlossen wird.[1]) Im ganzen aber bleibt der Kern der Bevölkerung noch ganz hart gegen das Christenthum verschlossen. Nach Art der Baptisten überhaupt wurde die missionirende Thätigkeit nicht nur auf die Heiden, sondern auch auf die europäischen Christen, die sich im Lande aufhielten, ausgedehnt, und ein Theil der oben angeführten Mitglieder bestand aus solchen. So bildeten z. B. im Jahre

[1]) Da ist einmal die Rede von dem „Greuel der Verwüstung", ein ander mal findet sich, daß in den Gemeinden der alte Sauerteig der Unkeuschheit sich in furchtbarer Weise offenbart u. s. w.

1855 nur 11 Eingeborne neben 13 Engländern die Gemeinde zu Goahatty, während zu Sibsagor 5 der letzteren Nation unter den 25 Mitgliedern waren. — Neben der Schule wurde die Reisepredigt und Vertheilung von Traktaten als Missionsmittel angewendet. Leider lauten die Berichte darüber zuweilen wie in folgendem Beispiel: „Vor fast 4000 Personen wurde in dieser Stadt zu verschiedenen Zeiten gepredigt. Alle Klassen hörten im ganzen anständigerweise zu. Aber es gab keine Bekehrungen und keinen, der ein Inquirer genannt werden könnte. Ungefähr 300 Traktate und Theile der Heil. Schrift wurden vertheilt, aber die Leute waren meist nicht willig sie anzunehmen.[1]) — Auf solchen Reisen kam man denn auch dann und wann in Berührung mit Bergstämmen — aber ohne daß auf sie nachhaltiger Einfluß geübt werden konnte. Viel Arbeit wurde auf die Presse verwendet, die eine ansehnliche Literatur in besonders assamischer Sprache (die der bengalischen nahe verwandt ist) herstellte. Auch erschien ein illustrirtes Monatsblatt. Von den Sprachen der Bergstämme, scheint es, war nur in die der Katschari bereits einiges übersetzt.

Um den Anfang des folgenden Jahrzehnts war die ganze Mission sehr zurückgegangen. Der amerikanische Krieg verhinderte in den nächsten Jahren den Aufschwung. Die Wogen der damaligen allgemeinen Erweckung drangen auch bis in jenen Winkel der Erde vor, aber ohne viel Erfolg zurückgelassen. Die Station Goahatty war unbesetzt. Zu Naugong waren nur noch 5 Mitglieder der Gemeinde vorhanden, in Sibsagor nur eines. Um jene Zeit war Naugong neu besetzt, und die benachbarten Mikir[2]) zeigten ein gewöhnliches Interesse für die Mission und kamen oft auf die Station, obgleich die Assâmer sie auf allerlei Weise fernzuhalten suchten. Der eine Missionar, der ihnen oftmals in ihre Berge folgte, opferte dabei seine Gesundheit. Ein anderer wurde speziell zur Arbeit unter den Mikir auf der genannten Station angestellt, der dort eine Schule für Knaben dieses Stammes eröffnete und sich an die Erforschung der Sprache machte. Wirklich konnte schon 1863 der Erstling der Mikir getauft werden und zwar eine angesehene Persönlichkeit, ein Mazadur, d. i. ein von der Regierung über einen ganzen Distrikt angestellter Beamter, der auf das Volk den ausgedehntesten Einfluß hat.

Unter mancherlei Hindernissen, wie Krankheit und Erholungsreise des Missionars Scott, blieb doch die Mikirschule zu Naugong im Gange, und einige von den Schülern erhielten die heil. Taufe. Gegen Ende des vorigen Jahrzehnts zählte die Gemeinde auf jener Station 31 Glieder, unter denen leider jener Erstling der Mikir, der in grobe Sünden zurückgefallen, sich nicht mehr befand. Ueberhaupt zeigen die neueren Berichte viel mehr von der großen Schwachheit jener jungen Christen, als man nach den ziemlich idealisirten früheren Berichten hätte ahnen können.

---

[1]) A. B. Annual Report 1856, p. 89.

[2]) Folgende Züge derselben mögen hierbei erwähnt sein. Starke muskulöse Gestalten, arbeitsam, sprichwörtlich friedliebend. Sie kämpfen nie, fliehen vor jedem Feinde. Auch unter einander bewahren sie die größte Eintracht. Nie hört man in ihren Dörfern Zank und Streit. Ihre Zahl wird auf 30 bis 40 000 geschätzt.

In der mit dem Miasma moralischen Giftes erfüllten Atmosphäre lauert dem geistlichen Leben überall ein mächtiger boshafter Feind auf. Jeder Tag treuen Lebens dieser armen schwachen Jünger ist kaum ein geringeres Wunder der göttlichen Gnade, als die erste Erweckung zu einem neuen Leben. Man kann sich unmöglich den Druck vorstellen, der über jeden bekehrten Heiden kommt, sowohl um überhaupt die Bekehrung zu hindern, als auch hernach die Reinheit zu zerstören" [1])

Um jene Zeit wurde denn auch die lang verwaiste Station Goahatty wieder mit einem Missionar besetzt, nachdem die kleine Gemeinde dort unter einem eingebornen Prediger Jahre lang nur kümmerlich ihr Leben gefristet hatte, und außer allen übrigen Versuchungen auch noch denen, die seitens des Brahmo Somadsch an sie herantraten, ausgesetzt gewesen war. In derselben finden sich ein paar Garro erwähnt — ich kann nicht angeben, wie diese Leute von dem kriegerischen Stamme, der in vielen Hinsichten das Gegenstück zu den Mikir bildet, dazu gekommen waren. Ueberhaupt habe ich (infolge einer Lücke im Material) nicht die Motivirung für den folgenden merkwürdigen Umschwung. Schon im Jahre 1867 finden wir unter dem genannten Stamme die Thüren für das Evangelium weit aufgethan. Eine besondere Station, Goalpâra, wird behufs der Mission unter demselben gegründet. In einem südlich gelegenen Dorfe Radschasimala findet sich eine große Bereitwilligkeit für das Christenthum. Schon im folgenden Jahre ist die Zahl der Garro-Christen auf 72 gestiegen. Welch wundervoller Anblick: 25 dieser Wilden steigen zur Taufe in die Fluten hinab, und hernach sitzen ihrer 72 in andächtigster Weise beisammen, um das Mahl des Herrn zu feiern. Und es blieb nicht blos bei jenem einen Punkte. Auch in andern Dörfern entstanden Erweckungen, und besonders an den Plätzen, wo sich die Garro in großer Zahl zu regelmäßigen Märkten versammeln, fand sich Gelegenheit, erfolgreich das Evangelium zu verkündigen, wozu der Missionar auf öfteren Reisen mit seinen Gehülfen sich einfand. Bald wird eine zweite Außenstation, Damra, mit einer christlichen Gemeinde von 80 Gliedern erwähnt, sowie die Einrichtung einer solchen in dem noch südlicher gelegenen Tura, von wo aus ein paar als Vaccinatoren von der Regierung angestellte christliche Garro zu gleicher Zeit sich die Ausbreitung des Evangeliums angelegen sein lassen. Auf der Hauptstation ist eine Normalschule errichtet, manche andere Schulen in den Bergdörfern, die durch reichliche Beiträge der Regierung unterstützt werden. Die Bewegung dauerte fort. Immer noch drängten sich Taufbewerber herzu, die aufs bereitwilligste ihren alten Dämonendienst aufgaben, aber auch der alten Gewohnheit des Trinkens zu entsagen versprachen. Nach dem Berichte von 1874 war die Zahl der Bekehrten, die mit Goalpâra in Verbindung standen, auf 286 gestiegen; im folgenden Jahre erreichte sie schon 400.[2])

Aber auch von Goahatty aus ist nach Wiederbesetzung dieser Station eine erfolgreiche Thätigkeit unter den Garro eröffnet. Auch

---

[1]) A. B. Report, 1869, p. 56.

[2]) Auch der neuste Jahresbericht (1878) berichtet von Fortschritten. In einem Jahre waren 132 Personen getauft. Bei dieser weitgehenden Bewegung scheint man mit der Ertheilung der Taufe weniger Schwierigkeiten als sonst gemacht zu haben. Schon das Aufgeben des Dämonendienstes wurde als „Früchte der Buße"

von dort sind Schulen und Gemeinden in den benachbarten Bergdistrikten gegründet. Die Zahl der Christen war (1875) 102. Die Assâmer aber blieben wie immer hart gegen das Evangelium.

Die von Naugong aus unter den Mikir betriebenen Arbeiten haben sich immer noch vorzugsweise der Schule zugewendet. Die Normalschule hatte damals neben 27 anderen 141 Schüler, die den Bergstämmen angehörten. Obwohl sie nämlich der Mehrzahl nach den Mikir angehören, finden sich doch auch dort Katschari und einige von anderen Stämmen ein. Zehn Schulen sind in verschiedenen Bergdörfern errichtet. Eine größere Zahl von Bekehrten hat zwar aus den Mikir noch nicht gesammelt werden können, doch gehen acht von ihnen bereits als Prediger zu zwei und zweien durch die Waldgegend, um ihren Landleuten das Evangelium zu verkünden.

Die fernste Station, Sibsagor in Oberassâm, wo die Presse in ununterbrochener Thätigkeit blieb, auch die illustrirte Zeitschrift fortgeführt wurde, scheint am längsten jenes erfreulichen Aufschwunges, wie er auf den anderen Stationen sich zeigte, entbehrt zu haben. Dennoch sind auch hier in neuerer Zeit verheißungsvolle Anfänge unter den Bergbewohnern, den blutdürstigen Naga, gemacht worden. Außerdem haben sich dort eine größere Zahl von Eingebornen aus Tschota Nagpûr, die als Arbeiter in den Theeplantagen dorthin gekommen waren, zum Christenthum bekehrt. Wahrscheinlich hatten sie das Samenkorn dazu bereits aus ihrer Heimat mitgebracht. Im ganzen zählte die Station 105 Getaufte. (Auf benachbarten Pflanzungen zu Dibrugurh (garh) befindet sich eine von einem Lokalverein unterhaltene Mission unter den Kolh, welche schon 116 Getaufte zählt.)

So kommt denn schließlich die amerikanische Mission in Assâm mehr und mehr doch dem Ziele nahe, das ihr ursprünglich gesteckt war und das sie für längere Zeit fast aus dem Auge verloren zu haben schien. Mögen die hinduisirten Assâmer der auf sie verwendeten Arbeit gegenüber noch lange hart bleiben, bei den Bergvölkern wird sie immer mehr einen geeigneten Boden finden und immer reichlichere Früchte schaffen.[1])

angesehen. Tera ist zur Hauptstation erhoben. In verschiedenen Dörfern der Umgegend gibt es christliche Gemeinden. Etliche eingeborne Gehilfen haben schon ordinirt werden können. Die Garro-Sprache ist grammatisch bearbeitet, und wenn sie auch früher oder später durch das Bengali oder Assâmi verdrängt werden dürfte, so ist sie doch jetzt das beste Mittel dem Volke nahe zu kommen.

[1]) Die statistische Uebersicht von 1878 zeigt Folgendes:

Stationen.	Zahl der Kirchen.	Mitglieder. Hindû	Mitglieder. Von den Bergstämmen.	Mitglieder. Kolh.
Goalpâra	8	—	610	—
Tura	1	—	7	—
Goahatty	1	45	197	—
Naugong	1	91 (zusammen)		
Sibsagor	1	31	—	85
Auf den Nagabergen	1	—	10	—
		1058.		

Nur vorübergehend war ein Missionsunternehmen, das, unterstützt von englischen Beamten, durch Basler Missionare ausgeführt werden sollte, die auf Veranlassung des Dr. Häberlin in Kalkutta berufen wurden. Der erste derselben, Merk, traf 1847 ein und begann seine Arbeiten zu Tespûr (Tezpore) im Distrikte Dharrang. Er erkannte bald, daß sich seine Hauptthätigkeit auf die Katschari zu erstrecken habe. Doch ehe er viel Früchte sehen durfte, wurde er mit der Hauptstütze der Mission, dem Kapitän Gordon, durch Krankheit zur Rückkehr nach Kalkutta genöthigt, wo er später in den Dienst der Church Missionary Society trat. An seine Stelle traten 1849 die beiden Basler Brüder Hesselmeier und Däuble. Letzterer sollte unter den Katschari wirken, wendete sich aber bald den Baptisten zu, wurde selbst wieder getauft und arbeitete mit ihnen zu Naugong bis zu seinem Tode 1853.

Hesselmeier arbeitete unter großen Mühen, allein angewiesen auf die nicht bestimmten Unterstützungen einzelner Gönner. Er sammelte mit viel Ausdauer zu Tespûr eine kleine Gemeinde, zu der auch bekehrte Katschari gehörten. Mit der Zeit scheint jedoch seine isolirte Stellung unhaltbar geworden zu sein, denn seit 1862 finden wir ihn bereits im Dienste der Propagation Society.

Diese Gesellschaft begann ihre Wirksamkeit in Assâm erst mit dem Uebertritt des deutschen Missionars, der seine, inzwischen auf einige 80 Mitglieder gewachsene Gemeinde mit hinüber brachte. Ein zweiter Missionar trat ihm bald zur Seite. Die Katschari wurden nicht aus dem Auge verloren. Zu Tespûr ward eine Normalschule errichtet, im Anschluß an welche eine Reihe von Schulen in den Bergdörfern entstanden. In einigen Dörfern bekehrte sich eine größere Zahl von Katschari, so daß dort Gemeinden unter der Leitung von Katecheten gebildet wurden. Als eine zweite Hauptstation ward 1866 Mungledye (Dharrang) besetzt. Missionar Hesselmeier mußte 1869 krankheitshalber nach Europa zurückkehren und starb zwei Jahre später — ein großer Verlust für diese Mission. Damals zählte die Gemeinde 180 Mitglieder, meist Katschari. Später mußte ein Missionar beide Stationen verwalten, und die Zahl sank auf 163.

Eine besondere Mission wurde in den Sechziger Jahren öfters genannt unter dem Titel: Mission to the Hill Tribes and to the Europeans and natives on the Tea Estates of Assam and Cachar. Ich habe jedoch nichts Näheres über ihre Wirksamkeit erfahren können und finde sie in den Verzeichnissen der Missionsgesellschaften nicht mehr aufgeführt.

4. Die Mission unter den Khasi.[1])

Südlicher als die bereits erwähnten Bergbewohner, da wo der bis zu 12—1500 m aufsteigende Gebirgszug sich allmählich zu der Tief-

[1]) Calwer Missionsblatt 1877, S. 50. Vergl. 1869, S. 25 und 1872, S. 32. Diesen Artikeln folgt unser Abschnitt ausschließlich. Die Original-Missionsberichte der betreffenden Gesellschaft sind nämlich für uns geradezu unzugänglich, da sie nur in Wales'scher Sprache veröffentlicht werden. Es verlohnt sich nicht, die sehr schwierige Sprache um der verhältnißmäßig beschränkten Mission willen zu erlernen. Jene Artikel sind wohl aus englischen Quellen geschöpft.

ebene von Silhet (Sylhatt) herabsenkt, die er von Assâm scheidet, finden wir das Völklein der Khasi, sonst auch Khossia genannt. Ihr Land, die Khassia Hills genannt, ist reicher an Regen als irgend eins der ganzen Erde. Der mit April beginnende S.W.-Monsun bringt hier 600 und mehr Zoll (20—30mal so viel wie in Deutschland), und im Juni regnet es zuweilen 8—10 Tage ohne Unterbrechung. Des Regens wegen baut man die Häuser auf Pfählen.

Als Assâm im Jahre 1826 von Barma an die Engländer abgetreten wurde, bauten letztere mit Bewilligung der Khasi-Häuptlinge eine Straße über das Gebirge nach Silhet.

Der verrätherische Ueberfall eines Häufleins Engländer, von denen drei den Dämonen geopfert wurden, führte dann zu einem langen Kriege, der erst im Jahre 1833 mit der Besitznahme des Bergländchens endete, ohne daß man den Khasi ihre Häuptlinge nahm, daher sie noch immer sich halb und halb als unabhängig betrachten, wie sie denn überhaupt ein freiheitliebendes, männliches und gerades Geschlecht sind. Ihre Zahl wurde früher zu hoch, auf 300 000 Seelen, angegeben. Jetzt schätzt man sie, einschließlich der Bewohner des östlich benachbarten Dschaintia- (Jynteah) Distrikts nur noch auf 150 000.

Die Khasi gehören ethnographisch zu den Indochinesen, wie auch ihre einsilbige, näselnde, mit der von Siam verwandten Sprache zeigt. Die gedrungene Gestalt und der vorstehende Kinnbacken deuten auf mongolische Verwandtschaft. Unsere Quelle zeigt uns den Khasi im Bilde. Da steht er im roth und weiß gestreiften ermellosen Kittel mit unbekleideten Beinen. Er trägt einen netzförmigen Beutel, der seinen geliebten Betel-Kauapparat enthält, und einen eigenthümlichen Korb (Kiepe), den ein um die Stirn geschlungenes Band auf dem Rücken festhält. Keck und sicher tritt der nie gewaschene Herr auf, der am liebsten der Jagd, dem Fisch- und Vogelfang nachgeht und mittlerweile seine Frau arbeiten läßt, damit die Kinder zu leben haben. Dabei kaut er beständig Betel und mißt beim Gehen die Entfernungen nach so und soviel Mundvoll dieses Genußmittels.

Jahrhunderte hindurch war nichts für das Bergvölkchen geschehen, als daß es sich von Brahmanen belehren ließ, kein Rindfleisch zu essen, während doch die Rindopfer fortdauerten. Schweinefleisch aber wird viel verzehrt und berauschendes Getränk in Menge vertilgt. Tempel und Götzenbilder haben die Khasi nicht; wohl aber eigenthümliche Steinmonumente, die an die Heiligthümer der Druiden erinnern. Auf den Bergen und an den Wegen findet man längliche Steinplatten, etliche 10 Meter hoch senkrecht aufgepflanzt, während andere, auf untergelegten Steinen wagerecht gerichtet, Bänken oder niederen Tischen gleichen. Sie nennen diese Malsteine „Mau". Sie erinnern zum Theil an Verstorbene, die an dem betreffenden Orte begraben wurden, zum Theil an bedeutende Ereignisse, die dort stattfanden, wie z. B. Mausmai, „Mal des Eides", die Stätte bezeichnet, wo zwischen verschiedenen Stämmen Friede geschlossen wurde. Ueberall aber spielt der Glaube an die Dämonen (die auch hier mit den abgeschiedenen Seelen identisch zu sein scheinen) dabei seine Rolle. Jedes Jahr in der heißen Zeit errichtet

man neue Steine. Man macht Einschnitte in den Felsen, zündet ein Feuer darüber an und gießt hernach kaltes Wasser auf das glühende Gestein. Dann lösen sich die Riesenstücke und werden mit unendlicher Mühe auf dem Orte ihrer Bestimmung aufgepflanzt.

Die Hauptfeste werden durch Essen und Trinken und Tanz gefeiert, wenn man die Asche eines Todten in das Familiengrab legt. Der Geist des Todten wird aber noch fort und fort durch Opfer beschwichtigt, wenn auch gleich nach dem Tode ein Hahn geschlachtet wurde, um die Seele zu Gott zu führen. Einen Schöpfer Nongthaw erkennen die Khasi an, ohne ihn je anzurufen, während seine Gattin als Gnadenspenderin beständig verehrt wird. Eine Sage vom verbotenen Baum, durch welchen einst Gott und Menschen verkehrten, klingt an die Geschichte vom Paradies an. Gegenwärtig zürnt Gott mit dem Menschen und plagt ihn durch die Ksuid, das sind die Geister. Im übrigen weiß der Khasi, daß er wenig oder nichts weiß. Das kam von selbst so, denn vor Alters schwammen ein Bengali und ein Khasi übers Meer, jeder mit seinem Buche im Munde. Der letztere aber hatte sich beim Schwimmen so sehr anzustrengen, daß das seine ins Meer fiel. Daher hat nun der Bengali Buchweisheit und der Khasi entbehrt sie.

Bald nach Unterwerfung des Khasilandes suchten die Baptisten von Sirâmpûr dort Eingang zu finden, fingen an die Waldleute zu unterrichten, übersetzten das ganze Neue Testament in ihre Sprache und druckten es mit bengalischen Lettern. Es wollte nur fast niemand lesen lernen, und so lag die Ausgabe unbenutzt da.

Im Jahre 1840 aber kamen Missionare aus Wales (calvinische Methodisten, Welsh Calvinistic Methodists), welche die aussterbende Mission der Sirâmpûrer übernahmen und nahe bei dem Hauptorte Tscharrapundschi (Cherrapoonjee) ihre erste Station Nongsâlia errichteten. Von dort aus ließen sich die Missionare beharrlich die Verbreitung eines guten Schulunterrichtes angelegen sein. Sie wählten für ihre Schrift die einfacheren lateinischen Lettern, in welchen jetzt das Neue Testament samt etlichen Dutzend anderer Bücher gedruckt ist. Seit 1854 haben sie ihre Schulen auch über das Dschaintialändchen ausgedehnt und sind jetzt so weit durchgedrungen, daß die Häuptlinge (Singteng) mit einander wetteifern, wer die beste Schule zu Stande bringt.

Dazu trägt freilich auch die Förderung mit bei, welche die britische Regierung hier — gegen ihre sonstige Gewohnheit — der Missionsschule angedeihen läßt. Als im Jahre 1860 infolge des Verbots der Menschenopfer ein Aufstand ausbrach, suchte die Regierung die Zügel etwas straffer anzuziehen. Es wurde den Khasi eine Steuer auferlegt, um derentwillen der Kampf freilich um so heftiger entbrannte. Dabei wurde auch das christliche Dorf und die Kapelle niedergebrannt. Als aber 1862 nicht ohne Mühe die Ruhe wieder hergestellt war, erkannte die Regierung, wie mit diesen Leuten besser durch sanfte Unterweisung als durch Gewalt auszukommen sei, und überwies den Betrag der Steuer, damals etwa 2600 Mark, an die Missionare zur Förderung des Schul-

wesens. Die Erfolge dieser Maßregel waren recht befriedigend. Die früher scharf getrennten einander befehdenden Häuptlinge und Stämme sind sich nun näher gerückt. Die Kultur macht im Lande Fortschritte. Neben dem altherkömmlichen Reis bildet die neu eingeführte Kartoffel ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Die vielen Theepflanzer, die sich im Berglande niedergelassen haben, gewinnen an den christlichen Khasi fleißige vertrauenswerthe Arbeiter.

Die 19 Kirchen des Ländchens zählen jetzt etwa 1000 Glieder, die Gottesdienste werden von der doppelten Zahl besucht. Außer den 60 Dorfschulen, in denen 2000 Kinder unterrichtet werden, versammeln die Sonntagsschulen ihrer 1500. Die Schulmeister werden auf der Hauptstation Nongsâlia gebildet. Jedes Jahr können 16—18 neue Lehrer und Lehrerinnen in die Dörfer ausgesandt werden. Zwölf Stunden nördlich von diesem Hauptdorfe liegt — mehr als 2000 m über dem Meeresspiegel — die gesunde Station Schillong, welche das reiche Thal des Brahmapûtra überschaut und zur Hauptstadt der neugebildeten Provinz Assâm bestimmt ist. Auch hier wirkt nun ein Missionar, der freilich unter der zusammenströmenden Mischbevölkerung eine schwerere Aufgabe zu bewältigen findet als unter den einfachen Waldleuten. Die dritte ist Schella, ein ungesundes Dorf mit der Aussicht auf die bengalische Tiefebene. Hier kann der Häuptling, obwohl noch nicht bekehrt, bei einer festlichen Gelegenheit 100 Christen zum Essen einladen, was ihm immer ein paar Schweine kostet. Er besucht auch fleißig den Sonntagsgottesdienst. Die vierte (Dschaintia-) Station liegt gegen Osten in Dschiwai und hat schon einen Absenker in ein noch östlicheres Ländchen Bhoi, wo bereits ein Christ mit etlichen 20 Jünglingen, die er unterrichtet, das Neue Testament in der Khasi-Sprache liest.

Die Besucher dieer Mission geben ihr ein gutes Lob. Ein solcher schreibt: „Ich benutzte die Gelegenheit, an einem Sonntagnachmittag einem Khasigottesdienste beizuwohnen. Der Prediger war nicht ein europäischer Missionar, sondern ein Eingeborner. Die Kapelle war mit etwa 300 Personen beider Geschlechter gefüllt, von denen die meisten bereits Christen, andere aber auch noch Heiden waren. Die Khasi sind ein musikalisches Volk, und ihre Frauen namentlich haben schöne Stimmen, so daß der wohlklingende Gesang von großer Wirkung war. Sie schienen sich der herrlichen Freiheit des Evangeliums von ganzem Herzen zu freuen."

Selbst die Heiden ertheilen zuweilen den Bekehrten das Lob, daß sie — eins ins anderegerechnet — doch die besten Leute im Lande seien. Darum haben jedoch die Verfolgungen der Uebertretenden noch nicht aufgehört. Namentlich tyrannisiren die Mütter ihre Söhne und suchen sie beim Dienst der Geister fest zu halten. Auch die Häuptlinge haben ihre besonderen Anfechtungen, wenn sie das alte Herkommen verlassen. So hat dem Thronfolger des 1875 gestorbenen Fürsten (Siim) von Tscharrapundschi sein Bekenntniß zum Christenthum die irdische Krone gekostet. Er hatte als der erbberechtigte Schwestersohn bereits lange im Namen seines Onkels die Verwaltung geführt. Nun er jedoch selbst die Siimwürde empfangen sollte, wurde von den Heiden verlangt, daß

er, um den Geisterdienst bei den Volksfesten leiten zu können, zum Brauche seiner Väter zurückkehren müsse. Gegen einen dahin gehenden Beschluß appellirte er vergeblich beim Vizekönig. Die Feinde suchten ihm sogar sein Hofgut zu entreißen. Aber er blieb fest und ließ lieber die Herrschaft als sein Christenthum fahren. Er schrieb damals an seinen alten Freund, den Missionar Lewis: „Des Herrn Wille geschehe, und wie er mir Kraft beschert, will ich fest zu ihm stehen. Werde ich auch nackt ausgezogen, so wird sich das ertragen lassen; habe ich doch Jesum zu eigen.“ Er leitete mittlerweile den Bau einer neuen Kirche zu Tscharrapundschi, für den die arme Gemeinde 3000 Mark zusammengebracht hatte. — Seine Gattin aber, die einst selbst eine Verfolgerin, durch den christlichen Tod ihres Sohnes jedoch zur Bekehrung gebracht worden war, schreibt: „Wir werden zwar wegen unseres Glaubens verspottet und verfolgt, ich leide aber gern für den lieben Heiland, der sich auch für uns hat schlagen, anspeien und kreuzigen lassen. Unter dem allen bin ich glücklich, Euch melden zu können, daß die Sache Jesu Christi auf diesen Hügeln und in Dschaintia das Reich Satans beinahe überwunden hat. Denn fast jedermann sieht die Schönheit des Christenglaubens ein. Was wir aber brauchen, ist, daß der Geist ausgegossen werde, wie am Tage der Pfingsten. O wie verlangt es mich, das noch zu sehen so lange ich lebe.“

5. Barma, das britische und das unabhängige.

Das eben betrachtete Bergland der Khasi hat im Osten seinen Anschluß an das Hochplateau von Manipûr, das als ein Gebirgsknoten andere Ketten nach Nordosten, andere nach Süden sendet. Folgen wir den letzteren. Zahlreiche parallele Züge erfüllen ein weites Gebiet mit wildem Waldgebirge. Weiterhin tritt eine Kette immer mehr (unter dem Namen Yomadung[1]) hervor, die, zunächst gleichlaufend mit der Küste, zuletzt sich derselben nähert und die Küstenprovinzen von der breiten Tiefebene des Irawaddi scheidet. Betrachten wir zunächst jene Provinzen: Tschittagong, die kleinere im Norden, und Arakan, die größere im Süden.

Tschittagong ist den von Bengalen eindringenden Einflüssen seit langer Zeit so zugänglich gewesen, daß es fast als ein Theil des letzteren Landes betrachtet werden kann. Bengalische Sprache und Sitte ist durchweg herrschend, und auch der frühere Buddhismus ist durch den Brahmanismus unterdrückt, wenn er in dem letzteren auch noch manche Spuren, wie die Lockerung der Kaste u. s. w. zurückgelassen hat. Ein großer Theil der Bewohner gehört dem Islâm, wie schon der Name Islâmabâd anzeigt, den die Hauptstadt neben ihrem alten Namen Tschittagong führt. Die ganze Bevölkerung steht auf sehr niedrigem Standpunkte. Hinsichtlich der politischen Eintheilung wird Tschittagong vollkommen zu Bengalen gerechnet, wie es denn auch schon seit 1760

[1]) Genauer: westliches Yomadung, da das Scheidegebirge zwischen Sittang und Salwên denselben Namen trägt und als östliches Yomadung unterschieden wird.

eine britische Besitzung bildet. Das wenige, was über die Mission auf diesem Gebiete zu sagen ist, wurde daher bereits bei unserer Besprechung über Bengalen mit erwähnt.

Arakan, von den Eingebornen Rakheng oder Roschang genannt, ist ein langer, schmaler Landstrich an der Ostseite der Bai von Bengalen, etwa 200 Stunden lang und gegen Süden immer schmäler werdend von 50 bis zu 4 Stunden Breite. Der Yomadung, wie gesagt, trennt es von der Irawaddi-Ebene und drängt sich im Süden immer mehr ans Meer, bis sein letzter Ausläufer dasselbe mit dem Kap Negrais (Nigrês) erreicht. Von der Küste aus gesehen ist das Land außerordentlich wild und malerisch; das blaue Meer ertönt traurig (?), wenn es sich an den weithin sich erstreckenden Ufern gelben Sandes bricht, und der weiße Schaum, der stets die Wellen krönt, kontrastirt angenehm mit dem lichten Grün der Mangrovewälder, die das Ufer besäumen, und den dunkleren Farben einer Cypressenart, die man gleichfalls nie jenseits des Bereiches der Flut findet. Die hohen, bis an den Gipfel mit finstern, majestätischen Wäldern bekleideten Berge erheben sich von den Ebenen aus in auf einander folgenden Ketten bis zu einer Höhe von 2300 m und darüber. Die Ebenen sind von sehr geringer Ausdehnung und meist begrenzt durch Vorsprünge der niedrigen Bergketten oder von dichten Waldgürteln eingefaßt, die in der unmittelbaren Nähe der See unwandelbar aus Mangrovebäumen bestehen. Die Niederungen sind von zahllosen Bächen durchschnitten, die meist in südwestlicher Richtung von den Bergen herabkommen. Die Küste ist streckenweise sehr von Buchten zernagt mit vorgelagerten Inseln und Untiefen. Die Springflut bildet mit Wasser bedeckte Striche, und diese in Verbindung mit den zahlreichen Meeresbuchten bilden ein Labyrinth von Binnengewässern, das noch immer sehr unvollkommen erforscht ist. Diese dienen statt der Straßen und bieten das Mittel einer raschen Verbindung zwischen den Dörfern. Durch diese Wasserflächen gleitet der Arakane in seinem bedeckten Boot einige vierzig Meilen weit der See parallel, ohne auch nur ein einziges mal seine schwache Barke der heftigen Brandung an der Küste auszusetzen. Der Boden, meist schwarzer Alluvialboden, ist im allgemeinen sehr fruchtbar. Der Humus findet sich in seltener Stärke, denn hier ist Pflanzenwuchs und Pflanzenverwesung Jahrhunderte hindurch fortgegangen. Bei dem feuchten, heißen, freilich sehr ungesunden Klima wächst alles wunderbar schnell. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Pfeffer, Tabak und im weitesten Maße Reis, sind die hier kultivirten Pflanzen. Das Land zerfällt in drei Distrikte. Im Norden das flache Akyab oder eigentlich Arakan; weiter das gebirgige Sandowê (way) mit dem gleichnamigen gesundesten Orte des Landes, und Ramri einschließlich Aeng und die Inseln. Die Distriktshauptstädte sind die einzigen Orte des ganzen Gebiets, die den Städtenamen verdienen. Arakan soll der Ursitz der barmanischen Sprache sein. Es herrscht der Buddhismus, ohne jedoch besondere Stärke zu entfalten; man sieht nur wenige Pagoden und sehr armselige Klöster mit verkommenen Priestern, wie deren etliche sich in jedem Dorfe finden, um die Erziehung der Jugend zu besorgen. Die Tempel sind gemauert,

alle andern Gebäude, sehr wenige hölzerne ausgenommen, bestehen blos aus Bambusflechtwerk. Sonst war Arakan ein unabhängiges Königreich und, so viel sich aus ihren spärlichen Annalen und den Spuren eines ehemaligen besseren Zustandes in der Stadt Arakan entnehmen läßt, einst sehr stark bevölkert; aber die Unterjochung des Landes durch die Barmanen im Jahre 1785 und noch mehr die Wiederunterjochung nach einem allgemeinen Aufstande haben das Land furchtbar entvölkert, so daß es zur Zeit der britischen Eroberung (1826) kaum über 250 000 Köpfe zählte. Diese bestehen aus fünf Klassen, Abkömmlinge von Bengalen, von muhammedanischen Hindostanern (zusammen $^3/_{10}$ der Bevölkerung), Barmanen, $^1/_{10}$ Mugh und Kayan. Die Mugh (Magh?) sind die eigentlichen Arakanen (auch Yikên genannt), den Barmanen nahe verwandt. Sie haben das breite indochinesische Gesicht, kleinen aber kräftigen Bau und sprechen eine einsilbige Sprache mit großem Nachdruck und viel Gestikulationen; die Barmanen sind jedoch im allgemeinen heller und stärker und zeichnen sich durch eine äußerst künstliche Tättowirung aus. — Die Kayan (Kain, Khyeng, Khiaen), welche über die hohen Bergrücken und Waldgegenden zwischen Bengalen und Barma hin zerstreut sind, seit der Eroberung von Arakan aber auch vielfach ihre Berghöhen verlassen und sich in den Ebenen angesiedelt haben, sprechen eine eigene, von den Sprachen ihrer Nachbarn gänzlich verschiedene Mundart. Es sind rohe, aber sanfte, ehrliche und fleißige Leute, die zum Theil Ackerbau treiben, meist aber von Wild leben, das sie mit vergifteten Pfeilen erlegen, und eine große Vorliebe für Hundefleisch haben. Uebrigens sind sie im höchsten Grade unwissend und wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes. Sie verbrennen ihre Todten und glauben, daß ihre Gottheit auf einem hohen Berge wohne, welchen noch kein Barmane betreten habe. Stirbt einer von ihnen im Gebiete der Barmanen, so wird seine Asche zum Fuße des Berges getragen und in heiliger Erde niedergesetzt. Die Kayan haben weder geschriebenes Gesetz noch Buchstabenschrift und leben nach väterlichem Herkommen. Das Gesicht ihrer Weiber ist punktirt, und meist zirkelförmige Figuren sind in dasselbe eingegraben, was ihnen ein häßliches Aussehen gibt. Andere wilde Bergvölker, namentlich die Arengs oder Schendu, an der Grenze von Tschittagong, Manipûr, Assâm und Barma, machen nicht selten räuberische Ueberfälle auf die benachbarten Dörfer, von deren Bewohnern sie deshalb sehr gefürchtet werden. In den Sumpfwaldungen am Koladin im Innern wohnt der Stamm der Kemmi (Kemuï), die zu den Elendesten des Menschengeschlechts gehören. Ein englischer Distriktsbeamter, der im Jahre 1851 auf seinen Amtsreisen ein Dorf derselben im dichten Dschanglewald besuchte, hatte mit den Eingebornen eine Unterredung, zu der sich endlich auch die Frauen einfanden. „Sie waren sehr häßlich", schreibt er, „mit schmalen Vorderköpfen, Schweinsaugen, präsentirten sich beinahe ganz nackend und trugen um ihre Lenden eine Art Gurt von Kupferdraht. Um ihren Nacken hingen Perlen, und in ihren abenteuerlich erweiterten Ohrlöchern staken Rollen rothen Tuches. Alle hatten ein kränkliches Aussehen und aufgequollene Bäuche, obschon Fieber unter ihnen nie herrschen sollen." Bücher

haben die Kemmi keine, und ihre eigene Sprache ist noch nicht in Schrift gebracht. Lange wohnten sie am Koladon und seinen Nebenflüssen, und bis das Evangelium (1848) ihre Sumpfwaldungen durchdrang, waren sie nur ihren Bedrückern, den Schandû (Schendu) bekannt, die, sehr zahlreich und wild, etwa 17 Tagereisen nördlich von ihnen wohnen, und sowohl dem König von Barma als der indobritischen Regierung Trotz bieten, wie denn viele Kemmidörfer trotz des britischen Schutzes von ihnen zerstört worden sind. Die Kemmi dienen Götzen und haben die Sage, daß ein Gott sei, der ihnen vor Zeiten ein Pergamentbuch gegeben. Nachdem es aber von einem Hund verschlungen worden, hätten sie, wie sie den Missionaren sagten, des göttlichen Willens unkundig, auf Bücher gewartet, welche gute Leute wiederbringen würden.

Barma,[1]) das Land der Mranma oder Myamma, nimmt einen bedeutenden Theil der hinterindischen Halbinsel ein, indem es sich nordöstlich von dem eben besprochenen Küstengebiet bis an die Grenzgebirge der chinesischen Provinz Yünnan jenseits des oberen Mekhong erstreckt. Die südliche Hälfte seiner Ostgrenze ist durch Siam bis gegen den Salwên zurückgedrängt. Von den unbekannten Gebirgslandschaften des Sine-schan im Norden reicht es bis an die Gestade des Golfs von Martaban — eine Entfernung von 165 deutschen Meilen. Ein großer Theil dieses etwa 10 000 □Meilen umfassenden Gebiets ist allerdings nicht als eigentliches Barmanenland zu bezeichnen, sondern wird von unterworfenen, tributbaren Stämmen bewohnt, während wir andererseits die überwiegend von Barmanen (resp. barmanisirten Taleng) bewohnte Provinz Pegu, wie schon erwähnt, zu den britischen Besitzungen zählen.

Seiner Bodenbeschaffenheit nach ist Barma hauptsächlich das weite, vom Irawaddi, gleichsam der Pulsader des Landes, durchströmte Becken. Der majestätische Strom ergießt seine Gewässer bald in herrlichen seeartigen Erweiterungen seines Flußbettes zwischen weiten Bergamphitheatern, bald in wilden, tosenden Stromschnellen zwischen Felsengen hindurch und bildet Landschaften, die zu den schönsten der Erde gehören. Mit ihm senkt sich das Land terrassenförmig dem Meere entgegen, durch reiche Kulturebenen, bis der Strom sich in hunderte von Armen zertheilend ein ungeheures Delta bildet. „Das flüssige und das feste Element scheinen hier in fortwährendem Kampfe begriffen. Es ist ein halb überschwemmtes Niederungsland, in allen Richtungen von Wasseradern, Lagunen, Seen und Sumpfwaldungen bedeckt, die Heimat amphibischer Völkerschaften, deren alte Hauptstadt Pegu sich in den umgebenden Wasserflächen spiegelt." An dieses große Delta schließt sich das Mündungsgebiet des Sittang, der, im Osten parallel mit dem Irawaddi fließend, von diesem durch ein sanftes Hügelland geschieden wird. Er entleert seine Gewässer in den tief einschneidenden Golf von Martaban,

[1]) Ich bitte hier den Begriff auf das heutige Königreich Barma und die demselben so nahe verwandte Provinz Pegu zu beschränken. Die anderen Theile des britischen Barma haben einen anderen Charakter.

ebenso wie der weiter östlich in gleicher Richtung strömende, von dem letztgenannten durch ein höheres Waldgebirge getrennte und bedeutend stärkere Salwên. Ihn begleitet zur Linken das barmanisch-siamische Scheidegebirge, das die Ostgrenze bildet, wie das oben erwähnte arakanische die Westgrenze.

Barma hat ein heißes Klima; besonders im Mai und Juni ist im Innern die Wärme bedeutend. Während der Regenzeit, die bis September dauert und die ansehnliche Regenmenge von 200 Zoll liefert, mäßigt sie sich auf 20 bis 23° R. Der Pflanzenwuchs geht reißend schnell und mit solcher Macht vorwärts, daß eine Mauer oder ein Gebäude, das nicht glatt mit Mörtel überzogen ist, sich in kürzester Frist mit Gras und Schlingpflanzen bedeckt, so daß es kaum mehr sichtbar ist. Ja die Wurzeln der Pflanzen sprengen mit fast unwiderstehlicher Kraft die Steinmassen großer Bauwerke und arbeiten rastlos an der Zerstörung der vergänglichen Menschenarbeiten. Die großen Flüsse erheben sich in der Regenzeit über ihre Gestade und ziehen meergleich in ihren weiten Thälern dahin, die Niederungen werden in weite Landseen verwandelt. Wenn der Regen aufhört, wird die Luft kühl, doch immer noch bei Sonnenaufgang so warm, als in den mildesten Frühlingstagen im mittleren Europa um Mittag, und die Wärme steigt noch um 8° Réaumur gegen die Mitte des Tages. Jetzt glänzt alles in üppigem Grün, zahllose Früchte drängen sich dem Wanderer entgegen, die Natur prangt in entzückender Herrlichkeit. Wenn es aber im März beginnt warm zu werden, so fühlt man bald unerträgliche Sonnenglut, und das rege Leben der Menschen und Thiere verbirgt sich in den Wohnungen oder stillen Wäldern. Die östlichen und nördlichen Oberländer zählen drei Jahreszeiten, eine heiße, kühle und regnichte; das rauhe Gebirgsland im Norden aber hat strenge Winter mit Schnee und Eis.

Zur Charakterisirung der Vegetation mögen folgende Züge genügen. Steigen wir von den Deltamündungen der Flüsse aufwärts, so bietet sich uns folgende Reihenfolge dar. Soweit Ebbe und Flut in das flache Land eindringt, ist das Ufer mit einem dichten Walde von Rhizophoren (Mangroven) bedeckt, die einen eigenthümlich grünen Gürtel um die Seegestade schlingen. Da wo die Einwirkung der Meerflut aufhört, beginnt die rauschende Schilfwaldung des wilden, schlanken Zuckerrohrs. Dazwischen ragen hier und da 6—20 m hohe Bäume empor, einzeln, ohne Untergehölz. Weiter landeinwärts wechseln ausgedehnte Grasflächen mit verschiedenen Ackerfeldern. Am Fuße der Gebirge und in den Thalgründen betreten wir die Region des Dschangel, wo schwer durch das wild verwachsene Gebüsch mit seinen zahllosen Schlingpflanzen der Pfad zu finden ist. Die Ueppigkeit der Vegetation steigert sich. Herrliche Scitamineen (Canna) lassen ihre rothen Blumen über die graziösen Blätter hinleuchten. Bald sind wir unter den riesigen Tîk- (Teak-)bäumen, der Krone der südasiatischen Waldungen.

Die Tectonia grandis lebt gesellig und bildet Wälder mehr nach unserm Sinne, indem sie alle andern Bäume verdrängt und die Alleinherrschaft erobert. Der kostbare Baum findet sich überall auf den Bergen Hinterindiens; leider sind in den britischen Provinzen die Bestände schon stark geplündert. Er flieht die Niederungen,

soweit die salzige Meerflut vordringen kann. Sein Holz übertrifft das der Eiche in vielen Beziehungen. Ebenso stark wie dieses ist es spezifisch leichter, von längerer Dauer, kann grün verarbeitet werden, ohne nachheriges Zusammentrocknen. Statt der Gerbsäure der Eiche, welche das Eisen rosten macht, enthält das Tikholz ein Oel, welches den Rost hindert und auch die alles andere zernagenden Termiten fern hält. Für den Schiffsbau ist es unersetzlich. Soll doch ein aus diesem Holze erbautes Schiff vier eichene Schiffe überdauern.

Nadelhölzer sind in Barma nicht stark vertreten[1]); um so mehr die Palmen, von denen wir die Kokos-, Palmyra-, Areka- und Nipapalme nennen. Weit verbreitet ist das nützliche Bambusrohr, dessen Glieder vielfach zu Gefäßen für den Haushalt benutzt werden.

Es versteht sich, daß die Kulturprodukte Barma's sehr mannigfaltige sind. Man baut hauptsächlich Reis, Mais, Hirse, Weizen, verschiedene Hülsenfrüchte, Palmen, hier und da Zuckerrohr (ohne es zur Zuckerbereitung zu verwenden), Baumwolle und Indigo. Bei manchen Gebirgsstämmen wird der Theestrauch kultivirt, dessen Blätter jedoch dort anders als gewöhnlich benutzt werden: man ißt sie mit Oel und Knoblauch. Die Garten- und Obstkultur steht auf sehr niederer Stufe. Man ißt vielfach wildwachsende Gemüse (junge Schößlinge des Bambus), sowie die Früchte nicht kultivirter Bäume, wie Mango, Brodfrucht, Durian und Banane (?). Yams und Bataten baut man wohl hier und da — allgemein aber Capsicum, als das gewöhnlichste Gewürz, dessen zierliche hochrothe Früchte zwischen dem dunkelgrünen Laube der niedlichen Stauden solcher Pflanzung ein sehr niedliches Ansehen geben.

Verschiedene Produkte des Mineralreichs sind reichlich vorhanden, Eisen, Kohlen und Petroleum in großer Menge. Letzteres wird schon seit alter Zeit in den Lampen gebrannt. Man gewinnt es in den betreffenden Gegenden aus 8 bis 10 Fuß tiefen Brunnen. Saphire und andere Edelsteine sind nicht selten. Einige Tagereisen südöstlich von der Hauptstadt Mandalê befinden sich die Wäschen, denen sich kein Fremder nahen darf. Alle Steine, die mehr als 200 Mark werth sind, wandern in den Schatz des Königs. Auch Marmorbrüche sind zu erwähnen.

In allen Wäldern Barma's wohnt der Elefant und das Rhinozeros. Tiger, Leoparden und wilde Schweine sowie einige Hirscharten sind zahlreich; ebenso wilde Hühner, Pfauen und Fasanen. Als Hausthiere sind das Rind, der Büffel und das Pferd zu erwähnen — letzteres nur klein von Art. Elefanten werden für den König gehalten.[2])

Die Bevölkerung des großen Barmanengebiets ist nur schwach und wird auf etwa $5\frac{1}{2}$ Million geschätzt, einschließlich der nun unter britischer Herrschaft lebenden Bewohner von Pegu, die ursprünglich von den Barmanen ethnographisch verschieden[3]), unter ihrer Herrschaft Sprache

---

[1]) Doch wird als auf den Gebirgen von Taungu häufig vorkommend eine Fichtenart, pinus rigida, genannt.

[2]) Klöden, Erdkunde III, 239.

[3]) Dieselben gehören zu demjenigen Zweige der indochinesischen Völkerfamilie, der als Talein (Taleng) oder Moan (Môn) bezeichnet wird und sich nicht blos in der Ebene des unteren Irawaddi, sowie dem entsprechenden Gebiete am Sittang und Salwên, sondern auch südlich von der Mündung des letzteren in Tenasserim findet. Mehr darüber unten, bei Besprechung der letztgenannten Landschaft.

und Sitte angenommen haben. Daneben aber leben hier wie im unabhängigen Barma verschiedene Volksstämme mit abweichender Sprache, Sitte und Religion, von denen uns die Karenen vorzugsweise beschäftigen werden.

Die **Barmanen** oder Mranma, wie sie selbst sich nennen, sind ihrer Gesichtsbildung nach den Chinesen ähnlicher als den Einwohnern von Hindustan. Das weibliche Geschlecht ist gemeiniglich schöner als das der Hindu, aber nicht so zart gebaut. Sie neigen sich fast sämmtlich zur Wohlbeleibtheit; ihre Haare sind schwarz, grob und lang. Die Männer sind nicht schlank, aber rührig und kräftig und haben, weil sie die Barthaare auszuraufen pflegen, ein sehr jugendliches Aussehen. Die Augenbrauen ragen sehr wenig hervor; die Augen sind sehr klein und schief gestellt, so daß die äußeren Winkel derselben höher stehen als die inneren. Die Nase ist schmal, aber nicht platt, wie bei den Negern; die Nasenlöcher kreisförmig und auseinanderstehend; der Mund gut gebildet; die Haare lang und schwarz. Die Bewohner der wärmeren Gegenden haben nicht die tiefe schwarzbraune Farbe der untern Hindukasten und die, welche in den kälteren Gegenden wohnen, nicht das reine Weiß der europäischen Hautfarbe. Im allgemeinen tragen sie, gleich den meisten Geschlechtern Hinterindiens, in ihrer körperlichen Beschaffenheit, ihrem viereckigen Gesicht, ihren langgezogenen Augen und ihrer gelben Hautfarbe eine große Aehnlichkeit mit den mongolischen Stämmen, während zugleich ihre muntere, aufbrausende und unruhige Gemüthsweise einen schneidenden Gegensatz zu dem trägen Wesen der Hindu bildet. Die barmanische Sprache scheint ursprünglich eine rein einsilbige Sprache gewesen zu sein, die aber vieles aus der mit dem Buddhismus hierher verpflanzten Pâlisprache entlehnte und aus ihren einsilbigen Wurzeln nach und nach vielsilbige Nennwörter nach der Aehnlichkeit des Pali bilden lernte. Sie hat keine Beugungen und bildet die Formen durch beigefügte Beiwörter. Der Bau der Sprache ist jedoch überhaupt durch das Pâli beeinflußt und verändert.[1]) Besonders zeichnet sie sich dadurch aus, daß sie nach dem Range des Redenden besondere Fürwörter zu gebrauchen pflegt. Gedankenvolle Kürze und größte Einfachheit des Ausdrucks wird für die schönste Zierde der Sprache gehalten. Nach der erwähnten Modifizirung hat das Barmanische eine Art Mittelstellung zwischen den einsilbigen Sprachen China's und den flektirenden Sprachen Indiens erhalten.

Die Kleidung der Barmanen ist sehr einfach. Die Männer tragen ein Stück gestreiften Baumwollen- oder Seidenzeuges, das um die Mitte des Leibes gewunden bis auf die Füße herabfällt. Die höheren Klassen haben daneben noch eine Jacke von Mousselin oder auch von feinem Tuch oder Sammet. Ein Turban von Mousselin fehlt auch den ärmeren nicht. Die Frauen tragen einen baumwollenen oder seidenen Unterrock und beim Ausgehen auch eine Jacke wie die der

[1]) Pâli war ursprünglich eine der vorderindischen Landessprachen, die zur Schriftsprache erhoben als heilige Sprache des Buddhismus sich mit diesem weit verbreitete, aber nur noch als todte Büchersprache existirt.

Männer, über die noch ein Mantel geworfen wird. Männer sowohl als auch Frauen tragen in den Ohren cylinderförmige Stückchen Gold, Silber, Horn u. s. w.[1]) Die Frauen knüpfen ihr Haar auf dem Hinterkopf in einen Knoten zusammen, indeß die Männer dasselbe schneckenartig auf dem Wirbel aufrollen; darüber kommt der Turban. Auch pflegen die letzteren allerlei Figuren in die nackten Theile ihres Körpers einzuätzen. Die Schuhe beiderlei Geschlechts bedecken nur die Fußsohlen und haben zwei Schleifen, in welche sie ihre Zehen stecken, um die Sandale zu halten. Die Frauen suchen ihre Schönheit dadurch zu erhöhen, daß sie das Gesicht mit einem aus wohlriechendem Sandelholz verfertigten Pulver bestreuen, bisweilen auch die Nägel an Händen und Füßen mit schönem Roth färben. Jeder Rang und Stand hat übrigens seine eigenthümliche Kleidung und zeichnet sich noch durch andere Insignien aus, welche ihm zu tragen gestattet sind. So ist z. B. die besondere Gestalt der Betelbüchse, die dem vornehmen Barmanen nachgetragen wird, so sind seine Ohrringe, seine Knöpfe, seine Kappe, sein Pferd, selbst das Metall seines Hausgeschirres Zeugen seines Ranges, den er in der Gesellschaft einnimmt; und wehe dem, der irgend eine andere Kleidung anlegen wollte als wozu sein Stand ihn berechtigt. Auch das weibliche Geschlecht hat seine Unterscheidungszeichen, und man erkennt den Rang jeder einzelnen Frau nicht nur an dem Stoff und Zuschnitt ihrer Kleidung, sondern auch an der Kopfbedeckung und an der Art und Weise, wie die Haare zusammengelegt sind. Selbst die Farben machen eine wesentliche Unterscheidung. Die königliche Farbe z. B. ist weiß, und auch die Sonnenschirme bestehen aus weißem Seidenstoff, der mit Goldfäden durchzogen ist. — Die Wohnungen der Barmanen sind sehr einfach und erinnern an die der Polynesier. Auch die besten Häuser haben nur ein Stockwerk. Zum Aufbauen derselben wird gewöhnlich Bambusrohr gebraucht, das in großer Menge im Lande wächst. Pfosten werden in die Erde gegraben und die Wände mit geflochtenen Matten behängt, durch welche auch die inneren Abtheilungen des Hauses gebildet werden. Blätter des Nipahbaumes dienen zur Bedeckung, und auf diese Weise wird eine geräumige und nicht eben unbequeme Wohnung mit einem Kostenaufwand von 80—100 Mk. vollendet. Auch die Vornehmen bauen ihre Wohnungen auf diese Weise, nur werden die Pfosten aus hartem Tihkholz gemacht, um sie gegen die Zerstörung der weißen Ameisen länger zu sichern, welche alles weiche Holz in kurzer Zeit zerfressen. Künstliche Architektur kommt nur bei den Pagoden und den Palästen des Königs vor. Der eigenthümliche Stil, mit seinen hoch aufstrebenden übereinandergestellten Dächern und den phantastischen Ornamenten erinnert einigermaßen an die alten Holzkirchen Norwegens, wenn man absieht von den bunten Farben und der Vergoldung des Holzschnitzwerks. Nicht minder einfach ist auch das Hausgeräthe der Barmanen. Ein paar Matten dienen statt des Bettes, der Stühle und der Tische, und ein paar hölzerne oder irdene Geschirre reichen für alle ihre, haupt-

[1]) Basler Magazin 1872, S. 357.

sächlich aus Reis bestehenden Mahlzeiten zu. Einige kleine Körbe fassen den ganzen Kleidervorrath der Familie in sich, und damit ist ihre Haushaltung vollendet. Nur die Reichen gestatten sich den Genuß einer eigenen Bettstelle. Obgleich ihre Personen, wie ihre Wohnungen keineswegs das Bild der Reinlichkeit tragen, sind doch beide Geschlechter gewohnt, ihren Körper so oft als möglich zu baden. Was indeß beim Anblick der Barmanen am meisten den Ekel der Europäer erregt, ist ihre schmutzige Gewohnheit, immer Betel zu kauen, wobei sie es mit dem Auswurf ihres gerötheten Speichels eben nicht genau nehmen. Die vornehme Klasse bedient sich einer Betelbüchse, welche ihnen von einem Diener überall nachgetragen wird, und auch diese Büchsen sind nach dem Rang oder Vermögen des Besitzers von Gold, Silber oder geringerem Metall verfertigt. Durch die allgemeine Sitte endlich, den Kopf mit Oel zu bestreichen und das Haar ohne allen Schnitt so lang und dicht wachsen zu lassen als die Natur will, wird dem Ungeziefer eine behagliche Wohnstätte bereitet, und da obendrein die Religion des Barmanen ihm verbietet, ein thierisches Leben zu zerstören, wird der Vermehrung desselben nur selten gesteuert.

An Bildung stehen die Barmanen hinter Hindu und Chinesen weit zurück. Die Weiber weben allgemein einen nicht besonderen Baumwollenstoff, und Seidenzeuge fabrizirt man an mehreren Orten aus einheimischer Seide. Ferner fertigt man ausgezeichnetes unglasirtes Thongeschirr, aber kein Porzellan. Plumpe Gold- und Silberzierate werden in jedem größeren Orte gemacht. In den Marmorbrüchen am Irawaddi werden viele Buddhastatuen fabrizirt, die einen Ausfuhrartikel bilden. Nach dem Verluste der Küstenprovinzen ist der barmanische Handel gering geworden, doch findet zwischen Bhamo am Irawaddi und der chinesischen Provinz Yünnan ein reger Karawanenverkehr statt. Auf beschwerlichen Gebirgswegen braucht man 6 Wochen zur Reise. Den Hauptmarkt bildet Bhamo[1].

Fast jeder Barmane lernt lesen, schreiben und rechnen. Sie schreiben wie wir, von der Linken zur Rechten, und ihre gewöhnlichen Bücher bestehen aus zusammengehefteten Blättern des Palmyrabaumes, auf welche die Buchstaben mit einem eisernen Griffel eingeritzt werden, doch gibt es auch Schreibbücher aus sehr dünnen, geglätteten und gefirnißten, an den Rändern oft schön bemalten Bambusstücken, auf welche mit schwarzglänzender Japantinte geschrieben wird; die schönsten Bücher aber sind aus schwarz gefärbten Blättern von Elfenbein zusammengesetzt, worauf die Buchstaben in Goldschrift eingetragen werden. Viele tragen ein kleines Schreibheft, „Paruäk", aus einem etwa 8 Fuß langen und 18 Zoll breiten Bogen dicken Papiers, der fächerartig in Falten oder Blätter zusammengelegt wird, bestehend, bei sich, um alles ihnen Merkwürdige — nicht selten mit großer Behendigkeit und in eigenthümlichen Abkürzungen — niederzuschreiben. Auf eine schöne und

[1]) Die englischen Bemühungen, diese Handelsstraße dem Weltverkehr durch eine Eisenbahn zugänglich zu machen, dürften über kurz oder lang mit Erfolg gekrönt werden.

leserliche Handschrift aber wird, wie in China, großer Werth gelegt. Alle Knaben im Lande werden von den Priestern unterrichtet, welche ihren Unterhalt vom Volke erhalten; auf weibliche Erziehung aber, die Klasse der Vornehmsten etwa ausgenommen, wird keine Mühe verwendet. Jeder Schüler hat eine Tafel in seiner Hand, auf welche die Lektionen des Lehrers geschrieben werden, die er dann sorgfältig auswendig lernen muß. Dadurch ist wenigstens eine gewisse Stufe von Volksbildung allgemein verbreitet. Dichtkunst und Musik aber gehört zur Liebhaberei der Barmanen. Ihre Gedichte fließen beim Vorlesen sanft und melodisch dahin und sind meist in wechselnden Reimen abgefaßt. Eine Anzahl epischer und religiöser Gedichte stehen in großem Ruf; die Thaten der Könige und Feldherren werden in einem besonderen heroischen Versmaße besungen. Es gibt auch eine Geschichte des barmanischen Reiches in 37 Bänden, welche die Schicksale desselben ausführlich erzählt und ehrlich genug ist, auch Niederlagen und Unglück nicht zu verschweigen. Musik wird in hohen Ehren gehalten und als die Sprache der Götter bezeichnet, doch bringt dieselbe mehr Lärm als Harmonie hervor, da sie viele erzene Schlaginstrumente und Trommeln aller Art dabei gebrauchen. Zu den vorzüglichsten Instrumenten[1]) gehört die „Soum" oder Harfe, der „Turr", eine dreisaitige Violine, das Flageolet „Pullaway", der „Keysoub", eine Zusammensetzung von Cymbeln, auf einem Bambusrahmen ausgespannt, welche eine große Gradation von Tönen hervorbringt, die „Patola" oder Guitarre, welche bald wie ein kleines Krokodil aussieht, mit den Fingern gespielt wird und zur Begleitung des Gesanges dient, der „Him", eine Pfeife aus Schilfrohr u. a. Die Barmanen sind große Freunde der Musik, und jeder Matrose trägt sein Instrument bei sich, um seine arbeitslosen Stunden damit zu vertreiben. Eine Hauptbelustigung des Volkes ist endlich das Theater, wo Rede, Tanz und Musik mit einander abwechseln.

Die herrschende Religion in Barma ist der Buddhismus, dessen erste Missionare schon unter König Açoka dahin gekommen sein sollen. Dies ist geschichtlich wohl nicht nachzuweisen; dagegen muß ein Zusammenhang des Buddhismus von Barma mit dem von Ceylon unbedingt angenommen werden wegen der völligen Gleichheit der in beiden Ländern existirenden buddhistischen Hauptwerke, von denen mehrere erst in Ceylon geschrieben sind. Auch haben die vermuthlich im 12. Jahrhundert erst vollständig zum Buddhismus bekehrten Barmanen sich in späterer Zeit sehr eng an Ceylon angeschlossen, wohin von Zeit zu Zeit kaiserliche Gesandtschaften von Gelehrten abgingen, um hier theils ihnen noch fehlende heilige Bücher einzusammeln, theils mit den Vorstehern der Geistlichkeit sich zu berathen, und einzelne Stellen in den Heiligen Schriften sich erläutern zu lassen. Doch ist der Buddhismus in Barma noch mehr zur bloßen Aeußerlichkeit herabgesunken als in Ceylon, da ihn das Volk zwar angenommen, aber nicht sich angeeignet und selbständig fortgebildet hat. Die Hierarchie ist zwar sehr ausgebildet, hat sich aber nach dem Prinzip des buddhistischen Mönchthums

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1837, II, p. 212 ff.

von aller Einmischung in die Politik fern gehalten. Der oberste Richter in Glaubenssachen ist übrigens auch hier der König. Die Priester des Buddha, der in Barma hie und da auch unter der Gestalt eines Hahns verehrt wird, „Rahaan" (?) oder „Pung-gyin" (Hp—) genannt, sind durchgängig Mönche, welche in irgend einem Kloster ihre Erziehung erhalten haben und einem der Orden angehören, die mit den Mönchsstiftungen der römischen Kirche auffallende Aehnlichkeit haben, wie denn der portugiesische Pater Buri in Kotschintschina mit Beziehung auf diese Aehnlichkeit schon im 16. Jahrhundert klagte, „daß es keine Priesterkleidung, keine Priesterverrichtung, keine Ceremonie in der Kirche Roms gebe, für welche nicht der Teufel eine Nachäffung im Buddhismus ersonnen habe." Die Mönche haben das Gelübde der Ehelosigkeit auf sich und leben zusammen in ihren Klöstern, welche bei weitem die schönsten Gebäude im Lande sind. Jedes Kloster steht unter einem Abte, „Zara", und über allen steht der „Zarado" oder königliche Abt, gewissermaßen der Beichtvater des Monarchen; doch übt jeder Abt in seinem Kloster eine unbedingte Gewalt aus und ist geachtet in demselben Verhältniß, als das Kloster Reichthümer besitzt. Diese Priester stehen in großer Achtung, dürfen sich in weiße Farbe kleiden wie der König, werden „Punschi" (Hoheit) und „Phra" (Herr) angeredet, und man macht ihnen allenthalben Platz. Das Volk aber, vor dem sie nur durch ihre mönchischen Gebräuche, ihren gelben Anzug, ihr geschorenes Haar, ihre nackten Füße und ihre ernste, sinnende Haltung sich auszeichnen, fällt vor ihnen auf die Erde nieder. Sie sammeln Almosen von den Leuten, und ertheilen denselben ihren Segen. Sie dürfen alles genießen, was sie geschenkt bekommen, wenn es anders bereits zubereitet ist; denn sie zünden nie ein Feuer an, aus Furcht, irgend ein Insekt ums Leben zu bringen. Sie haben gewisse Fastenzeiten im Jahre, und bei ihren Gebeten gebrauchen sie Rosenkränze, welche aus wohlriechendem Ambra oder aus Körnern des indischen Blumenrohrs (Canna) gemacht sind. Ihre eigenthümlichen Vorrechte erstrecken sich so weit, daß kein Verbrecher hingerichtet werden darf, sobald ein Priester ihn einmal berührt hat. Die Priester verrichten keine Arbeit, außer daß sie das Gesträuch ausreißen, welches an den Pagoden aufwachsen will. Sie reiten nie zu Pferde, auch essen sie nicht mehr, wenn die Sonne an der Mittagslinie vorübergezogen ist. Ihre priesterlichen Verrichtungen bestehen im Hersingen von Liedern, in welchen die Geschichte Buddha's besungen wird, sowie von Abschnitten aus ihren heiligen Büchern, in welchen die Religionspflichten dem Volke eingeschärft werden. An Tagen öffentlicher Gottesverehrung erbauen sie ihre Zuhörer mit gewissen vorgeschriebenen Liturgien, welche der katholischen Messe auch darin ähnlich sind, daß das Volk mit gefaltenen Händen von Zeit zu Zeit Antworten gibt. Mehrere von ihnen haben die heilige Pâlisprache gelernt und besitzen eine gewisse Bildung; die meisten aber tragen sichtbare Kennzeichen von Geisteserschlaffung und trägem Müßiggange an sich. Ihre Klöster können eben so gut als wissenschaftliche wie als religiöse Anstalten im Lande angesehen werden, in welche die jungen Leute zu ihrer Bildung eintreten und es als

ein Verdienst betrachten, von der Welt sich zurückzuziehen und ihr Gedächtniß mit dem Inhalt der heiligen Bücher zu bereichern. Das Alter macht indeß kein Hinderniß für die Zulassung in die Klöster, und selbst ergraute Greise treten nicht selten in ihre Zellen ein.

Das Volk dagegen ist zufrieden, wenn es nur mit den drei Hauptpunkten ihres religiösen Bekenntnisses, mit Buddha oder dem die Stelle desselben vertretenden Bilde, mit dem Schicksal oder dem Lauf der Dinge und mit der Priesterschaft seine Bekanntschaft gemacht hat. Die Hauptvorschriften ihrer Sittenlehre sind die fünf buddhistischen Gebote, kein thierisches Leben zu zerstören, nicht zu stehlen, nicht zu lügen, nicht Ehebruch zu treiben und keine berauschenden Getränke zu trinken. Der Glaube an die Seelenwanderung wie an die endliche Zerstörung aller vorhandenen Dinge und was sonst die Lehre des Buddha enthält, ist allgemein, von irgend einer religiösen Begeisterung aber natürlich keine Spur. Sie halten an ihrer Religion, weil sie der Glaube ihres Volkes von den Vätern her ist, und jeder Schein einer Abweichung von derselben wird deshalb als strafwürdiges Verbrechen angesehen. Ihre Feiertage richten sich nach den Veränderungen des Mondes, und am Tage des Vollmondes und Neumondes werden mancherlei Ceremonien gehalten. Ihr Jahresfest[1]) fällt in den Monat März oder April und wird mit Musik und Tanz, mit Maskeraden und Volksbelustigungen aller Art gefeiert. Verdienstlich ist es, Pagoden[2]) zu bauen und mit Goldblättern zu schmücken, größere und kleinere Bildnisse des Buddha zu verfertigen, Klöster und „Zayats" (offene Schuppen mit einem Blätterdach, die für religiöse Versammlungen bestimmt sind) aufzurichten und die Priesterschaft reichlich zu nähren. Daneben hat aus alter Zeit ein Dienst der Hausgötter und der Gestirne samt allerlei Aberglauben sich erhalten. Die Barmanen haben ihre glücklichen und unglücklichen Tage, und nichts Wichtiges wird unternommen, ohne zuvor den Rath der Sterndeuter eingeholt zu haben. Bei der Geburt eines Kindes wird die Stellung der Planeten sorgfältig gemerkt, und das Schicksal eines Menschen kann man in den Furchen seiner Hand lesen. Auch glauben sie an das Dasein böser Geister, an dämonische Besitzungen und an Zauberei. Läßt ein Geier auf einer Wohnung sich nieder, so haben die Einwohner großes Unglück zu erwarten, und das Haus wird alsobald verlassen. Astrologen gibt es in Menge, und sie wissen sich mit ihrem Beruf wohl fortzubringen. Viele derselben sind aus Assâm oder Hindostan eingewanderte Brahmanen, doch treiben auch Barmanen diesen Beruf, der indeß nicht so hoch geachtet ist, wie das Amt eines Priesters. Mit der Arzneikunde treibt der Aberglaube ebenfalls sein leichtes Spiel, und die Art und Weise der Verfertigung von Arzneimitteln und der Zeit, in welcher sie zu nehmen sind, steht unter seiner Herrschaft. An medizinischen Büchern fehlt es ihnen nicht, und Apotheken sind ebenfalls reichlich vorhanden; die Chirurgie aber ist sehr vernachlässigt.

---

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1840, II, S. 87 f.
[2]) Vgl. Calw. Missionsbl. 1844, S. 29.

Wahrscheinlich durch Einwirkungen von Vorderindien her hat sich auch eine deistische Religionssekte in Barma gebildet, welche das buddhistische System überhaupt und insbesondere die Lehre von der Seelenwanderung verwirft. Nachdem sie namentlich unter Handelsleuten Eingang gefunden, hat sie, seit sie verfolgt ward, in die Verborgenheit sich zurückgezogen. Nach ihrer Lehre gibt es einen allmächtigen und allwissenden Geist, welcher Schöpfer der Welt ist, und unmittelbar nach dem Tode hat jeder Lohn und Strafe zu erwarten.

Mit der Religion steht die Literatur der Barmanen in engem Zusammenhange. Die im Pâli abgefaßten heiligen Schriften, deren jedoch nur wenige von den Priestern gelesen werden, und mit denen noch weniger das lesende Volk sich beschäftigt, sind ganz dieselben wie in Ceylon. Zum Verständniß der den Barmanen gänzlich fremden Pâlisprache waren denselben natürlich auch grammatische und lexikalische Hülfsmittel nöthig, doch scheinen auch diese die Barmanen nicht eigens verfaßt, sondern von den Singhalesen überkommen zu haben. Man findet unter barmanischen Handschriften häufig den „Balawatara" und die „Abhidhana-ypadípika", zwei bei den Singhalesen sehr hoch geachtete grammatische und lexikalische Werke. Doch ist es immer möglich, daß eine Anzahl der übrigen Werke über buddhistische Kosmogonie und andere religiöse Themen ihre Entstehung gelehrten barmanischen Mönchen verdanken. Nicht minder wahrscheinlich ist es, daß auch die medizinischen Werke der Barmanen indischen Ursprungs und durch Vermittlung der Singhalesen ihnen zugekommen sind, obschon es darüber an näheren Angaben fehlt. Daß übrigens die gegenwärtig lebenden barmanischen Mönche keine sonderlichen Kenner des Pâli sein mögen, erhellt auch daraus, daß in vielen Handschriften jedem Pâliwort gleich die entsprechende barmanische Uebersetzung beigefügt ist. Indischen Ursprungs ist auch die Astrologie in Barma, und am Hofe von Ava sind seit langer Zeit Brahmanen als Astrologen angestellt, welche den barmanischen Kalender zu redigiren haben. Neben dieser fremden Literatur gibt es noch eine sehr ausgedehnte in barmanischer Sprache, deren zahlreiche Werke aber meist roh und geschmacklos sind. Indessen sind doch einige von denkenden Köpfen zur Anleitung der Könige und zum Unterricht der Jugend geschrieben, in denen man gute moralische Lehren und die Grundsätze einer festen Staatskunst findet. Unter diesen Büchern verdient den ersten Platz das „Aporazabon", eine Art Roman, in welchem ein alter Minister auftritt, dem der König und die Großen allerlei Fragen über die Regierungskunst vorlegen. Es gibt auch barmanische Gesetzbücher.

Die Verfassung des barmanischen Reiches ist eine absolute Monarchie, um nicht zu sagen Despotie. Sie ist so unumschränkt, daß der König von Barma oder im Hofstil „der Herr des goldenen Palastes, des himmlischen Elefanten und aller rothen, weißen und gefleckten Elefanten, der König des Sonnenaufgangs, Regent der Jetztwelt, Fürst der Gerechtigkeit, Herr der Königreiche Sonaparinda, Hurri u. s. w., Beherrscher der unverwundbaren Heere, Besitzer der großen blühenden Goldstadt, die da leuchtet wie der Engel Wohnung",

dessen Name vor seinem Ende bei Todesstrafe nicht ausgesprochen werden, dem man nicht einmal Gutes wünschen darf, weil er sich nie übel befinden kann, er, zu dessen goldenem Ohr und goldener Nase die Gedanken seiner Sklaven dringen, die sich vor seinen goldenen Füßen niederwerfen, daß dieser Fürst befehlen kann, vierzig seiner vornehmsten Staatsbeamten mit dem Gesicht auf den Boden zu legen, einen Balken quer über sie her, und sie so der glühenden Mittagssonne ausgesetzt mehrere Stunden im Angesichte seines Palastes liegen zu lassen. Die Räthe des Königs haben blos die Befugniß, ihren Rath zu ertheilen, ohne irgend einen bestimmenden Einfluß auf den Willen des Herrschers zu üben, der auch allein das Recht hat, Todesstrafen zu verhängen. Nach der genauen im barmanischen Reiche herrschenden Rangordnung folgen auf die königlichen Prinzen die vier „Vanghyi" oder „Wunschi" (Wan—?), die ersten Staatsminister, welche den Staatsrath oder obersten Gerichtshof, „Lutto", bilden, und denen vier „Wundock" (Wan—?) als Sekretäre zur Seite stehen. Darnach kommt der Gerichtshof der „Attuwun" (—wan?), ebenfalls vier, die aber 30 Sekretäre unter sich haben und die oberste Aufsicht über den königlichen Palast führen. Dem Range nach sind nach den Attuwun die Präfekten der Provinzen die höchsten. Außer ihnen gibt es noch eine Menge Hof- und niederer Beamten, welche den Titel „Vun" (Wan?) oder „Men" führen; alle einflußreichen Stellen aber sind von königlichen Prinzen oder durch die Söhne königlicher Konkubinen besetzt, doch gibt es im barmanischen Reiche keine erblichen Würden, sondern alle Aemter und Ehrenstellen kehren mit dem Tode des Würdenträgers an die Krone zurück. Die Unterbeamten sind eigentlich nur priviligirte Spione. Die Haupteinkünfte des Staates bestehen in den Steuern, welche von allen möglichen Artikeln erhoben werden; die Gold- und Silberminen, sowie die Edelsteingruben sind ohnedies königliches Eigenthum. Bei alledem ist der Schatz doch nicht sehr gefüllt, da die Beamten sich möglichst zu bereichern suchen und daher das meiste unterschlagen. Das ganze Land ist in viele Provinzen von ungleicher Größe vertheilt, an deren Spitze Gouverneure mit der höchsten Justiz- und Polizeigewalt stehen, denen auch Militär zur Verfügung gestellt ist. In den entfernteren Provinzen, wo überhaupt den königlichen Befehlen weniger Folge geleistet wird, machen dieselben sich nicht selten unabhängig; Bedrückungen und Gelderpressungen aber sind in Barma, wie in allen despotischen Staaten, um so mehr an der Tagesordnung, als der Gehalt der einzelnen Beamten in der temporären Ueberlassung einer Anzahl von Ländereien und in dem Anspruch auf die Dienstleistung der Bewohner derselben besteht. Neben dem Statthalter der Provinz hat auch noch jede Stadt ihren besonderen Gouverneur mit etwas beschränkterer Gewalt. Jeder Einwohner des Landes ist eigentlich Soldat, blos die Kaufleute und deren Söhne in größeren Städten ausgenommen, wofür sie aber beim Ausbruch eines Krieges sehr hohe Steuern bezahlen müssen. Die Aushebung zum Militärdienst geschieht auf königliche Anordnung durch die Beamten der einzelnen Provinzen; wer untauglich befunden wird, muß eine Summe Geldes bezahlen, wovon dann die Ausrüstung der dienstthuenden Mannschaften bestritten wird, da der

König nichts als die Waffen liefert. Statt des Soldes bekommt der Soldat täglich nur eine Portion Reis, daneben aber ist ihm gestattet, das, was er bedarf, von den Einwohnern zu rauben. Für den Ausgehobenen muß seine Familie einstehen, und wenn derselbe desertirt, so ist ihr Untergang gewiß. Die Barmanen sind nicht ohne einen gewissen persönlichen Muth, aber ohne alle Taktik; auch haben sie eine ziemliche Gewandtheit, Verschanzungen in aller Schnelligkeit aufzuwerfen und sich dahinter zu vertheidigen.[1])

Die Barmanen haben zwar Gesetze und mehrere Gesetzbücher, die sie aber nur selten gebrauchen, da ihr Rechtsverfahren sehr willkürlich ist. Das geachtetste unter denselben soll nach der Tradition von Manu verfaßt und von Buddhagosa nach Barma gebracht worden sein, was jedoch nicht wahrscheinlich ist, da schon Bestimmungen über buddhistische Priester darin vorkommen. Nach demselben ist die Bevölkerung von Barma außer der königlichen Familie in sechs Klassen oder Stände getheilt, Staatsbeamte, Priester, Kaufleute (Tsuthé, Reiche) Ackerbauer, Sklaven und Ausgestoßene. Von eigentlichen Kastenunterschieden weiß man jedoch im barmanischen Reiche nichts. „Hier wird kein einzelner aus Furcht vor persönlicher Befleckung abgehalten, einen freien und sorgenlosen Verkehr mit jedem seiner Nachbarn zu treiben." Die Sklaven bestehen großentheils aus Schuldnern, welche unfähig sind zu bezahlen. Sobald die Schuld getilgt ist, werden diese Sklaven wieder frei. Eine andere Art von Sklaven sind die Kriegsgefangenen; diese dürfen, selbst wenn sie sich loskaufen, das Land nicht wieder verlassen. Auch die Kinder von zahlungsunfähigen Schuldnern sind verpflichtet, die Schuld ihrer Eltern abzuverdienen. Die Ausgestoßenen bestehen aus Henkern, Gefängnißwärtern und Aussätzigen, haben gar keine bürgerlichen Rechte und dürfen sich nicht einmal neben anderen Klassen des Volkes niedersetzen.

Was endlich das häusliche Leben der Barmanen angeht, so nimmt hier die Frau den größten Theil an der Haushaltung, geht selbst auf den Markt und besorgt ihre Küche. Auch zum Erwerb des Lebensunterhaltes der Familie trägt ihr Fleiß das meiste bei, indem sie durch Spinnen und Weben oder durch Führung eines kleinen Krames ihren täglichen Beitrag zu erwerben sich bemüht. Bei der Berathung ihrer allgemeinen Familienangelegenheiten ist sie keineswegs ausgeschlossen; man fragt sie um Rath, den sie mit aller Freimüthigkeit gibt, und der auch in den meisten Fällen beachtet wird. Die weiblichen Glieder der Familie sind in Barma nicht eingeschlossen und in ihrem Benehmen keineswegs scheu oder zurückhaltend, vielmehr machen sie einen wesentlichen Theil des geselligen Verkehrs aus. Sie achten es für ein Glück, Mütter zu werden, betrachten aber die Geburt eines Sohnes für ein

[1]) Diese nach älteren Quellen gemachten Angaben dürften in neuerer Zeit dahin zu limitiren und zu ergänzen sein, daß das europäische Militärwesen in Barma doch bereits bedeutenden Einfluß geübt hat. So ist z. B. eine anständige, aus tüchtigen Dampfern bestehende Kriegsflotte vorhanden, und die Krupp'sche Fabrik hat bereits manche Lieferung von Kanonen nach Barma ausgeführt.

viel erfreulicheres Familienereigniß als die einer Tochter. Im allgemeinen sind sie gewohnt, ihre Kinder bis zum dritten oder vierten Jahre zu stillen. Da aber zahlreiche Nachkommenschaft eine Seltenheit in Barma ist, so nimmt die Bevölkerung nur langsam zu; auch sind der verderblichen Ursachen genug im Lande, welche die Vermehrung des Volkes hindern. Auf die Vermählungsceremonie wird weder viel Geld noch Zeit verwendet. Ein Gastmahl, so weit es der Bräutigam zu geben vermag, wird zubereitet, an welchem die Familienglieder und die Verwandten theilnehmen. Auf einer kleinen Platte werden dabei Theeblätter in Oel getaucht den Neuvermählten gereicht, und wenn sie nun dieselben von der gleichen Platte mit einander verzehren, so ist der Ehebund geschlossen. Leider wird derselbe wohl in keinem Lande so wenig geachtet, wie in Barma, und die Ehen daher auch sehr leicht wieder getrennt. Schon ein unbedeutender Zank mag zureichen zur rechtsgültigen Scheidung. Vielweiberei ist zwar im Lande verboten, wird aber dennoch reichlich angetroffen, obschon so, daß die Nebenweiber der rechtmäßigen Frau — nur der König hat deren zwei — dienstbar sind, und die unglücklichen Folgen derselben sind allenthalben wahrzunehmen. — Die Begräbnißfeierlichkeiten werden mit Anstand gehalten und ihre Todten entweder verbrannt, was für ehrenvoller gilt, oder in die Erde verscharrt. Ein mit Goldleisten verzierter Sarg, dem die Leidtragenden in weißen Kleidern nachfolgen, wird unter dem Vorgang von Blasinstrumenten nach dem Begräbnißplatz gebracht, Holz darunter aufgeschichtet und der Leichnam verbrannt. Kinder und Verbrecher, sowie die Armen im Volke werden begraben, die Leichname der Priester aber erst einbalsamirt und dann unter besonderen Feierlichkeiten, wozu auch das Abbrennen von Feuerwerk und Raketen gehört, verbrannt, wobei eine Art Volksfest stattfindet.

Den Charakter des Volkes anlangend, unterscheidet sich der Barmane von allen östlichen Nationen, wie bereits erwähnt, durch seine größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, wonach er leicht dem Anreiz zur Thätigkeit folgt, jedes Werk rasch angreift und es muthig und beharrlich durchführt, so daß es ihm bei dem Mangel einer höheren Bildung und unter dem Druck habsüchtiger Beamter, wodurch er von einer Verbesserung seines Hauswesens abgehalten wird, als schwer zu lösende Aufgabe vorliegt, seine Lebenszeit mit weniger Arbeit, mit Jagd, Kampfspielen und träger Ruhe möglichst auszufüllen. Wein, Opium und alles, was berauscht, liebt der Barmane nicht, und die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, die das ganze Leben dauernde Ehrfurcht der letzteren, der äußere Anstand in dem Benehmen des weiblichen Geschlechtes, der Ernst, mit dem überhaupt der Barmane auftritt, könnten auf den ersten Anblick die Täuschung hervorbringen, als hätte hier das Heidenthum nicht seine gewöhnlichen Wirkungen geübt, oder als besäße der Buddhismus eine höhere sittliche Kraft. Dem ist aber keineswegs so, und Wollust und Unkeuschheit, Lüge, Hinterlist, Verstellung und Dieberei bergen sich auch hier unter der trügerischen Außenseite. Dabei sind die Barmanen eitel und hochmüthig, namentlich gegen die Europäer, ja selbst räuberisch, und grausam, wenn sie die Gewalt dazu in Händen

haben. Kaltherzig, gefühllos und mißtrauisch, sind sie gewöhnlich gegen jede Art des menschlichen Elends unempfindlich und aus Geiz und Selbstsucht unzugänglich für alle fremde Noth, wozu auch das tyrannische Verfahren der Regierung und ihrer Beamten, Mißtrauen und Eifersucht erweckend, nicht wenig beiträgt. Man sieht seinen Nachbar in augenscheinlicher Todesgefahr, und keine Hand streckt sich helfend nach ihm aus; ein Unglücklicher liegt bewußtlos und mit dem Tode ringend auf der Straße, und jeder geht vorüber, ohne sich nach dem Elenden umzuwenden. Auf die Frage nach dem Grund dieser Gefühllosigkeit aber erhält man bald die Antwort: „Man könne leicht in Verlegenheit mit der Regierung darüber gerathen; der Mann, wenn er wieder zum Bewußtsein komme, könne seinen Retter als einen Dieb verklagen, der ihm etwas aus der Tasche gestohlen habe, und man müsse sodann unter blutigen Peitschenstreichen für seine Hülfleistung büßen.“ Unter solchen Umständen läßt sich auch die Uebung von Wohlwollen und Gastfreundlichkeit eben nicht erwarten, besonders haben die Fremdlinge im Lande darauf nicht die geringsten Ansprüche zu machen. Doch finden sich natürlich auch Ausnahmen von der allgemeinen Regel; nicht selten werden sehr freundschaftliche Verhältnisse zwischen Blutsverwandten angetroffen, und auch an solchen fehlt es nicht im Lande, welche die Pflichten inniger, treuer und edelmüthiger Freundesliebe gegen einander ausüben. Ueberhaupt ist das Herz des Barmanen bei all seinem Stolze für zartere Gefühle keineswegs unempfindlich, und auch in dieser Rücksicht ließe sich eine heilsame Umgestaltung des Volkes erwarten, wenn nur einmal das Evangelium Jesu Christi die Blutadern seines öffentlichen Lebens durchdrungen hätte.

Indem wir die Schilderung der in Barma lebenden Karenen für einen besonderen Abschnitt aufsparen, geben wir zunächst noch einige Züge aus der Geschichte des Landes. Von den dunkeln Sagen, die unter andern den Stammbaum der barmanischen Königsfamilie an den Sakyamuni knüpfen, sehen wir ab. Jedenfalls findet sich schon vor christlicher Zeitrechnung in Barma staatliches Leben. Sarekettara unweit Prome war die Hauptstadt. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. machte eine neue Dynastie Paghan, weiter den Irawaddi hinauf, zur Residenz. Nachdem dieselbe und Paghan von den Chinesen zerstört war, kam 1364 eine neue Dynastie auf den Thron, die ihren Sitz zu Ava nahm. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam Barma der Kenntniß der Europäer etwas näher durch die Schilderungen eines Engländers Ralph Fitfit, der sich 7 Jahre dort aufgehalten hatte. Damals waren die Peguaner von den Barmanen unterjocht worden. Im 18. Jahrhundert aber wendete sich das Verhältniß, und jene eroberten Ava und machten sich zur herrschenden Nation. Die ersten Niederlassungen der Engländer und Holländer waren infolge des unklugen Benehmens der letzteren schon vor jener Zeit vernichtet und die Europäer vom Lande ferngehalten worden. Nach und nach aber gelang es doch den Engländern wieder, hier und da Faktoreien anzulegen. — Nach 20-jähriger Unterjochung wurden dann die Barmanen befreit durch einen schlichten Dorfschulzen Alompra (Alungphra) der

sich an die Spitze seiner Landsleute stellte, Pegu verwüstete und das Königsgeschlecht nebst einem großen Theil des Volkes ausrottete. Der grausame Held unterwarf dann selbst das große Nachbarreich Siam und andere Völkerstämme, wurde jedoch, nachdem er einige Jahre auf dem Gipfel seines Ruhmes gestanden hatte, 1760 durch den Tod abgerufen. Sieben Söhne stritten sich um die Thronfolge, und es entstanden furchtbare Zustände. „Willkür und Grausamkeit überbieten alles, was sonst der Art in der Geschichte berichtet wird. Die Einwohnerschaft ganzer Orte, Männer und Weiber, alt und jung, Laien und Priester werden samt ihren Wohnungen und Tempeln den Flammen preisgegeben und ihre Baumpflanzungen zerstört. Die fruchtbarsten Gaue werden zur Wüstenei gemacht.“ — Unter diesen Wirnissen befreite sich Siam bald von der barmanischen Herrschaft; Barma aber kam noch lange nicht zur Ruhe, auch als Padunmang, der dritte Sohn Alompra's, den Thron errungen hatte (1781—1819). Die Hauptstadt Ava, in einer gesunden Lage von lieblichen Gärten umgeben, gefällt ihm nicht. Sie wird in einen Schutthaufen verwandelt. Die unglücklichen Bewohner müssen sich zu Amarapura, der neuen Hauptstadt, in tödlich morastiger Lage ansiedeln. Später wurde die Hauptstadt nach Ava zurückverlegt. In neuerer Zeit ist Mandalê (lay) weiter nördlich am Irawaddi zur Residenz erhoben.

Padunmang, der übrigens trotz seiner Grausamkeit für einen ausgezeichneten Herrscher galt, eroberte Arakan (1784) und Assâm (1808) und kam damit den Engländern zu nahe. Bald entstanden Grenzstreitigkeiten. Es wurden lange Verhandlungen geführt. Der Barmanenkönig wurde immer anmaßender und dachte selbst daran, die Engländer überhaupt aus Indien zu vertreiben.

Welche Sprache man zu Ava führte, möge folgendes Beispiel zeigen. „Die Engländer bewohnen eine kleine entfernte Insel. Sie haben kein Recht, in ihren Schiffen herzukommen, Könige abzusetzen und ihr Land in Besitz zu nehmen. Bis jetzt haben sie blos die in Kasten getrennten Hindu unterworfen, dies sind kleine Leute ohne Muth. Bekommen wir vereinigten, durch keine Glaubenssatzung getrennten Buddhisten einmal Gelegenheit, unsere Tapferkeit an ihnen zu bewähren, so wollen wir den Insassen Hindostans ein Beispiel geben und die weißen Barbaren nach ihren kleinen fernen Inseln zurückjagen.“

Dieser Stolz mußte gebrochen werden. Im Jahre 1824 brach der Krieg aus, der nicht ohne Niederlagen für die Engländer blieb und erst 1826 nach mehreren entscheidenden Siegen und als ihre Truppen sich drohend der Hauptstadt näherten, durch den Frieden von Yandabo beendet wurde. Die westlichen Küstenländer Arakan, sowie die südlich von Pegu gelegenen Provinzen Tenasserim mit Ye (Yî) und Tavoy (—woi) nebst bedeutender Kriegsentschädigung wurden den Siegern zugestanden. Diese Demüthigung freilich konnten die Barmanen lange nicht verschmerzen und machten ihrem Groll oft durch Beleidigungen Luft, gegen die England aber mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten eines zweiten Feldzugs und auf die damalige politische Lage ein Auge zudrückte. In Barma aber ging es bald wieder mit der furchtbarsten Grausamkeit des alten Despotismus zu, besonders nachdem 1837 Tharavadi auf den Königsthron gekommen. Die fortwährenden Reibe-

reien und der wachsende Uebermuth der Barmanen führte endlich 1852 wieder zum Bruche. Dieser Krieg endete mit der Eroberung Pegu's, einer höchst empfindlichen Demüthigung für die Barmanen, da sie auf diese Weise gänzlich von der Seeküste abgeschnitten und auf das Binnenland beschränkt wurden. Seitdem ist die politische Bedeutung Barma's ziemlich gebrochen, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann auch die Länder am oberen Irawaddi in europäische Hände gelangen werden, um so mehr, als, wie schon erwähnt, der Ueberlandweg von dort nach China in neuester Zeit die europäischen Blicke stark auf sich gezogen hat.

Schließlich müssen wir noch etwas näher auf jene Provinz eingehen, die selbst nicht ursprünglich barmanisch, nur durch Eroberung zu Barma gekommen war und jetzt den südlichsten Theil des britischen Barma bildet. Es ist der südlich von der Mündung des Salwên gelegene Küstenstrich, der gewöhnlich mit dem Namen eines seiner Distrikte **Tenasserim** bezeichnet wird. Hundert Meilen lang, etwa achtzehn breit, wird er im Osten von dem 1—2000 m hohen siamesischen Scheidegebirge begrenzt. Die Küste, der auf eine weite Strecke der Mergui-Archipel vorgelagert ist, bildet zum Theil steiler Fels, die Mündungen zahlreicher Gewässer schneiden in dieselbe ein und geben meist gute Häfen ab. Weite Wälder und undurchdringliche Dschangel bedecken die Küste, die zwischen Ye und Tavoy einen sumpfigen Charakter mit Mangrovewäldern annimmt. Den nördlichen Theil der Provinz bildet die fruchtbare Ebene des Salwên, der an der Mündung gleichfalls ein sumpfiges Delta hat. Alles nicht der Ueberschwemmung ausgesetzte Land bedeckt Wald, der $^2/_3$ des Landes einnimmt, das nur erst zu $^1/_{15}$ unter Kultur gebracht ist. Vor der britischen Besitznahme aber war das ganze fast eine Wildniß. Auch hier kommt der Tikbaum häufig vor. Auch der Dschâk-(Brodfrucht-)baum möge mit dem Kampherbaum aus der Fülle der tropischen Vegetation, die dort üppig gedeiht, hervorgehoben werden.

Die Bevölkerung besteht zum größeren Theil aus den dem Buddhismus ergebenen Talein (Taleng), die wir bereits als das einst herrschende Volk in Pegu kennen lernten. Auch Barmanen finden sich in ziemlicher Zahl. Andererseits sind auch Schan und Thungthu (Siamer) vorhanden, abgesehen von den nicht unbedeutenden malaiischen und chinesischen Kolonien. Am meisten aber interessiren uns die in den Bergwäldern hausenden Karenen, die besonders in den Distrikten Amherst und Martaban vertreten sind, weniger in Tavoy und Mergui. Wir übergehen sie hier, weil unten ausführlicher von ihnen zu handeln ist. — Eine eingehendere Beschreibung der Talein (Taleng), die die Hauptbevölkerung des Landes ausmachen, habe ich leider nicht gefunden. Folgende Bemerkungen bei Klöden scheinen sich aber ausschließlich auf sie zu beziehen. „Sie sind kräftig und gesund und tätowiren ihre Gliedmaßen. Im Ohrzipfel tragen sie Pflöcke. Sie sind friedlich, gastfrei, ergeben aber nicht kriechend, dankbar, treu, liebevoll, heiter und ehrlich, dabei sehr abergläubisch. Jagd und Landbau sind ihre Beschäftigungen. Musik, Tanz, sowie Kraftübungen lieben sie. Sie bekennen sich zum Buddhismus, aber weniger streng als die

Barmanen. Die zahlreichen Priester leben in Klöstern und unterrichten die Kinder."

Die Zahl der Bevölkerung wurde 1860 auf 335 000 angegeben, darunter 83 000 Karenen. In neuester Zeit hat sie sich nur wenig gehoben, und noch immer ist das herrliche Land dünn bevölkert, daß noch nicht 300 Seelen auf die Quadratmeile kommen. Es werden jetzt übrigens auch die Gebiete am Sittang und Salwên mit zu der Provinz Tenasserim gerechnet, während früher dieser Name auf die oben genannten Distrikte beschränkt war.

Schließlich möge auch hier wieder die Beschreibung der wichtigsten Orte des Barmanenlandes, wie sie die erste Auflage aus dem Basler Magazin, 1837 II, 234 aufgenommen hat, eine Stelle finden, obgleich sie jetzt in manchen Stücken veraltet sein dürfte. Dennoch wird sie dem Leser mit helfen, sich eine klarere Vorstellung von Barma zu machen. Wir können leider nur wenige ergänzende Notizen beifügen.

Aus dem Meerbusen von Martaban mit seiner flachen Sandküste fahren wir zuerst in die eine Meile breite Mündung des Rangunflusses, der für den Irawaddistrom dasselbe ist, was der Hugly bei Kalkutta für den Ganges, lassen Dalla, den Wohnsitz eines Distriktstatthalters, zur Linken, und Syriam, wo die erste britische Faktorei an einem nordöstlichen Arm des Irawaddi aufgerichtet war, zur Rechten liegen, und gelangen auf dem tiefen und bequemen, zwischen niedrigem und flachem Land dahinfließenden Strombett, dessen Ufer überall mit dichtem Buschwerk überwachsen sind, nach der größten und neben Bassein einzigen Hauptstadt des Landes, Rangun, mit etwa 50 000 (jetzt 98 000) Einwohnern. Auf einem großen, flachen Wiesengrunde liegen hinter einer Mauer die Bambushütten, welche die Stadt bilden. Die Häuser, zwischen denen viele kleine Pagoden mit ihren vergoldeten Spitzen aus den Bäumen emporragen, dehnen auf beiden Seiten des Flusses wohl eine Stunde weit neben einander sich aus; sie stehen alle um der Kühle willen etliche Fuß über dem Boden, haben keine Keller, sind einstöckig und haben nur 6—8 Fuß über dem Boden anfangende Strohdächer, die, um Feuersbrünste zu verhüten, in der heißen Jahreszeit abgenommen werden müssen, während deren man das Innere der Wohnungen durch ausgespannte Tücher gegen die Sonne schützt. Die Straßen sind eng und mit Backstein gepflastert, am Flusse aber gehen Treppen hinab, wo die Boote landen, denn es wird hier ein lebhafter Handel getrieben. Aus weiter Ferne schon erblickt man die etwa ½ Stunde von der Stadt auf einem in Terrassen aufgemauerten Hügel stehende, von Zayats, kleinen Pagoden, Klöstern und prächtigen Bäumen umgebene Pagode des Schudagon (?) mit einem riesenhaften Bilde des Gaudama. Die Treppen des Hügels sind mit sonderbaren, zum Theil sehr schönen kleinen Gebäuden bedeckt, oben aber tritt man durch ein großes Thor in den traurig großartigen Schauplatz von Gaudama's Herrlichkeit. „Da steht der ungeheure Schudagon, den Gipfel in den Wolken, die goldenen Säulen strahlend im hellen Glanze der morgenländischen Sonne.

Prächtige Zayats, schöne Fußböden, gothische (?) Grabgebäude, rohe ruhige Löwenbilder, seltsame steinerne Schirmdächer, zierliche Fahnen von goldgesticktem Musselin auf hohen Pfeilern, mächtige Steinkrüge für die Opfergaben, vor den Bildern brennende Wachskerzen, herrliche Blumen überall umher, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen, eine Masse von Figuren, welche Götzen und ihre Anbeter, Greise, Tempelwächter u. dgl. darstellen, das ist der Anblick, der sich hier überraschend dem Auge darbietet. — Morgens sieht man nach allen Seiten Männer und Weiber, wohl 2—3000 an einem Tage, hinter ihren Opfergaben mit aufgehobenen Händen knieen und ihre Gebete hersagen, die sie oft an einem Rosenkranz abzählen, alte Personen wischen jedes Plätzchen rein ab und pflücken das Gras aus den Fugen der Gebäude, Hunde und Krähen schwärmen um die Altäre und fressen die eben dargebrachten Opfer, die große Glocke läßt häufig ihre Schläge vernehmen, das Murmeln betender Stimmen summt in die Ohren, wie das Geflüster einer Börse. Die ganze Scene ist so neu, so niederdrückend, daß es dem Fremden wohlthut, unter den gewaltigen Baumgruppen sein Auge durch die weite Umgegend streifen zu lassen." — Auf dem Rangunfluß fortschiffend, kommen wir bei Banlang (jetzt Ngaundaung) in den Hauptstrom des etwa 700 Klafter breiten, gerade südlich fließenden Irawaddi, an dessen westlichem Mündungsarme, dem Bassein, der bei Kap Negrais, der gleichnamigen, völlig wasserlosen Insel gegenüber, in den indischen Ozean sich ergießt, die Stadt Bassein (Basseng) mit einem bequemen und sicheren Hafen liegt. Hier hatten die Briten 1757 schon eine Faktorei angelegt, welche aber in den späteren Kriegen zerstört wurde. Auf dem großen Irawaddi nordwärts fahrend gelangen wir nach Donabyu, etwa 24 Stunden von Rangun, die gleichfalls einen Dagonstempel (?) in sich faßt, und wo die schönsten Matten von verschiedenartigem Gewebe verfertigt werden, weiterhin nach dem klosterreichen Kiumseik mit der sehr alten Stadt Henthada in der Nähe, dann nach Kanaung, und etwa 40 Stunden von Rangun nach der durch die heißen Kämpfe zwischen Barmanen und Peguanen berühmten Stadt Magahun (Magaung?), die mit ihren zahlreichen vergoldeten Tempeln und geräumigen Klöstern eine Stunde weit dicht am Ufer sich hinzieht. Endlich kommen wir nach der von Hügeln umgebenen Stadt Prome auf der Ostseite des Irawaddi, einer der wichtigsten Punkte, dessen Lage für besonders gesund gehalten wird. Etwa zwei Stunden südlich davon sieht man noch die Trümmer der alten Stadt Sare-Kettara oder Therai Kittra. Weiter den Irawaddi hinauf bei Miadê (—ay) wird in einem flachen Granitstein ein heiliger Fußtapfen des Buddha gezeigt, später theilt sich der Fluß in zwei mächtige Arme, an deren östlichem die Stadt Lunghi liegt, von der eine besuchte Straße nach dem 25 Tagereisen entfernten Tonghu (Taungû) hinüberführt. Die letztere Stadt liegt nicht weit vom Ufer des Sittang in einem fruchtbaren Distrikte, ist durch ihre Baumwollenweberei bekannt und liefert die besten Betelnüsse. Stromaufwärts weitersegelnd kommen wir nach der in Trümmern liegenden heiligen Stadt Paghan, dem frühern Hauptsitz des Buddhismus, deren Ruinen am Stromufer hin

eine Strecke von nicht weniger als drei Stunden bedecken, und eine Stunde weit sich ins Land hineinziehen. Sie ist etwa 100 Stunden von Rangun entfernt, und noch hat man von hier gewöhnlich eine Fahrt von acht Tagen, bis man den Strom aufwärts die Hauptstadt erreicht.[1]) Diese selbst, Ava oder Ang-wa, über welche hinaus noch die seit 1822 wieder verlassene, von Padunmang erbaute Residenz Amarapura liegt, hat $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen im Umfang, ist mit einer 20′ hohen Mauer umgeben und in die äußere oder große und innere oder kleinere Stadt getheilt, in welch letzterer, die wieder ihre Mauer und ihren Graben hat, der Königspalast, die Krongebäude und Wohnungen der Vornehmen liegen. Der Irawaddi fließt im Norden, der Myetnga im Osten vorüber. Prachtvolle Pagoden von sehr verschiedener Bauart, mächtige, reich mit Gold geschmückte Klöster mit 3—500 Priestern, Riesenbilder des Gaudama, von Bronze, Marmor und übergipsten Backsteinen, nebst ihren 20 000 Priestern schützen sie als eine fromme Buddhistenstadt. Der hölzerne Königspalast besteht aus mehr als 100 Gebäuden von verschiedener Größe, alle prachtvoll mit Vergoldung geziert. Selbst die Ruder an den königlichen Booten sind mit Gold überzogen. Die Stadt zählt 100 000 Einwohner und die nahe Stadt Sagaing 50 000, darunter viele Chinesen. Auf dem Wege nach Amarapura sieht man eine prächtige Pagode, in welcher Buddha als Hahn dargestellt ist. Der Hahn oder goldene Vogel, sagt die Legende, kratzte hier den Hügel aus der Erde, und darum ist die Stätte heilig. Amarapura selbst (der Name bedeutet: Stadt der Unsterblichen), obwohl im Jahre 1823 durch Feuer verbrannt, ist in ihren damals verschonten Vorstädten so groß als Ava. Tausende von Chinesen sind hier ansässig und treiben Handel mit ihrem Vaterlande, von wo häufig große Karawanen von Kaufleuten aus Yünnan in Amarapura eintreffen. Viel weiter nach Norden hinauf liegen die seit 800 Jahren schon in Trümmer gesunkenen Städte Alt-Pagan und Tagung (Tagaung), die, samt ihren Pagoden und Mauern dicht von undurchdringlichen Dschanglen überwachsen, nur noch eine Behausung der Tiger und Elefanten sind. Nördlich davon im Grenzlande liegt Banmo und noch weiter hinauf in den Bergen Mogaung. Hier leben in hohen Gebirgsthälern die Schyan, und auf steilen Berggipfeln inmitten ihrer Felder die den Karenen verwandten Kathyan, durch deren Wildnisse der Weg nach Assâm führt. Banmo selbst oder Bamo liegt in einem weiten fruchtbaren Thale, über welches im Norden und Osten eine hohe blaue Gebirgskette hereinblickt, die Grenzmauer gegen China, über welche ein Paß führt, der an einer Stelle, wo der Berg senkrecht am Pfade aufragt, während auf der andern Seite ein Abgrund gähnt, nur mit Gefahr zu passiren ist. Man läutet daher, ehe man in den Eng-

[1]) Die damalige Hauptstadt. Die heutige ist Mandalê (lay) nördlich von Amarapura, mit 90 000 Einwohnern. Sie ist in Quadraten angelegt, aus deren Mitte sich der über den Thronsitz des Königs errichtete Spiralthurm mit sieben Windungen in goldenen Verzierungen erhebt. Die Umgegend schmücken Klöster und Pagoden. Fruchtbare, kornreiche Felder umgeben die Stadt auf allen Seiten. (Klöden III, 242.)

paß eintritt, mit einer Glocke, um jenseits desselben herziehende Wanderer zu warnen, weil eine Begegnung in der Enge, da man nicht umkehren und ausweichen kann, ins Verderben führt. Hier gehen die Karawanen nach China, und hier kam ein chinesisches Heer vor 110 Jahren herüber, von welchem, da es sich im Uebermuthe zerstreute, 40 000 Mann bei Bamo von den Barmanen niedergemetzelt wurden, deren Gebeine in unserm Jahrhundert noch zu sehen waren.

Nachdem wir so bis zum höchsten Norden des Barmanenlandes hinaufgestiegen, machen wir von der im 17. Jahrhundert noch großen und prächtigen, 1767 durch Alompra dem Boden gleich gemachten und erst 33 Jahre später theilweis wieder aufgebauten, den Anblick entschwundener Herrlichkeit bietenden Stadt Pegu[1]), der einstigen Hauptstadt des gleichnamigen mächtigen Reiches, noch einen Ausflug nach dem Osten und Süden des Landes. Von Pegu an dehnt in östlicher Richtung eine ungeheure, mit dichtem Buschwerk bewachsene und von allen Arten wilder Thiere belebte Ebene sich aus. Der zwei Tagereisen von Pegu entfernte Kubanfluß, an dessen östlichem Ufer die von ein paar Dörfern umgebene Stadt Tschittong liegt, ist 200 Klafter breit und sehr tief. Die nach Osten gelegene Bergkette ist mit Wald und Wild bedeckt, und nur an ihrem Fuß trifft man zerstreute Hütten der Karenen. Zwölf Tagereisen südöstlich von Pegu liegt die Stadt Martaban, und einige Meilen südlich von dieser der bedeutende Seehafen Amherst, an welchem die Engländer eine blühende Niederlassung gegründet. Weiter nach Süden an der Küste kommen wir nach Moulmein (Maulmeng, Molmeng), 1826 noch eine waldige Einöde mit wenigen Fischerhütten, 1849 schon eine blühende Stadt von 60 000 Einwohnern, deren Handel zwischen 3 und 4 Millionen Pfund beträgt. Moulmein hat einen lebhaften Handel und Freihafen, wohin von Mergui, Tavoy, Pinang, von Rangun, Kalkutta und Madras Schiffe kommen. Chinesen und Hindu, aber auch die verschiedenen christlichen Konfessionen haben hier ihre eigenen Gottesdienste. Neue und uralte Pagoden sieht man in Stadt und Umgegend emporragen, in beinahe 30 Klöstern leben 500 Buddhapriester, heilige Banianenbäume, die man öfters bei Nacht beleuchtet sieht, werden sorgfältig gepflegt. An dem Flusse gleichen Namens liegt etwa unter dem 13.° n. Br. die Stadt Tavoy (Tewoi) mit ihren vielen Klöstern, Pagoden und Götzenbildern, darunter viele von Alabaster, der in der Nähe von Ava gebrochen und verarbeitet wird. Der nordöstliche Theil der Stadt ist besonders den heiligen Gebäuden gewidmet. „Mangobäume, Dschâk- und andere Fruchtbäume wachsen in solcher Menge zwischen den Häusern, daß Tavoy mehr einem großen Haine gleicht, worin Hütten zerstreut liegen, als einer Stadt; aber in jenem Theile der Stadt wird der Hain ein Wald, von zahllosen gepflasterten Fußwegen, welche zu den heiligen Oertern führen, durchschnitten. Alles, was man hier sieht, Mauern, Wege, Gebäude, trägt das Gepräge des Götzendienstes; selbst unter den Bäumen, besonders den Banianen, findet

[1]) 10 Meilen nordnordöstlich von Rangun.

man heilige Sitze, 6—8′ ins Gevierte, 4—5′ hoch, aus Ziegeln gebaut, und an den besonderen Götzentagen bedecken besonders die Frauen diese Götzenthrone mit Lilien und anderen Blumen.“ Die durch und durch aus Mauerwerk bestehenden, keinen inneren Raum bietenden Pagoden, deren hier an 1000 sein sollen, und von welchen die größte bei einem Durchmesser von 50′ eine Höhe von 150′ hat, bestehen gleichfalls aus Backstein mit Mörtel überzogen, und sind manche von unten bis oben übergoldet. Auf dem früher zu Siam gehörigen, 1793 aber an Barma abgetretenen und 1826 an England übergegangenen Theil der Küste [1]) endlich, an der mittleren Hauptmündung des ebenso genannten Flusses, südlich von Tavoy, liegt die Stadt Mergui, von den Eingeborenen Bike genannt. Gerade vor ihr breitet sich eine schöne Insel aus, durch welche die Flußmündung zu einem sichern Hafen wird. Auf einem steil am Ufer sich erhebenden Hügel stehen die schönen Häuser der Engländer und ganz oben mehrere Pagoden, die man über Stadt und Hafen, ja weithin im offenen Meere glänzen sieht. Der landeinwärts gehende langsame Abfall des Hügels ist dicht mit Häusern der Eingeborenen in regelmäßigen Straßen besetzt, die im Schatten eines Waldes von schönen Bäumen liegen, unter welchen die Kokospalme, der Dschak und die Papaya prächtig emporragen. Hier waren, als Mergui noch unter siamesischer Herrschaft stand, im Jahre 1687 alle Engländer niedergemetzelt worden. Es wird ein ziemlich lebhafter Handel getrieben mit rothfärbendem Sapan- oder Japanholz, Matten, spanischem Rohr, Seemuscheln, Schildkrötenschalen und eßbaren Salanganennestern. Die einst von den Barmanen erbauten Festungswerke sind verschwunden, ihre Backsteine zu anderen Bauten verwendet. Die Bevölkerung des reizenden Landes war infolge der Greuelthaten des letzten barmanischen Vizekönigs, durch die an 50 000 Menschen zur Auswanderung genöthigt wurden, bis auf etwa 10 000 Seelen herabgesunken, ist aber in raschem Zunehmen begriffen. Viele Chinesen haben sich hier niedergelassen und mit barmanischen Frauen verheirathet. Sie sind die nützlichsten Handwerker und Kaufleute, aber darum höchst verderblich, weil Arak und Opium ihnen auf dem Fuße folgen. Ihre Ueberlegenheit über die andern Völker des Ostens, mit denen sie sich vermischt haben, tritt übrigens auch hier dem Fremden auffallend entgegen. Außer vielen Kyungs (Klöstern) und Pagoden sieht man in Mergui auch vier Moscheen für die Muhammedaner und eine römisch-katholische Kapelle mit einem Priester für die 400 portugiesischen Christen. Die Mergui-Inseln, die sich längs der Küste 50 Stunden weit ausdehnen, sind unbewohnt, obgleich ihr Boden fruchtbar sein soll, und südlich von ihnen liegt die etwa 22 Stunden lange und 6 Stunden breite Insel Jack Seylon (Dschak Silon) oder Salanga, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande geschieden. Sie bildet die südlichste Spitze des ehemaligen

---

[1]) Er wird als Tenasserim in engerem Sinne bezeichnet, während dieser Name jetzt auf den Küstenstrich und selbst die nördlich von demselben gelegenen Distrikte Anwendung findet.

barmanischen Gebiets, wird von Malayen, Chinesen, Siamesen und Barmanen bewohnt und besitzt ansehnliche Zinnminen, die von den Eingeborenen bearbeitet werden.

6. Die Karenen.

Wir kommen nun zu dem eigenthümlichen Völkchen, das ethnographisch stark verschieden von den bisher betrachteten Völkerschaften Barma's unter harter politischer Bedrückung lange Zeit in den Waldgebirgen versteckt geblieben war, bis es unter dem freundlichen Regiment der Briten sich hervorwagte und aufzuleben begann. Gleichzeitig mit diesem Umschwunge wurden die Karenen berührt von der Verkündigung des Evangeliums und boten diesem bald einen so fruchtbaren Boden dar, wie dies kaum auf irgend einem andern Felde der Mission der Fall gewesen ist.

In ihrem ganzen Umfange ist die Familie von Völkerstämmen, die wir unter dem Namen Karenen zusammenfassen und die nicht blos auf Barma beschränkt, sondern über einen großen Theil der hinterindischen Halbinsel verbreitet ist — bei weitem noch nicht erforscht worden. Selbst in der chinesischen Provinz Yünnan finden sich wahrscheinlich Angehörige dieser Familie in den schon von Marco Polo als Karaian erwähnten Ureinwohnern. Auf die verschiedenen Namen, die bald Karayan, bald Kariang oder Karyen, Karean, Kärĕn lauten, brauchen wir nicht näher einzugehen; die Einheit der verschiedenen Formen leuchtet durch. Auch die ethnographische Stellung dieser Stämme ist noch keineswegs endgültig erforscht. Früher wollte man sie als Angehörige der kaukasischen Rasse mitten unter den Indochinesen ansehen — neuerdings werden sie für Mongolen gehalten. Früher hielt man sie für die Ureinwohner Hinterindiens, die von späteren Eroberern in die Wälder zurückgedrängt wurden — jetzt sieht man sie als Einwanderer aus dem südlichen China an. Auch die statistischen Angaben gehen noch weit aus einander und schwanken zwischen 300 000 und 1 Million. Früher wurde eine größere Anzahl von Karenenstämmen als von einander scharf geschieden aufgeführt wie Bghai, Paku, Gekho (Gaikho), Mophga, die Rothen Karenen u. s. w. Jetzt hat sich herausgestellt, daß alle diese Unterschiede sich unter die Zweitheilung der Sgau und Pwo subsummiren lassen. In mancher Beziehung aber bleibt der Forschung über die Karenen noch vielfach die Thür offen. Viele Züge, die sie mit den Bergvölkern Vorderindiens gemeinsam haben, und manches, was sich auch bei Stämmen der Inseln des Indischen Archipels wieder findet, dürfte weitere Beachtung verdienen.

Trotzdem, daß vielfach die ins Auge springende Verschiedenheit der Karenen von den Barmanen erwähnt wird, finde ich keine eingehendere vergleichende Beschreibung der physischen Eigenthümlichkeiten der beiden Nationalitäten. Die früheren Schilderungen sind meist sehr oberflächlich, wie z. B.: „schöne Gestalt, edle Gesichtsbildung und hellere Farbe als die der Barmanen;“ oder: „schön gebaut, athletisch, von bester

Gesichtsbildung, voll edeln Anstandes." Hiernach können wir uns keine bestimmte Vorstellung von der Körperbeschaffenheit der Karenen machen. Etwas genaueres sagt uns neuerlichst Missionar E. B. Croß in Taungû [1]), indem er folgendermaßen den Unterschied der beiden Hauptstämme der Karenen beschreibt.

„Der Pwokarene ist durchschnittlich 5 Fuß 4—7 Zoll hoch, hat breite Schultern, ein breites, etwas dunkleres Gesicht als der Sgaukarene, eine kurze ziemlich platte Nase, große hervorstehende, jedoch nicht tiefgeschlitzte Augen, große, dunkle Augenbrauen und Wimpern. Seine Glieder sind groß und kräftig, seine Waden wohlgeformt. Sein ganzer Körperbau zeugt von Kraft, sein Gewicht beträgt ungefähr 130 Pfund. Der Sgaukarene dagegen ist etwas schlankerer Gestalt und leichteren Gewichts, hat kürzere Schultern, schmäleres Gesicht und dünnere Lippen. Die Augen sind ähnlich wie bei dem Pwo, die Brauen und Wimpern dagegen nicht so auffällig, wie bei jenem."

Ueberblicken wir hier sogleich einigermaßen die Vertheilung der Karenenstämme im Barmanenlande.[2]) Die in den südlicheren Gebieten lebenden Stämme waren einst hart bedrückt unter dem Joche der Barmanen, von dem sich diejenigen der nördlichen Provinzen mit Erfolg freigehalten hatten. Die Folge davon war, daß diese einen wilderen Charakter zeigten, während jene ein schüchteres, scheues Geschlecht waren. Auch in diesen südlichen, nun unter dem milden Scepter Englands stehenden Gebieten findet sich der Unterschied der Sgau- (Pschga-) und Pwostämme. Die Maunipgha, Paku und Wewa, dann die Bghai, mit den Prai und die Rothkarenen gehören zu der ersteren Familie, während die eigentlichen Pwo, die Taru Mophga und Taungthu zu den letzteren zu rechnen sind. Die (eigentlichen?) Sgau sind am zahlreichsten. Man findet sie nicht nur in Mergui, Tavoy, Ye und Tenasserim in ihren zerstreuten Sitzen bis zur Wasserscheide des Menam und des Salwên, sondern auch im Thale des letzteren Flusses und des Sittang und auf dem Hochlande von Pegu bis hinauf nach Prome und Taungu, während einige wenige bis nach Arakan gewandert sind. Man nennt sie auch Weißkarenen, von ihren weißen, nur unten rothgestreiften Kitteln. Die Bghai, fast wohl die unkultivirtesten aller Karenen, wohnen fast ausschließlich zwischen dem Sittang und dem Salwên. Der größere Theil der civilisirteren Pwo lebt mit anderen Stämmen vermischt von Mergui bis über den Sittang hinaus mehr in der Ebene als im Gebirge. Einige ihrer Stämme tragen, wie ein Theil der Bghai, kurze Hosen; andere ein weißes Hemd mit Stickereien am Rand.

Gehen wir den Salwên und Sittang weiter aufwärts, so treffen

---

[1]) The Karen as a race, in der Indian Evangelical Review, Bombay 1875. Vergl. die Bearbeitung von Eppler in der Allgemeinen Missionszeitschrift, Februar und März 1879. Für die folgende Darstellung ist dieser Artikel als das Neueste von diesem Missionsgebiete in ausgedehnter Weise benutzt worden.

[2]) Nach Basler M.-Magazin 1864. S. 63 ff.

wir bald auf die nördlichen Stämme, zunächst die Paku, die man an dem in jedem Dorfe anders gestickten Hemdenrande erkennt. Unter den stetigen Fehden zwischen den einzelnen Dörfern wurden sie vielfach eine Beute der berittenen Rothkarenen. Neben den Paku auf den Höhen bewohnen die Maunipgha den südöstlichen Theil der Provinz Taungu. Nördlich von beiden und nordöstlich weit über die Provinz hinaus wohnen Bghai, an den senkrechten rothen Streifen ihrer Kleider erkennbar. Doch theilen sie sich nach ihrer Tracht wieder in kurze Hosen tragende und Kittel tragende. Jene werden von den Barmanen nicht mit Unrecht Wildkarenen genannt. Sie rühmen sich, niemals einen Tribut an die barmanische Regierung gezahlt zu haben, während die Kittelträger sich dem Joche beugten. Obgleich von den Dörfern der letzteren nur eine kleine Tagereise entfernt, haben sie niemals einem Barmanen, der in ihrem Gebiete erschien, zurückzukehren erlaubt. Auch die britische Herrschaft über sie blieb lange Zeit nur nominell. Die wildesten aller Karenenstämme aber sind die Rothkarenen. Sie haben ihren Namen von ihren rothen, mit senkrechten schwarzen oder weißen Streifen versehenen Hosen, auch tragen sie einen rothen Turban. Kriegerisch, doch kultivirter als die übrigen Karenen, das lebensvollste aller dieser Bergvölker, haben sie in ihren unzugänglichen Waldrevieren auf dem Kalkgebirge seit alten Zeiten einen unabhängigen Staat gebildet, unter einem Oberherrn, Saubwa genannt. Hier waren sie ein Schrecken für Barmanen und Schan, indem sie mit Speeren und vergifteten Pfeilen bewaffnet fort und fort auf Plünderung und Menschenfang ausritten. Jeder Mann hat sein Pferdchen und daneben Vieh in Ueberfluß. Die erbeuteten Menschen verkauften sie, soweit sie ihrer nicht selbst bedurften, als Sklaven und zwar Barmanen an Schan und umgekehrt. Erst in neuerer Zeit ist die eine Abtheilung, die der östlichen Rothkarenen, unter barmanische Herrschaft gelangt. Die Unterwerfung der westlichen wurde britischerseits verhindert.

Andere jener wilden nördlichen Stämme sind bisher noch weniger als die hier genannten erforscht worden, daher wir nicht näher auf sie eingehen.

Die Sprache der Karenen gehört zu den einsilbigen wie die andern hinterindischen Sprachen. Was bei uns durch Flexion bewirkt wird, wird dort durch Zusammenfügung von jenen einsilbigen Stammwörtern, die das Sprachmaterial ausmachen, bewirkt, so daß von Deklination und Konjugation also gar keine Rede ist. Die Elemente, aus denen sich jene einsilbigen Wörter aufbauen, sind nicht blos wie bei uns Konsonanten und Vokale, sondern verschiedene Modulationen des Tons, durch die ein uns ganz identisch erscheinendes Wort die verschiedenste Bedeutung erhält. Näheres darüber werden wir in einem der folgenden Abschnitte bei Charakterisirung der chinesischen Sprache zu sagen haben. — Trotz der vielen dialektischen Verschiedenheiten ist die Karenensprache wesentlich dieselbe. Nur die Aussprache bildet den fundamentalen Unterschied, nach dem sich auch in dieser Beziehung die verschiedenen Stämme entweder mit den Sgau oder den Pwo klassifi-

ziren lassen.[1]) Daß die große Zersplitterung des Volkes die weitere Entwicklung von Besonderheiten in den getrennten Clans begünstigte, versteht sich von selbst. — Man wird ermessen, welch eine Riesenarbeit den ersten Missionaren oblag, da sie diese bisher gänzlich ungeschriebene Sprache zur Schriftsprache erheben sollten. — Die erwähnte Zusammenfügung von Wörtern geschieht übrigens nicht immer durch unmittelbares Nebeneinanderstellen. Oft sind jene dem Sinne nach zusammengehörigen Wörter durch andere dazwischen geschobene getrennt. Jedes Wort aber hat sein „synonymes Pendant", durch dessen Beifügung der Begriff erst recht klar ausgedrückt wird. Es gibt dies der Sprache eine eigenthümliche Fülle sowie Bestimmtheit, welche Mißverständnisse verhütet. Auch der Parallelismus der Glieder, der durchweg die Poesie der Karenen beherrscht, hängt damit zusammen.

„Als man die Karenen kennen lernte, waren sie ein versunkenes und grausames Geschlecht. Das Leben eines Menschen schien ihnen wenig mehr werth, als das eines Thieres. Obwohl äußerst träge von Natur, nöthigt sie ihre Lebensweise wenigstens auf einige Monate im Jahr zu harter Arbeit. Die Frauen zeichnen sich, wie einst bei den alten Germanen, durch Fleiß vor den Männern aus, und sie sind es, die vornehmlich für den Lebensunterhalt sorgen. Uebrigens sind die Karenen, was ihre Nahrung betrifft, nicht sehr wählerisch. Sie essen alles ohne Ekel, selbst Raupen, Eidechsen, Schnecken u. s. w. — In ihrem heidnischen Zustande befehdeten und beraubten sie sich gegenseitig. Sie lebten auf stetem Kriegsfuße.[2]) Man kann sagen, so viele Dörfer und Häuptlinge sie hatten, in so viele feindliche Parteien waren sie gespalten. Selten jedoch war ein Häuptling mächtig genug, das Land seines Nachbars an sich zu reißen. Oft aber wurden die Fehden erst mit Ausrottung der Gegenpartei beigelegt. Als die Missionare sie in der Gegend von Taungu kennen lernten, führte ein Dorf Krieg gegen das andere. Zuweilen standen auch mehrere in einem Schutz- und Trutzbündnisse, das jedoch selten über Familienverwandtschaft hinausging. Auf dem Wege zu jedem Dorfe waren heimliche Fallen gelegt, Speere und gespitzte Bambus so in den Grund gestoßen, daß der Feind sich die Füße verwunden sollte. Die Wohnungen der Dörfler bildeten eigentlich ein großes Haus, wie die Arche Noahs, mit verschiedenen Kammern. So waren sie wie zum gemeinsamen Angriff zur gemeinsamen Vertheidigung oder zur gemeinsamen Flucht bereit. Ihre Furcht vor einander nahm alle möglichen Gestalten an. Näherte sich jemand aus einem andern Dorfe, oder sonst ein Unbekannter, so mußte er zu-

---

[1]) Das Pwo schließt viele seiner Wörter mit Konsonanten, während das Sgau keinen Schlußkonsonanten duldet. Darin beruht die außerordentliche Weichheit dieses Dialektes, während der andere durch viele Kehl- und Nasallaute etwas Hartes hat, ohne jedoch gerade das Unangenehme einer näselnden Aussprache, wie sie hier und da bei uns vorkommt, an sich zu tragen.

[2]) Die bei diesen Stämmen geltende Blutrache trug viel dazu bei. Diese Angaben beziehen sich jedoch nur auf die oben unterschiedenen nördlichen Stämme, welche Missionar Croß vor Augen hatte, die südlichen Karenen werden wir bald ganz anders kennen lernen.

vor das Signal seiner Ankunft geben, oder er wurde als Spion zum Tode gebracht. Ohne Zustimmung des Dorfhäuptlings durfte er nicht wieder weggehen, wenn er nicht gleicherweise sein Leben verwirken wollte. Man würde ihm nachgejagt und ihn erwürgt haben. Dieser Brauch brachte den ersten eingebornen Karenenmissionaren nicht geringe Schwierigkeiten und Gefahren."

Zuweilen wird eine Fehde durch eine Art Gottesurtheil beigelegt. Jede der streitenden Parteien wählt einen aus ihrer Mitte. Beide werden an einen tiefen Fluß gebracht, treten ins Wasser und tauchen unter. Welcher nun zuerst seinen Kopf wieder hervorsteckt, um Athem zu schöpfen, der wird als der schuldige Theil und seine Partei als besiegt erachtet. Er selbst und was er besitzt wird Eigenthum des siegenden Theils und damit ist die Sache für die nächste Zeit abgethan. — Ein Gefangener kann den Versuch machen, seine Freiheit zu erlangen, indem er einen Freund als Sachwalter mit Namen ruft. Es ist eine geheiligte Sitte, das Schiedsurtheil des Gerufenen, das gewöhnlich auf einen Vergleich hinausläuft, gelten zu lassen.

„Regelmäßigen Landbau treiben die Karenen nicht. Jedes Dorf besitzt als solches das umliegende Land in einer Entfernung von 5—6 englischen Meilen. Auf diesem Umkreise wechselt das Dörflein jährlich oder alle zwei Jahre seine Lage, einmal um das unerträgliche Ungeziefer los zu werden, das sie in ihrer Unreinlichkeit und in ihrem Schmutze plagt, fürs andere um ihren zukünftigen Reisfeldern näher zu sein. Ist der Ort der Niederlassung gewählt, so macht sich das ganze Dorf an die Ausrodung des Dschangel, des wildverwachsenen Sumpf- und Waldgestrüpps, das zwischen höheren Bambus und andern Waldbäumen üppig sproßt, die gleichfalls niedergehauen werden. Diese Arbeit fällt in die Monate Januar bis März. Im April wird das Ganze angezündet, und weithin wogt das Feuermeer. Die zurückbleibende Asche ist der Dünger des Landes. Die Regenzeit ist da und Reis und Yams, Baumwolle und Oelpflanzen werden gesät, welche reifen, ehe der Boden mit dem alten Wildwuchs wieder überwuchert ist, der dann in 5 bis 7 Jahren in voller Ueppigkeit wieder das Land bedeckt, wo dann die alte Kulturmethode von neuem beginnt. In dieser Zwischenzeit an diesen Wildwuchs Feuer anzulegen, sei es aus Fahrlässigkeit oder aus Absicht, gilt als ein ebenso großes Verbrechen, als das Haus des Nachbars anzuzünden, und wird ebenso bestraft. Aus solchen Brandstiftungen im Dschangel entstehen nicht wenig bittere und blutige Fehden. Der Schadenersatz muß auf alle Fälle geleistet werden; aber der Streit hat damit noch kein Ende. Im Gegentheil, ein Feuer der Rache und Gegenwehr brennt auf, das ähnlich den Dschangelbränden mit der räumlichen Ausdehnung auch an Intensität wächst."

„Was die Kleidertracht anlangt, so herrscht durchweg eine große Aehnlichkeit unter den verschiedenen Stämmen, die jedoch da und dort

---

[1]) Die Reiskultur ist hier einfacher als anderswo. Man macht mit einem spitzen Stocke Löcher in den Erdboden und läßt einige Körner Reis hineinfallen — das ist alles, was zur Bestellung nöthig ist.

durch Nachahmung der Barmanen- oder Schantracht etwas verändert wird. Die Männer tragen einen Sack mit zwei Oeffnungen für die Arme und einer dritten für den Kopf. Die Bghai und Rothkarenen fügen noch kurze Hosen hinzu von verschiedener Farbe, wie schon oben bemerkt, das Abzeichen verschiedener Stämme. Die Kleidung der Frauen ist gleichfalls sehr einfach. Sie tragen eine Art Ober- und Unterkleid. Jenes ähnelt dem Sack der Männer, ist hübsch mit Stickereien geschmückt und reicht bis an die Knie; dieses fällt bis auf die Füße herab. In Gegenden, wo Seide gebaut wird, sind sie mit solcher durchwirkt, sonst mit andern Stoffen geschmückt, die sie in Form von kleinen Knöpfchen geschickt hineinzuarbeiten verstehen. Eine besondere Vorliebe haben sie für glänzende Farben, besonders für das Roth in verschiedenen Schattirungen. — An den Festtagen schmücken die Männer ihre Turbane und Ohren mit hellfarbigen Blumen, so z. B. mit verschiedenen Arten des Amaranth und der Dotterblume (Leontodon? Calendula?), die sie zu diesem Zweck mit auf ihren Reisfeldern kultiviren. Sonst lieben die Frauen, zumal die der civilisirteren Stämme, noch weniger als ihre Männer auffallenden Schmuck, was Missionar Croß gern als ein Zeichen natürlicher Bescheidenheit betrachten möchte. Ein recht abenteuerlicher Schmuck aber begegnet uns noch beim Pwostamme. Hier werden cylinderförmige Knöpfe aus gefärbtem Holz als eine Art Ohrringe getragen, oft so groß, daß sie ans Absurde streifen. Außerdem schmücken die Frauen Nacken und Beine mit Messingkettchen, manchmal von solchem Gewichte, daß es verwunderlich ist, wie sie nur ihren Hals zu drehen oder irgend eine Arbeit zu thun vermögen."

Sehen wir uns nun die Dörfer der Karenen und ihre Lebensweise in denselben etwas näher an[1]), indem wir uns hierbei den südlichen Stämmen zuwenden, die, wie gesagt, von den bisher geschilderten nördlichen Stämmen vielfach abweichen.

Schwer ist es, den Weg zu solch einem im Waldgebirge versteckten Karenendorfe zu finden. Noch jetzt ist es vielfach so, wie es einst Missionar Boardman schilderte: „Die Pfade laufen nicht selten," sagt er, „über Abgründe, Felsklippen, gefährliche Bergwände, durch tiefe Schluchten, gehen dem viel geschlängelten Lauf eines Baches meilenweit nach, über den man unzähligemal setzen und in dessen Wasser man oft eine Stunde lang bis an die Knöchel waten muß; Brücken gibt es gar nicht, und nicht selten ist man genöthigt, besonders in der Regenzeit, durch beträchtliche Flüsse zu setzen oder zu schwimmen, so daß in dieser Zeit das Reisen in diesen Gegenden oft fast unmöglich wird. Der Wanderer schläft nicht selten in freier Luft in den Wäldern, wo, abgesehen von Insekten und Gewürm, der Tiger, das Nashorn, der wilde Elefant seine Lage sehr gefährlich machen. Und nach all diesen Gefahren und Beschwerden trifft man dann 10, 20 bis 30 Häuser an

[1]) Ergänzungen nach Eppler im Basler M.-Magazin 1864, S. 68 ff.

und muß von ihnen bis zu dem nächsten ähnlichen Dorfe sich abermals meilenweit durch die Wildniß arbeiten."

Auf dem in der gewaltigen Regenzeit so nassen Boden Hinterindiens wohnen die Karenen in Hütten, die auf Pfosten sechs Fuß und mehr über dem Boden erhaben sind und auf Leitern, das heißt auf Baumstämmen, die mit einer Reihe tiefer Kerben versehen sind, bestiegen werden. In neuerer Zeit aber haben auch die Karenen unter der ihnen wohlgesinnten britischen Regierung angefangen, sich in zugänglicheren Lagen anzusiedeln, und hier und da zeigt ein gut angelegter Weg, wie das Land seit Boardmans Zeiten doch Fortschritte gemacht hat.

Hier bei den südlichen Stämmen finden wir nicht jene langen kasernenartigen Gebäude der nördlichen Gebiete. Jede Familie hat ihr eigenes Haus. Meist ist dasselbe von einer Veranda umgeben, die vor den glühenden Sonnenstrahlen schützt, aber auch in der nassen Zeit das strömende Regenwasser möglichst von der Wohnung ableitet. Diese besteht aus einem einzigen Raum, zu dem nur ein niederer Eingang Zulaß gewährt. Von Fenstern gibt's keine Spur; doch dringt zwischen den Lücken des Bambusgeflechtes, aus dem die Wände bestehen, immer noch hinlängliches Licht ein. Von einem Besuche zweier Missionsfrauen in solchem Dörflein lautet der Bericht folgendermaßen:

„Endlich sahen wir uns in der Mitte des Dörfchens. Die Weiber und Mädchen warfen ihre Reisstößel weg, und die Männer gafften uns an, als hätten sie nie zuvor ein weißes Gesicht gesehen. Die Häuser waren Schuppen, 10 bis 12 Fuß über dem Boden auf hohen Pfosten stehend, und an jedem ein eingekerbter Balken, an dem man hinaufstieg. Unterhalb der Wohnungen wälzten sich in voller Kothseligkeit gemästete Schweine und quakende Enten, und unter demselben Schatten saßen auch die Töchter und Weiber der Karenen und woben Baumwolle auf ihren Webstühlen. Das Material dazu verschaffen sie sich durch Austausch von Reis in den barmanischen Städten, denn sie sind große Reispflanzer. Einen oder zwei Büffel sahen wir an einem langen Strick an den Pfosten gebunden. Die Nachricht von unserer Ankunft war zu den Ohren derer gedrungen, die am äußersten Ende des Dorfes wohnten. Die Weiber eilten herbei und wollten gern unsere Füße und Arme sehen, um sich zu überzeugen, daß die weiße Farbe unserer Gesichter nicht durch Schminke bewirkt sei. Sie denken sich nämlich die „Nats" oder bösen Geister als weiß, und glaubten, wir seien aus dem Lande der Nats gekommen; wir sahen uns genöthigt, die Zudringlichen sanft hinwegzudrücken, bis man uns in ein Haus nöthigte." — Die Karenen ziehen Schweine und Geflügel in Menge, und da sie keine Buddhisten, sondern Dämonenanbeter sind, so hindert sie kein Glaube an die Seelenwanderung, Thiere zu tödten und von deren Fleisch zu leben. Sie fürchten nicht, die Seele ihres verstorbenen Vaters oder Großvaters aus ihrer Wohnung zu jagen, indem sie ein Schwein schlachten, ein Huhn tödten, einen Fisch fangen, oder einige von den Schaaren von Affen und Eichhörnchen schießen, die in ihren Wäldern schwärmen. Wie schon erwähnt, sind die Karenen vor keiner

Speise ekel. Selbst das Fleisch krepirter Thiere verschmähen sie nicht. Auch im übrigen sind ihre Bedürfnisse mit erstaunlich wenigem befriedigt. Eine Betelbüchse, die oft nichts als ein Stück Bambusrohr ist, ein Häufchen Reis, ein Bambuskorb für jedes Familienglied, um Lasten darin zu tragen, ein Becher, ein Reis- und ein Currytopf, ein höchst einfaches Spinnrad, Messer und Axt, eine Matte von Baumblättern, ein halb Dutzend Wassereimer von Bambusrohren, ein beweglicher Feuerheerd: das sind die Werkzeuge und Bequemlichkeiten einer Karenenhütte. Ihre einzige Sorge auf der Welt ist, einiges Geld zu sammeln, um die Abgaben zu zahlen, unter denen sie seufzen.

„O, du bist ein Karene!" so pflegen die Barmanen mit souveräner Verachtung zu sagen, und in der That werden die armen Karenen unterdrückt und geplagt genug. „Meine Landsleute," schreibt der Nationalgehülfe Sa-Quala zu Tavoy an den Oberstatthalter nach Kalkutta, „sind Söhne des Waldes, ohne Ohr und Kopf; sie liegen allenthalben herumgestreut wie die Quellen im Thale. Fallen sie in die Hände der Siamesen, so werden sie die Sklaven der Siamesen; fallen sie in die Hände der Barmanen, so werden sie die Sklaven der Barmanen. Sie müssen Boote ziehen, Rattan (Rotang, spanisches Rohr) schneiden, Damarharz, Kardamom, sowie auch Bienenwachs suchen, den Bäumen die Rinde abreißen und Stricke daraus machen; sie müssen die Städte reinigen, Holz tragen und breite Teppiche weben. Ueberdies sollen sie ihren Gebietern Elefantenzähne, Rhinozeroshörner, Yams, Ingwer, Fleisch und eine Menge Gemüse zubringen. Die Männer sind derart mit Frohnarbeiten geplagt, daß ihnen in Monaten kaum einige Tage bleiben. Die Sorge für die Familie liegt auf den Schultern der Weiber; Mädchen wie Frauen werden nicht selten entführt und gemißbraucht. Um diesen und andern Schändlichkeiten zu entgehen, fliehen meine armen Karin in die Schlupfwinkel schwer zugänglicher Gebirge, in Moräste und dichte Waldungen." Jetzt ist's auch in dieser Hinsicht anders geworden.

Die Karenen sind echte Naturkinder. Andern unkultivirten Völkern stehen sie an Kraft und Energie weit nach. Schüchternheit und Unentschlossenheit ist ein Hauptzug ihres Charakters. Sehr bezeichnend ist eine ihrer Mythen, die erzählt, als ein höheres Wesen die Bücher und die Schriftsprachen an die Völker der Erde vertheilt habe, sei ein knurrender Hund herbeigekommen und habe ihnen ihre Bücher weggeschnappt. Eine andere Fassung dieses Mythos ändert freilich die Sache dahin, daß, als Gott seinen Willen und seine Gesetze auf eine Büffelhaut geschrieben allen Menschen vorgelegt habe, damit jedes Volk sich eine Abschrift nehme, da seien die Karenen gerade mit ihrer Ackerarbeit beschäftigt gewesen und hätten keine Zeit zum Abschreiben gehabt. Daher seien sie so unwissend geblieben.

Lesen lernten sie früher nur selten. Sa Quala sagt: „Wenn sie lesen lernen wollten, gingen sie zu den Barmanen oder Siamern oder in die Kyaung der Taleng. Aber da mußten sie rings um die Pagode das Unkraut ausjäten, mußten Backsteine führen, um neue zu bauen, mußten ausgehen und um Nahrung betteln. Dabei wurden sie

geschlagen und gepeitscht, so daß sie nimmer gut lernten.“ Dennoch sind sie sehr lernbegierig und haben eine gute Fassungsgabe. Den Alten freilich geht alles viel schwerer ein; aber vom jungen Volke rühmen die Missionare, daß sie so hellen und intelligenten Geistes seien, wie die europäischen Kinder. — Es finden sich auch manche Züge eines edeln Sinnes bei diesem Naturvolke. Hier steht Gastfreundschaft oben an, in scharfem Gegensatze zu den Barmanen. Von Geiz wissen sie nichts. Wohlthätig zu sein ist ihnen Freude. Wahrhaftigkeit, Treue, Einfalt und Redlichkeit sind bei ihnen in größerem Maße zu finden als bei den indischen Völkern. Das Verhältniß der Geschlechter ist kein sklavisches. Der Sitte der Väter treu hat der Karene gewöhnlich nur eine Frau. Die bei Barmanen und Siamern herrschende Vielweiberei erschien ihm von je her als Schmach und Schande. Unkeuschheit der Frauen und Mädchen wird furchtbar hart bestraft und kommt daher nur seltener vor. Die Verheirathung geschieht meistens schon in der Kindheit. Der Schwiegersohn zieht zu den Eltern der Frau, und meist gestaltet sich das Verhältniß zwischen beiden recht gut. Der junge Mann bearbeitet das Feld und pflegt die Schwiegereltern in den Tagen der Krankheit und des Alters.

Es fehlt jedoch nicht an Schatten in dem Bilde der Karenen, wie bereits oben die Blutrache, Menschenraub, Mord und räuberische Ueberfälle erwähnt wurden; wenn auch von diesen Dingen vielleicht nur wenig bei den südlichen Stämmen übrig geblieben war. Aber auch hier wie dort finden wir manche dunkle Flecke des Heidenthums. Um vor den Einflüssen der bösen Geister sich zu schützen, tragen sie allerlei Zaubermittel und Amulete. Ihr Hauptlaster ist die Trinklust. Sie bereiten selbst aus ihrem Reis das berauschende Getränk (Ngapi), das sie bezeichnend „Todeswasser“ nennen. Vor der Thür jedes wohlhabenden Mannes sieht man neben den Schweineställen auch eine Vorrichtung zum Brantweinbrennen. Von jenem „Todeswasser“ opfern sie den Dämonen, denen sie zur Zeit des Vollmonds Feste feiern. Dabei dürfen aber die Frauen und die Knaben unter 12 Jahren nicht zugegen sein. Weil jedoch die Männer bei solchen Gelegenheiten stets sehr weit über die Nüchternheit hinausgehen, so nehmen ihnen die weiseren Frauen zuvor alle Waffen, Speere, Schwerter und Messer ab, soweit sie derselben habhaft werden können, um das voraussichtlich im Rausche entstehende Blutvergießen zu verhindern. Nichts desto weniger sieht man, wenn nach solchen mitternächtigen Schwelgereien die Sonne sich über die Berge erhebt, die Trunkenbolde oft übel zugerichtet, besinnungslos am Boden liegen.

Nur zu einem geringen Theile haben sich die Karenen von dem Buddhismus ihrer Unterdrücker beeinflussen lassen. Es sind dies solche, die in der Ebene wohnten. Sie haben dann natürlich auch Kyaungs (Klöster) und Pagoden gebaut, damit sie nicht in der andern Welt gemäß der Seelenwanderungslehre als Schweine, Hunde oder als Schlangen leben oder gar in der Hölle, nachdem sie zuvor mit Mühlsteinen zerquetscht worden, als Lampendochte brennen müssen. So feiern sie denn auch die Feste des Gaudama, die mit den Veränderungen des

Mondes zusammenfallen. Ein Augenzeuge berichtet davon: „Es war Festtag. Die Dörfler waren in Seide und Baumwolle bunt geputzt und in Familiengruppen vertheilt, deren einzelne Glieder sich durch besondere Trachten unterschieden. Die meisten Karenen haben hier (in Katha am Salwên) die Buddhareligion angenommen und sich mit Taleng (Peguanern) verheirathet, aber die Tracht ihres Stammes beibehalten. Ein einziger Pungyî (Gaudamapriester) nahm stolz die Besuche der andächtigen Karenen an. Er war zugleich Schulmeister des Dorfes. Ein Kegel, nur 10 Fuß hoch, war seine Pagode, neben der Bambus mit Wimpeln geziert gepflanzt waren, um welche Wachskerzen angezündet wurden, wenn der Priester einige Seiten aus dem Rituale seiner Palischriften vorlas. Ein Boot mit einer ganzen, sehr nett gekleideten Familie landete hier, um bei der Pagode ihre Gebete darzubringen. Die Männer waren weniger devot als die Weiber, und schienen schon durch das Opfer einer rothen Wachskerze ihre Schuld abgemacht zu haben. Sie waren nicht wenig verwundert, weiße Fremdlinge zu sehen, die ihnen bis dahin gänzlich unbekannt geblieben. Der Abend wurde von dem jungen Volke mit pantomimischen Tänzen zugebracht, die jedoch ohne alle Grazie, mehr lächerliche Grimassen waren. Die älteren Männer aber führten dann feierliche, pathetische Tänze auf, bis die ganze Versammlung in Bewegung kam und mit Stimmen wie mit Pfeifen und Trommeln einfallend den Zug um das Heiligthum der Pagode und des Bambusgeheges begann, womit der Festabend zu Ende ging.“

Ein anderer Brauch, den die Karenen gleichfalls von ihren buddhistischen Nachbarn angenommen haben, ist die Verbrennung ihrer Todten, die ursprünglich nicht karenisch ist, wie denn die Bghai noch immer ihre Todten in Särgen bestatten und auch die andern Stämme sich dieser Sitte aus alter Zeit erinnern. Stirbt ein Familienmitglied, so wird, da sie den Tod den Dämonen zuschreiben, die bisherige Wohnung den Waldthieren überlassen und das Zelt an einem andern Orte aufgeschlagen. Ueberhaupt ist jeder Todesfall ein Schrecken für die Karenen. Hört man davon, so läßt der Mann die Axt, die Frau das Weberschifflein, das Kind sein Spielzeug fallen und für heute ruhen. — Ist der Leichnam verbrannt, so wird gewöhnlich der verkohlte Rückgrat aus der Asche genommen und später bei einem Feste in der trocknen Jahreszeit in einem eigens erbauten Schuppen aufgestellt, umringt von Gegenständen, die dem Verstorbenen gehörten. Zwei Fackeln, oben und unten, stellen den Abend- und Morgenstern vor, welche Geister der Unterwelt sein sollen. Man geht dann in Prozession um den Schuppen und singt Lieder wie folgendes:

Mutters Tochter rühmt sich ihrer Schöne,
Vaters Sohn ist stolz auf seine Schöne.
Er ruft dem Roß, das Roß kommt;
Er ruft dem Elefanten, der Elefant kommt.
Auf dem schönen Pferd mit kurzem Rücken
Fliegt er dahin in die Silberstadt.
  O Sohn der Unterwelt, uns ist weh um dich,
  Sehnlich lechzen wir nach dem Baume des Lebens.

Gibt's wohl noch Samen des Lebensbaums?
Dann erwacht auch im Hades der Mensch vom Tode.
O Sohn der Unterwelt u. s. w.

„Ueberall folgen uns die Todten nach; nur ein weißer Schleier scheidet sie von uns, daß wir sie nicht sehen,“ sagen die Karenen. Manche behaupten sie zu sehen und mehr noch sie zu hören. Bei den Ahnenopfern wird der Geist gerufen und gibt, wenn er nicht zur Hölle gefahren ist, durch allerhand Zeichen seine Gegenwart kund.

Von besonderem Interesse sind für uns die Traditionen der Karenen[1]). Dieselben haben theilweise so schlagende Aehnlichkeit mit der biblischen Urgeschichte der Menschheit, daß die ersten Missionare, als sie mit denselben bekannt wurden, auf die Vermuthung geriethen, daß sie es mit Abkömmlingen des Volkes Israel zu thun hätten oder daß die „verlornen zehn Stämme“ hier aufgefunden seien. Letztere Hypothese ist bekanntlich von einer ganzen Reihe von Missionaren in Bezug auf die verschiedenartigsten Völker, Polynesier, Betschuanen, Afghanen, Indianer u. s. w., aufgestellt worden. Die Grundlosigkeit derselben hat sich bald herausgestellt. Immerhin aber bleiben jene Uebereinstimmungen doch recht verwunderlich. Weitere Forschungen aber dürften an denselben noch manches aufhellen.

Die Traditionen sprechen von einem allmächtigen und allgegenwärtigen Wesen, Y'wah genannt. Ob wir darin einen Anklang an den hebräischen Gottesnamen finden dürfen, ist doch wohl nicht ausgemacht, da letzterer ursprünglich Jahveh lautete. Der Grundbegriff des Wortes soll sich auf die „ewig gegenwärtige Seinsweise Gottes“ beziehen (vgl. 2 Mos. 3, 14). Beachtenswerth ist die religiöse Scheu, diesen Namen auszusprechen, welche durch ein ausdrückliches Gebot begründet wird. — Neben Y'wah läuft der Name H'tu, der ebenfalls die Ewigkeit Gottes bezeichnet. Was die weiteren Eigenschaften betrifft, so sagen sie: „Gott ist unveränderlich, ewig, existirend im Anfang. Sein Leben ist ohne Ende. Die Reihenfolge der Generationen kann sein Dasein nicht messen. Er ist der Krankheit und dem Tode nicht unterworfen. Er hat eine vollkommene Erkenntniß aller Dinge. Er sieht alles und vor ihm können wir uns nicht verbergen. Er ist nicht fern von uns, er ist mitten unter uns. Die Erde ist sein Fußschemel, der Himmel ist sein Sitz. Y'wah ist unser Herr, der Himmel und Erde schuf und alles was darin ist. Wir nennen ihn auch K'tsa Y'wah (Herr Gott).“

Von der Schöpfung sagen sie: „Er schuf den Mann, und aus was schuf er ihn? Er schuf ihn aus Erde und vollendete das Werk der Schöpfung. Er nahm eine Rippe dem Manne und schuf daraus das Weib. Er schuf die Seele, und wie schuf er sie? Gott der Vater sagte, ich liebe diesen meinen Sohn und meine Tochter, ich will von meinem Geist auf sie legen. Er nahm einen Theil von seinem Leben und hauchte ihm in seine Nase, und sie kamen zum Leben und wurden

[1]) Nach dem genannten Artikel von Eppler.

unsterbliche Wesen. So schuf Gott den Menschen. Gott machte Speise und Trank, Reis, Feuer und Wasser, Vieh, Elefanten und Vögel.

Den Fall des Menschen schreiben sie dem bösen Geiste zu, den sie sich meist weiblich denken. Sie nennen ihn u. a. Nau k'plau, „Gott vergeß", weil er sie verleitete, Gottes zu vergessen, und als ihm das gelungen, sie ihrem eigenen Schicksal und Verderben überließ, wie eine Gluckhenne ihre entwöhnten Küchlein.

Ueber den Satan lautet einer ihrer Verse:

Nau k'plau war im Beginn gerecht,
Allein hernach übertrat er das Wort Gottes.
Nau k'plau war im Anfang heilig,
Aber hernach brach er das Wort Gottes.
Gott trieb ihn hinaus und peitschte ihn von seinem Orte.
Er versuchte Gottes heilige Tochter.
Gott peitschte ihn mit Hieben von sich.
Er betrog Gottes Sohn und Tochter.

Die Geschichte des Sündenfalls wird übrigens ganz ausführlich erzählt, mit überraschendster Uebereinstimmung der einzelnen Züge mit der biblischen Erzählung, so daß wir stellenweise geradezu eine Uebersetzung der letzteren vor uns zu haben meinen.

Missionar Croß versichert, daß die Beweise für die Echtheit und Ursprünglichkeit dieser Traditionen derart seien, daß sie einer in Felsen gegrabenen Inschrift gleichkommen.[1]) „Daß die Karenen sie nicht durch eine zufällige und direkte Berührung mit Israel und der alttestamentlichen Geschichte erhalten haben," sagt er, „dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß dann wohl mit eben solcher Klarheit die späteren Züge der israelitischen Geschichte, Gesetze und Ceremonien, besonders auch die Beschneidung sich in den Traditionen finden würden. Allein von dem allen kommt nichts darin vor. Nur eine sehr abgeblaßte Erinnerung an die allgemeine Flut und an die Zerstreuung der Völker haben sie noch." Dr. Mason hat die beiden letzteren Traditionen schriftlich fixirt wie folgt.

„Vor Alters," heißt es, „als die Erde mit Wasser überschwemmt ward, retteten sich zwei Brüder, durch die schwierige Lage gedrängt, auf einem Floße. Das Wasser stieg und stieg, bis sie an den Himmel reichten. Als sie einen Mangobaum niederhängen sahen, kletterte der jüngere an demselben empor und aß. Aber das Wasser, plötzlich fallend, ließ ihn auf dem Baum." Die Sage in Betreff der Völkerzerstreuung lautet: „Die Menschen hatten zuerst nur einen Vater und eine Mutter. Aber weil sie einander nicht liebten, so trennten sie sich. Nach der Trennung kannten sie sich nicht mehr, und ihre Sprachen wurden verschieden. Sie selber wurden Feinde und kriegten wider einander.

Eine ihrer Traditionen stellt den großen Versucher dar, wie er einige Menschenalter nach dem Sündenfall neue Anstrengungen macht, das ganze menschliche Geschlecht von der Verehrung Y'wahs hinweg und in seinen Dienst hineinzulocken. Dies gelang ihm durch das Me-

---

[1]) Selbstverständlich entzieht sich diese Versicherung, von der die ganze Auffassung dieser Traditionen abhängt, unserer Kritik vollständig.

dium des weiblichen Geschlechts und anderer zu diesem Zwecke engagirter Personen, durch ihre schönen Kleider und gern gestattete Ausschweifung bei ihren Festlichkeiten. So wurden die Kinder der Anbeter Y'wahs verleitet, ihrer Eltern und ihres Gottes zu vergessen und sich dem Kultus des Versuchers (Mukaulî) zu ergeben. — Der Anklang an die Erzählung von den Söhnen Gottes 1 Mos. 6 ist sehr nahe liegend.

Obwohl nun die Traditionen der Karenen jene reinere Gotteserkenntniß bezeugen, finden wir doch, ganz so wie wir dies auch bei den Kolh sahen, heutzutage bei ihnen keinerlei Verehrung oder Gottesdienst, der dem einen allmächtigen Gotte gälte. Es herrscht vielmehr durchweg der Dämonendienst, in vielen Stücken dem entsprechend, was wir davon in Vorderindien kennen lernten. Noch sei bemerkt, daß der Glaube an die Fortdauer der Seele sich meistentheils findet, sowie an einen verschiedenen Zustand, in dem das irdische Leben seine Vergeltung findet. Es gibt aber auch viele unter den Karenen, welche die Unsterblichkeit leugnen. Die Lehre von der Seelenwanderung hat bei ihnen keinen Eingang gefunden.

Gehen wir nun näher auf den Dämonenkult der Karenen ein. Allen Vorgängen in der Natur wie im Menschenleben stehen nach ihrer Auffassung besonders geistige Wesen vor, denen sie eine unbegrenzte Furcht und Ehrfurcht zollen. Glück und Unglück, Armuth und Reichthum, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, reiche Ernte und Mißernte, Donner, Blitz, Wind, trockne und nasse Jahreszeit, Quellen und Flüsse stehen unter ihrer Direktion. Bald werden die Geister mit diesen Dingen identifizirt, bald von ihnen unterschieden. Je nach ihrer Aufgabe gehören sie einer höheren oder niederen Rangstufe an.

Lassen wir die wichtigsten Arten dieser Geister in kurzer Beschreibung an uns vorübergehen. Eine große Schaar derselben mit vielen Unterabtheilungen werden unter dem Namen K a l a h zusammengefaßt. Das Wort bedeutet: rein, durchsichtig, hell, wie klares Wasser. Jedes Ding, selbst die Axt, das Messer u. s. w., hat seinen Kalah. Was sie damit sagen wollen, mag im Grunde an die Entelechie des Aristoteles heranstreifen. Oft scheinen sie damit die Idee des Gegenstandes und seine Nützlichkeit zu bezeichnen, die dann aber wieder als ein persönliches Wesen gefaßt wird. So z. B. sprechen Sie vom Reiskalah. Ist er gegenwärtig, so ist die Reisernte ergiebig; bleibt er aus, so folgt eine Mißernte. Steht dieser Fall zu befürchten, so suchen sie ihn mit Opfern, Gebeten und anderen Ceremonien in die Nähe zu bringen. Sie meinen nämlich, er könne durch gewisse Thiere auf seinem Wege zum Reisfelde aufgehalten werden. Eines dieser Gebete lautet: „O Reiskalah komm! Komm ins Feld, komm zum Reis. Komm mit befruchtender Kraft für beide Arten. Komm vom Flusse Kho, komm vom Flusse Kaw. Komm von dem Orte, wo sie zusammenfließen. Komm von West, komm von Ost. Komm vom Schlunde des Vogels, komm vom Magen des Affen. Komm vom Schlunde des Bären und des Schweins. Fleuch von der Ratte, dem Elefanten, dem Pferde. Komm von den Quellen und Mündungen der Flüsse. Komm von dem Lande der Schan und der Bar-

manen. Komm aus den fernen Königreichen. Komm aus allen Kornkammern. O Reiskalah, komm zu dem Reis.

Der Kalah der Menschen wie der andern Dinge und Wesen kann den Körper verlassen und fortwandern. Dies geschieht gewöhnlich, wenn die Menschen schlafen oder träumen. Wird der Kalah in seiner Wanderschaft aufgehalten und an der Rückkehr verhindert, so stirbt der betreffende Mensch. Wird jemand krank und scheint dem Arzt oder Zauberer dem Tode nahe zu sein, weil sein Kalah sich entfernt hat, so wird dieser durch Opfer und Gaben zur Rückkehr bewogen. Gelingt dies, so hofft man, der Kranke werde wieder gesund, ja der schon Gestorbene komme wieder zum Leben. Reis und verschiedenes Naschwerk wird zu dem Ende auf die Wege in Feld und Wald und wo immer der Kalah vermuthet wird, unter mancherlei Gebetsformeln hingestellt. Die Kalah der Kinder und schwacher Personen können leichter den Körper verlassen, als diejenigen erwachsener und kräftiger Personen. Deshalb sucht man die Kinder, wenn ein Glied des Hauses gestorben ist, von dem Leichnam sorgfältig fern zu halten; denn man fürchtet, der Kalah des Verstorbenen ziehe auch den der Kinder nach sich. Das Haus, in welchem jemand stirbt, wird gleichfalls verlassen, weil sie wähnen, der Kalah des Todten kehre in seinen gewohnten Aufenthaltsort zurück und veranlasse den Tod weiterer Familienmitglieder, um Gesellschaft zu haben. Das Haus steht in geisterhafter Stille da, bis es zerfällt.

Der Kalah hat keine moralische Verantwortlichkeit für die Thaten des Menschen. Diese kommt vielmehr der „Thah“ zu, das ist das Herz oder die Seele. Lobenswerthes und Tadelnswerthes, was der Mensch auch thue, wird ihr allein zugeschrieben. Und doch hängen die menschlichen Leidenschaften wieder von den Kalah ab, welche genau besehen die Personifikationen jener sind. Sieben solche Kalah hat ein Mensch, die aber im Grunde doch nur eine vereinte Macht bilden, einer Hydra gleich, mit sieben Häuptern. Der erste erzeugt Tollheit und Raserei, der zweite Sorglosigkeit und Thorheit, der dritte Schamlosigkeit und im Gefolge die fleischlichen Lüste. Das vierte Zorn und Haß, Aerger und Bosheit samt den daraus resultirenden Verbrechen. Der fünfte sucht die Menschen unter den Einfluß der „Nat“ und andrer böser Geistesmächte zu bringen. Der sechste setzt sie wilden Thieren aus, und der siebente tödtet durch das Schwert der Feinde.

Gegen die schlimmen Wirkungen reagirt nun eine andre Geistesmacht im Menschen, die sie Tso nennen, d. i. Macht, Autorität, Kontrole und Einfluß; auf den Menschen angewendet bezeichnet es eine geistige Kraft, die ihren Sitz im Haupte hat. So lange sie da wirkt, ist der Mensch vor jenen bösen Einflüssen geschützt. Allein diese Macht reicht nicht aus, sie verschwindet, sie läßt den Menschen im Stiche, und so treibt eine stete Furcht sie, die bösen Geister durch abergläubische Gebräuche, Zauberspruch und Opfer zu beschwichtigen.

Ganze Schaaren abgeschiedener Menschenseelen, die sich weder für das Land der Seligkeit noch für das der Verdammniß hienieden reif gemacht haben, schweben als Plage der Lebenden über der Erde.

Dahin gehören diejenigen, welche infolge ihres wilden Lebens eines gewaltsamen Todes gestorben sind, sei's durch Menschen oder durch wilde Thiere, oder die, welche aus irgend einem Grunde keine ordentliche Leichenbestattung erhalten haben, oder die schreckliche Thaten gethan haben, wie Tyrannen, Volksunterdrücker, Ehebrecher u. a. Zu diesen letzteren zählen die Karenen gern die Seelen ihrer Unterdrücker, der Barmanen. Sie werden gesehen in kolossaler Menschengestalt in der tiefen Waldeinsamkeit. Auch können sie wieder erscheinen, nicht infolge der Seelenwanderung, sondern aus freier Wahl in Gestalt von Pferden, Elefanten, Krokodilen, Schlangen, Geiern und Enten. Diese Geister nennen sie Yam, die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen Kaphu. Diese letzteren gehen in schauerlicher Gestalt mit einem fürchterlichen Maul und geschweiften Haupthaar des Nachts um und fahnden gleich einer wilden Jagd auf die Kalah und Seelen der Menschen, um sie zu verschlingen. Ebenso thun die Kalot und Dotaka, nur haben diese beiden sichtbare Wohnungen, so daß man ihnen ausweichen kann. Die letzteren gehen als ungeheure Riesen um, und grade vor ihnen ist die Furcht der Karenen groß. Diese Furcht wird auch von den Barmanenpriestern ausgebeutet, um sie von der Bekehrung zum Christenthum abzuschrecken. Obgleich sie in Menschengestalt erscheinen, sind sie doch keine Menschengeister, sondern eine Art gefräßiger Satyrs."

„Die Plupho sind abgeschiedene Seelen von Menschen, die eines gewöhnlichen Todes gestorben sind und keine der obengenannten Verbrechen begangen haben. Diese kommen nach dem Sterben in das Todtenreich (Plu), das sich die Karenen bald unter, bald über der Erde denken und zwar nur durch einen dünnen Vorhang von uns getrennt. Der Herrscher dieses Reiches wird Kuthay oder Thido genannt, König des Todes. Er ist Herr aller Todten, seien sie wo sie wollen, mit Ausnahme derer im Himmel und derer in der Hölle. Sie sagen: Kuthai oder Thido ist Herr des Todtenreichs. Wenn er unsern Kalah ruft, so sterben unsre Leiber, und wir werden Bewohner des Plu und kommen unter Kuthai's Herrschaft. Wenn wir dort durch unsre redliche Bemühung ihm gefallen und gut werden, so kommen wir seiner Zeit in den Himmel. Werden unsre Seelen aber dort schlimmer, so werden sie dem Könige der Hölle zur Peinigung überliefert."

„Die eigentlichen Höllenbewohner nennen sie Larapho. Lahra ist Hölle, der Ort der Qual für alle, die in diesem Leben sich der größesten Verbrechen schuldig gemacht, oder die im Todtenreiche als dem zweiten Probeorte schlimmer geworden sind. Ganz besonders kommen dahin, die Vater und Mutter entehrt und übel traktirt haben, was in den Augen der Karenen eines der größesten Verbrechen ist. Dort werden sie in Feuerflammen gequält, tausend Jahre lang; also immerhin eine begrenzte Zeit. Hernach können sie wieder herauskommen."

„Eine große Rolle spielen die Nah oder barmanisch Nat, Dämonen, böse Geister der schlimmsten Sorte. Ihr Kultus herrscht auf der ganzen Halbinsel und ist auch durch den Buddhismus, der dort nur eine Festtagsreligion geworden zu sein scheint, bei weitem nicht verdrängt worden. In allen Kalamitäten des Lebens nehmen Barmanen wie

Schan trotz ihres Buddhismus Zuflucht zu jenem Dämonenkult. Die Nat sind die Hauptursache aller Uebel, die den Menschen in dieser Welt treffen. Sie können auch von den Menschen Besitz nehmen, dann werden diese Natmenschen, d. h. Zauberer oder Hexen. Ihre Zahl ist Legion. Ganze Dörfer und Stämme werden als Hexenmeister angeklagt. Diese Menschen können das Leben andrer durch Zauberei vernichten, indem sie z. B. Stücke von Leder oder Knochen in Gestalt von Käfern in ihr Fleisch oder Eingeweide schicken, woran sie bald sterben müssen. Man sagt, daß sich solche Dinge oft in den Leichen vorfinden. — Außer diesen Nat spuken bei den Karenen noch andre Kobolde und Gespenster. Allen diesen bösen Wesen, die das Leben beherrschen, werden, um sie zu besänftigen und zu versöhnen, blutige Opfer, namentlich Schweine und Geflügel, dargebracht."

„Nur eine Klasse im ganzen guter Wesen kennen die Karenen: die Muckhapho, Himmelsbewohner. Das sollen ihre Vorfahren sein, die nach dem Tode zum Himmel eingegangen. Sie betrachten sie als göttliche Wesen und als die Schöpfer des Lebens. Sie sagen: Wenn der König des Himmels Menschen schafft, so geschieht das in großer Eile, denn er hat viel zu thun, und so werden sie meist mißgestaltet. Aber die Muckhapho lassen sich Zeit dazu, und so geräth die Gestalt der Menschen wohl. Sie sind die Schutzgeister der Ehe und der Geburten. Ist eine Ehe unglücklich, so fehlt es an jenen. Aber auch in solchem Falle wird die Ehe nicht gelöst. Scheidung kommt bei den Karenen höchst selten vor. Um sich diese Geister günstig zu erhalten, werden auch ihnen Opfer gebracht."

„Noch haben die Karenen eine besondere Klasse von Dämonen, die den Naturerscheinungen vorstehen: so die Erzeuger der Winde, die in einer Höhle sitzen, wie Aeolus bei den Griechen. Sie öffnen ihre Säcke, und der bereitete Wind strömt hinaus, oder sie bereiten ihn erst durch die Bewegung ihrer Fächer. Andere sind die Beherrscher des Sommer- und Wintermonsûn. Keine Partei weicht der andern ohne gewaltige Kämpfe. Flammenwogen fahren am Himmel dahin, feurige Speere wirbeln auf und schlagen gegen einander. Bald jedoch legen sich die Stürme, denn der eine Theil ist besiegt und zieht auf ein halbes Jahr in das Dickicht des Dschangel zurück, um dort in stiller Ruhe Kraft zum neuen Kampf und Sieg zu sammeln. — Besonders verehrt wird die Ceres der Karenen, die Schutzgöttin des Getreides, die das Wachsthum des letzteren bewacht und die reifenden Aehren mit Korn füllt. Auf einsamen Baumstümpfen sitzt sie den lieben langen Tag und gönnt sich nicht Ruhe, bis sie die Kornkammern des Fleißigen und Genügsamen gefüllt hat."

Aus dem reichen Kreise „weltlicher Mythen" führt Croß zwei an, von denen die eine an Herkules erinnert, wie er den Augiasstall reinigt, die andere an Simsons Thaten gemahnt. Den meisten dieser Sagen ist eine moralische Nutzanwendung beigefügt.

„Noch erübrigt ein Wort über die Propheten der Karenen. Sie unterscheiden zwei Klassen: Wi und Bukha. Diese, sagen sie, erhalten ihre Offenbarungen und Gesichte von unten, durch infernale Kräfte,

jene von oben, durch göttliche. Der Einfluß der Wi auf das Volk ist groß, sowohl in religiösen als auch in weltlichen Dingen. Sie werden für fähig gehalten, Geheimnisse zu offenbaren, Zukünftiges vorauszusagen, Kranke zu heilen, ja Verstorbene wieder ins Leben zurückzurufen. Will oder soll der Wi dies oder das offenbaren, so arbeitet er sich in einen extatischen Zustand hinein. Dazu dreht und windet er seinen Leib und seine Glieder, wälzt sich auf der Erde und schäumt mit dem Munde. Dann wird er ruhig und thut seine Orakelsprüche kund. Manche solcher Weißagungen, die das Volk von Mund zu Munde fortgepflanzt hat, beziehen sich auf die Befreiung vom Joche der Barmanen. Diese sollte durch die Kaulawah d. i. durch weiße Fremde geschehen. Diese, sagen ihre Propheten, seien im Besitze aller Worte Y'wahs und würden eines Tags erscheinen und ihnen dieselben bringen, auch die, welche sie nicht gehabt und im Laufe der Zeit verloren hätten." Wie sind diese Weißagungen zum Theil so wunderbar erfüllt worden! — Eine andere Weißagung handelt von dem Kommen Y'wahs, dem ein Ueberhandnehmen des Bösen auf der Erde vorausgehen werde.

„Die andre Klasse der Propheten, die Lukha, sind eigentlich eher Priester, was schon ihr Name, welcher „Herr der Opfer" bedeutet, anzeigt. Sie betonen ihre göttliche Sendung, nennen sich Vorläufer des kommenden Herrn und bestimmen die Zeit seiner Ankunft. Tritt diese auf die vorbestimmte Zeit nicht ein, so hat ihr Einfluß ein Ende und ihr Anhang fällt wieder von ihnen ab. Bei einigen Stämmen jedoch bilden sie eine Art erbliches Priesterthum, welches die religiösen Gebräuche namentlich an den Festen zu Zeiten des Neumondes verrichtet. Sie sind die eigentlichen geistigen Führer des Volks. Beide Klassen sind zugleich seine Dichter und Sänger."

Schließlich dürfen wir hier ein Kapitel nicht übergehen, welches in der Darstellung der Karenen eine große Rolle zu spielen pflegt. Es sind dies die Ueberlieferungen der Väter. Schon oben deuteten wir mehrere auffallende Uebereinstimmungen mit den Erzählungen der Heiligen Schrift an, die sich bei ihnen finden. Ebenso zeigen sich die überraschendsten Uebereinstimmungen in jenen Vorschriften und Lebensregeln, die sich bei ihnen aus alter Zeit durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Vernehmen wir einige Beispiele davon.

„O Kinder und Enkel! Die Straße, die zum Himmel führt, ist ein kaum bemerkbarer Pfad; aber die Straße, die zur Hölle geht, ist sehr groß."

„O Kinder und Enkel! Liebet Gott, und nimmer erwähnt seinen Namen so viel; denn durch das Aussprechen seines Namens geht er weiter und weiter von uns. — O Kinder und Enkel, wenn wir unsre Sünden bereuen und hören auf Uebels zu thun, unsre Leidenschaften zügeln und zu Gott beten, so wird er uns wieder gnädig sein. — Betet ohne Unterlaß zu Gott bei Tag und bei Nacht. — O Kinder, o Enkel, betet Götzen und Priester nicht an. Wenn ihr sie verehrt, so

erlangt ihr dadurch keinen Vortheil, aber eure Sünden vermehrt ihr über die Maßen."

„O Kinder, o Enkel, achtet und ehrt euren Vater und eure Mutter, denn als ihr klein waret, duldeten sie nicht, daß ein Muskito euch steche. — O Kinder o Enkel, seid nicht auf Zank und Streit versessen, sondern liebet einander. Gott im Himmel blickt nieder auf uns; und wenn wir einander nicht lieben, so ist es dasselbe, wie wenn wir Gott nicht lieben. — O Kinder und Enkel, nehmt keinem Menschen das Leben. Wenn ihr tödtet, müßt ihr eure Sünde tragen. — O Kinder und Enkel, nehmt nicht mit Gewalt das Eigenthum eines andern. Gebt acht darauf, meine Kinder, wie schnell Räuber Sklaven werden. O Kinder und Enkel, stehlet nicht die Güter eines andern; denn ihr Besitzer arbeitet um sie, bis er schwitzt."

„O Kinder und Enkel, begeht nicht Ehebruch noch Hurerei mit dem Kind oder dem Weib eines andern, denn der eine Gerechte blickt nieder von oben, und diese Dinge sind vor seinen Augen. — O Kinder und Engel, redet keine Unwahrheit. Was ihr nicht kennet, das saget nicht. Den Lügnern soll ihre Zunge herausgeschnitten werden." —

„O Kinder und Enkel, gebt Speise und Trank dem Armen; und wenn ihr so thut, werdet ihr selber Barmherzigkeit erlangen. O Kinder und Enkel, lindert nach eurem Vermögen die Menschen. Wenn ihr andern Gutes thut, wird es euch nicht unbelohnt bleiben. — — — O Kinder und Enkel, begehret nicht die Güter dieser Welt; denn wenn ihr sterbet, könnt ihr die Dinge, die auf Erden sind, nicht mit euch hinwegführen. — O Kinder und Enkel, werdet nie zornig. Wenn wir mit andern zürnen, so ist es grade als zürnten wir mit Gott. Der, welcher auf den Großen und Kleinen, den Schlechten und Bösen, die Kinder und Jungen ohne Zorn blickt und gibt ihnen Speise und Trank, wird unwandelbar versorgt sein."

„O Kinder und Enkel, wenn euch jemand ins Angesicht speit, speiet ihm nicht wieder hinein. Er speit nur in die Luft. Wenn euch jemand ins Gesicht schlägt, schlagt ihm nicht wieder ins Gesicht; er schlägt nur auf den Boden. Deshalb wenn euch jemand auf einen Backen schlägt, gebt ihm den andern auch zum Schlagen hin." —

Doch genug der Beispiele, die wir um viele vermehren könnten. Deutlich genug klingen uns daraus bald die Worte des Dekalogs, bald die der Bergpredigt entgegen. Wir stehen hier vor einem noch ungelösten Räthsel. Man kann sich denken, mit welcher Ueberraschung die ersten Missionare solche christlichen Klänge aus der Mitte dieses verkommenen Bergvölkchens erklingen hörten. Sie ließen diese wunderbaren Lehren niederschreiben. Am meisten that darin Dr. Mason, unterstützt von seinem Gehilfen Sa Quala. Als sprachliche Vorbereitung für seine Bibelübersetzung ließ er alles, was an Traditionen der Karenen in Poesie und Prosa aufzufinden war, sammeln. So entstand bald eine bedeutende Karenenliteratur. Was früher nur in den langen dunkeln Regennächten und in den Mußestunden von Mund zu Mund ging, wurde nun zu Papier gebracht. Dr. Mason wählte daraus alle biblischen Anklänge aus und gab sie heraus unter dem Titel: „Die

Sagen des Aeltesten" mit dem Motto: „Die Befehle des ewigen Gottes kommen wieder zu den Karenen. Lernet sie lesen." Diese Schrift nahmen die in den Missionsschulen herangebildeten jungen Männer mit in die Berge und lasen sie ihren Landsleuten vor. Sie haben viel dazu beigetragen, die Annahme des Christenthums vorzubereiten.

Wie aber sollen wir uns die Sache erklären? Manche Missionsfreunde sind der Ansicht gewesen, daß hier die „Nachklänge einer Uroffenbarung" vorlägen. Diese Hypothese aber möchte zu höchst bedenklichen Konsequenzen führen, wie dies leider auf dem Gebiete der Karenenmission zu ihrer erheblichen Schädigung geschehen ist, worüber wir weiter unten einiges zu sagen haben werden. Gibt es eine Uroffenbarung des Heils, die sogar so wesentliche Momente des Evangeliums umfaßt, welche Stellung soll dann der Heiligen Schrift angewiesen werden? Wollte man aber die Sache auf einen Zusammenhang der Karenen mit dem Volke Israel zurückführen, so stellen sich auch dieser Auffassung sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Zwar wird sie sehr empfohlen durch die Tradition der Karenen, daß ihre Vorväter einst „Bücher auf Häuten" gehabt hätten, die gute Sitten lehrten, während die jetzigen Bücher (der Barmanen) auf Palmblättern geschrieben seien und nur Wunderlegenden enthielten. Nun hat man daran erinnert, daß sich in China uralte jüdische Kolonien befinden, die im Besitze von Manuskripten des Pentateuchs auf Pergamenthäuten sind. Aber nimmt man wirklich einen Zusammenhang von jener Richtung her an, wie kommen jene nur zu deutlichen Klänge aus der Bergpredigt zu den Karenen, die doch sicherlich nicht von den jüdischen Kolonien stammen können?

Von einem hyperkritischen Standpunkte aus möchte vielleicht jemand die Sache sehr bequem erledigen mit der Behauptung: „Die Missionare sind von ihren Gehilfen getäuscht worden." Und ohne Präzedenzfall wäre es allerdings nicht, daß einem Missionar, der durch einen Eingebornen Nachrichten einzieht, von demselben grade das vorerzählt wird, was seinen Wünschen am entsprechendsten zu sein schien. In diesem Falle aber verbietet ein Name wie Sa Quala, der bewährte Karenenprediger, so Arges zu denken.

Es ist vor der Hand eben ein ungelöstes Räthsel. Soviel aber glaube ich entschieden festhalten zu müssen, daß diese Ueberlieferungen christlichen Ursprungs sind, daß sie weder auf dem Boden des Karenenvolkes erwachsen, noch demselben von einer Uroffenbarung verblieben, sondern ihm nur auf dem Wege christlicher Mission zugekommen sein können. Ob dies nun vielleicht schon in ältester Zeit, etwa durch Vermittlung der Thomaschristen, oder ob es geschehen sei durch jene katholische Mission zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wie dies von manchen behauptet wird, darüber ist bis jetzt, soviel mir bekannt, nichts festgestellt worden.[1])

[1]) Nur nachträglich bei der Korrektur kann ich hier das letzte Urtheil Dr. Masons in dieser Sache anführen, das bald nach seinem Tode im Baptist Missionary Magazine 1874 veröffentlicht wurde. Nach wohl begründeten neueren Forschungen sind die Karenen erst vor wenigen hundert Jahren aus China nach Hinterindien

Sehr schwierig wird die Lösung dieser Frage immer bleiben, falls nicht irgend welche Zeugnisse aus früheren Zeiten aufgefunden werden. Jene Schwierigkeiten werden nicht erleichtert durch einige Gebräuche der Karenen, in denen sich allerdings auch irgend ein biblischer Anklang findet, aber die ein so ganz eigenthümliches Gepräge zeigen, daß sie kaum auf die Einflüsse christlicher Mission zurückgeführt werden können. Dahin gehört ein religiös-politischer Straf- und Versöhnungstag, wie er bei sämmtlichen Karenenstämmen in regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen (1/2—2 Jahr) gehalten wird.

„Jeder Stamm hält seine besondere Versammlung, von welcher alle Fremden sorgfältig ferngehalten werden. Warnungszeichen, welche die Stämme gegenseitig verstehen, werden auf entsprechende Entfernungen vom Dorfe bis zum Versammlungsplatz aufgestellt. Es wird ein Spanferkel oder eine Ziege oder ein Farren von schwarzer Farbe zum Opfer ausgewählt. Für den funktionirenden Priester wird eine Art Kanzel errichtet, von der aus er alles Volk übersehen kann. Der Versammlungsplatz befindet sich in der Nähe eines geweihten Felsens, der durch seine Form schon die Feierlichkeit und Heiligkeit dieses Kultus in den Gemüthern wecken soll (?). Ist der Festtag erschienen, so ergreifen die Leute den Priester und führen ihn mit Gewalt zu der errichteten Kanzel. Er erhebt sich dort und beginnt seine Anrede. Mit Gewalt, sagt er, habt ihr mich hierher gebracht. Die Verantwortlichkeit ist euer, nicht mein. Wenn ich zu den Wassern geflohen wäre, so hättet ihr mich von dort geholt. Hätte ich meine Flucht zu den Wäldern genommen, so würdet ihr mich daselbst ergriffen und hierher geschleppt haben. Da ihr mich mit Gewalt hierher gestellt, so hört mich. Nun spricht er seinen Spruch über diejenigen, die sich in der Gemeinde eines Diebstahls, der Unzucht, des Ehebruchs, des Mordes oder irgend eines Verbrechens schuldig gemacht haben, und die Gemeinde vollzieht ihn, schlägt den Schuldigen mit Knitteln oder straft ihn sonst, je nachdem der Richterspruch lautet. Die Geheimhaltung des Aktes vor jedem Fremden verräth ein Zartgefühl, wie man es selten unter Heiden trifft. Sind die Strafen vollzogen, so wird das erwähnte Opferthier geschlachtet, und Gebete werden dargebracht für das Land. An welches Wesen sie diese Gebete richten, scheint nicht bekannt zu sein. Es scheint in der That, als wenn die Gerechtigkeit selbst angerufen würde, welche die Verbrecher bestraft und die Guten belohnt, Gesundheit, gute Ernten, Friede und Wohlstand dem Volke gewährt, wenn es diese Güter verdient, oder hinwieder Plagen verhängt, Pestilenz und Hungersnoth, Raub und Schwert der Feinde, wenn die Verbrecher im Volke ungestraft bleiben. Daher fleht der Priester bei seinem Opfer vor allem um Gesundheit, reichliche Ernte und Friede im Lande. Er spricht aber auch Flüche über die Sünder aus, die eines jener genannten Verbrechen begangen haben. Er ruft den Felsen zum Zeugen seiner Flüche und zum Vollzug der verhängten Strafe, und die Leute glauben, die Strafe gehe vom Felsen aus und werde sicher vollzogen. — Die Sünde der Hurerei und des Ehebruchs wird bei den Karenen zum Theil furchtbar bestraft. Der Schuldige wird in den Dschangel getrieben und darf von niemand beherbergt werden. Diese Strenge verfehlt sicher ihres Einflusses nicht. Bei den Stämmen, wo sie gehandhabt wird, ist Keuschheit die herrschende Regel; dagegen bei den andern, wo sie fehlt, ist fleischliche Ausgelassenheit zumal unter der Jugend groß." [1])

---

gekommen. Sprachvergleichungen lassen sie als nächste Verwandte der Miau-tsz erscheinen. Kaiser Yun-lie, der aus seinem Reiche vertrieben mit einer großen Schaar seiner Anhänger 1651 nach Barma kam und sich 11 Jahre dort aufhielt, war selbst ein Christ. Aber schon als im neunten Jahrhundert die nestorianischen Christen in China verfolgt wurden und Massen von ihnen (ein arabischer Schriftsteller rechnet mit Einschluß der getödteten Muhammedaner, Juden und Parsî 120000) das Martyrium erduldeten, mögen aus den südlichen Provinzen viele in Hinterindien eine Zuflucht gesucht haben.

[1]) Allgemeine Missionszeitschrift 1879, S. 70.

Der Raum sowie auch die Quellen gestatten uns nicht, hier noch viel anderes von den religiösen Gebräuchen der Karenen anzuführen, obwohl dergleichen hier am Orte sein dürfte, um dem Leser das sehr helle Licht, das uns aus den oben angeführten biblischen Anklängen entgegenleuchtete, dem wirklichen Sachverhalte gemäß etwas abzudämpfen. Wir müssen uns eben hüten, uns von den Karenen ein zu ideales Bild zu entwerfen. Mögen auch die erwähnten Traditionen dieses Volk in besonderer Weise für die Annahme des Evangeliums vorbereitet haben, mag auch bei manchen unter ihnen die Hoffnung auf Wiedererlangung des verlorenen Buches Gottes durch weiße Fremdlinge eine lebendige und aufrichtige gewesen sein; die damit verknüpfte Hoffnung auf die gleichzeitig erwartete Erlösung von dem Barmanenjoche scheint doch die bedeutendste Triebfeder gewesen zu sein, die dies Heiden-Volk dem Evangelio entgegenführte. Der Herr, der die Wege der Völker lenkt, hat durch die siegreichen britischen Waffen jene Hoffnung in Erfüllung gehen lassen und damit seinem Reiche unter den Karenen die Thüren weit aufgethan, so daß die Mission hier so außerordentliche Früchte sehen durfte.

7. Die Mission in Barma unter Barmanen und Karenen.

Die ersten Anfänge der evangelischen Mission in Barma gingen von den englischen Baptisten in Sirampûr aus. Ein Sohn W. Carey's, Felix, wurde 1807 mit 2 andern nach der Hafenstadt Rangûn gesandt, wo man unter manchen Schwierigkeiten die Missionsarbeit begann, bei der Carey's medizinische Kenntnisse förderlich waren. Im Jahre 1809 trafen 2 Londoner Missionare in Rangûn ein, von den Baptisten als Mitarbeiter begrüßt. Die Hoffnungen, die man auf ihre Hülfe setzte, sollten jedoch nicht erfüllt werden. Der eine von ihnen starb bald, der andere wählte sein Arbeitsfeld in Vorderindien. So ging denn in den nächstfolgenden Jahren das Werk nur langsam vorwärts, obgleich Carey (der übrigens eine Eingeborne zur Frau nahm) sich als Arzt die Gunst des Vizekönigs erworben hatte. Nach einiger Zeit, 1813, brachte er es so weit, daß er nach Ava an des Königs Hof berufen wurde, wo er viel Gunstbezeugungen erfuhr. Schon war er daran, seinen Wohnsitz in der Residenz zu nehmen, als ihm Weib und Kinder in den Fluten des Irawaddi ertranken, während er selbst knapp dem Tode entging. Dadurch aufs tiefste erschüttert, verließ er das Land.

Schon aber war von einer ganz anderen Seite her ein neuer Glaubensbote erschienen, der in Gemeinschaft mit einem treuen und muthigen, alle Mühe, Gefahr und Arbeit redlich mit ihm theilenden Weibe das Werk kräftig aufnahm und weiter führte, der Amerikaner Adoniram Judson, der, mehr nach seinem apostolischen Eifer als nach den Erfolgen seiner Arbeit, der Apostel der Barmanen genannt worden ist. Von deistischen Grundsätzen zum Offenbarungsglauben übergegangen und in dem neugegründeten theologischen Seminar zu Andover in Massachusets, wo er seine weitere Ausbildung erhielt, zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesum erweckt, beschloß er, durch

Dr. Buchanans „Stern im Morgenlande" auf die indische Mission hingelenkt, mit mehreren gleichgesinnten Freunden, Nott, Newell und Hall, sich dem Dienste derselben zu weihen und wandte sich deshalb zunächst an die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft, die in ihrer ermunternden Antwort ihn zugleich einluden, nach England zu kommen und persönlich mit der Missionssache sich näher bekannt zu machen. Judson mit seinen Freunden theilte nun seinen Entschluß dem christlichen Publikum in Amerika mit, und dies ward die Veranlassung zur Errichtung der großen Amerikanischen Missionsgesellschaft (American Board of Commissioners for foreign Missions). In ihrem Auftrage reiste er nach London, wo er ein Jahr lang sich aufhielt und alle erwünschte Auskunft über die Missionssache erhielt, und nachdem er sich in der Heimat mit Miß Anna Hasseltine verheirathet, der ersten Frau, welche es wagte, aus den amerikanischen Freistaaten zur Ausbreitung des Evangeliums in ein heidnisches Land zu gehen, schiffte er im Winter 1812, von der genannten Gesellschaft unterstützt, mit seiner Gattin und 4 Freunden sich ein und langte nach glücklicher Fahrt im Mai dieses Jahres zu Kalkutta an. Kaum aber waren sie einige Tage dort, als sie von der Regierung den Befehl erhielten, mit demselben Schiffe, das sie hingebracht, wieder nach Amerika zurückzukehren. Zwar erlaubte man ihnen, nach Isle de France (Mauritius) zu gehen, von wo sie im Juni 1813, nachdem Frau Newell dort gestorben, wieder nach Madras kamen und hier nach kurzem Aufenthalte nach Rangun sich einschifften. Schon auf dem Wege nach Indien hatte Judson Bedenklichkeiten über die Schriftmäßigkeit der Kindertaufe bekommen, die ihn nach seiner Ankunft in Kalkutta und besonders während seines Aufenthaltes bei den Baptisten in Sirampûr zu dem Entschluß brachten, zu dieser Gesellschaft zu treten, obschon er dadurch aller Unterstützung des kaum errichteten Missionskollegiums in seinem Vaterlande sich beraubt sah. Da er jedoch die Baptistengemeinden in Amerika von seinem und seiner Gattin Uebertritt alsbald benachrichtigte, so ward dieser Umstand die nähere Veranlassung, daß auch die **amerikanischen Baptisten** sich der Missionssache annahmen und eine eigne Missionsgesellschaft (American Baptist Missionary Union) zu Philadelphia (18. Mai 1814 — der Sitz der Gesellschaft wurde Boston) gründeten, welche die inzwischen von Judson in Barma begonnene Mission als ein ihrer besonderen Pflege empfohlenes Werk betrachtete.

Dieser war inzwischen in Rangun eingetroffen und hatte, als Carey die Stadt verließ, die Mission der englischen Baptisten übernommen. Die Vorarbeiten derselben bestanden aus der handschriftlichen Uebersetzung etlicher Bücher des neuen Testamentes und einer gleichen barmanischen Sprachlehre nebst Wörterbuch. Doch brauchte es zwei Jahre, bis Judson und seine Gattin vermochten, die ersten Versuche in der Anregung der Eingeborenen durch christliche Gespräche zu wagen. Schon 1815 begann Judson auch die heilige Palisprache zu lernen und hatte bereits einige Traktate verfaßt, als der Missionsarbeiter Hough mit seiner Gattin im Oktober als Buchdrucker anlangte, der jedoch bald darauf nach Sirampûr ging. Doch waren einige christliche Schriften

durch die Presse vervielfältigt worden. Drei Jahre waren unter mancherlei Prüfungen, Verlust eines Kindes u. s. w. dahingeschwunden, ohne daß auch nur eine Seele für das Reich Gottes gewonnen wurde, bis endlich die ersten Wirkungen der Mission namentlich infolge der verbreiteten Traktate sich verspüren ließen. Im März 1817 kam zu Judson ein angesehener Mann mit der durch ein paar Traktate angeregten Frage: „Wie viel Zeit brauche ich wohl, um die Religion Jesu zu lernen?“ — In demselben Jahre hörte Judson, durch Kränklichkeit am kräftigem Wirken behindert, von einem barmanisch redenden Christen in Tschittagong, und reiste ab, um an demselben wo möglich einen Mitarbeiter zu gewinnen. Stürme aber trieben ihn nach Madras, und seine geängstete Gattin war längere Zeit seinetwegen in großer Sorge, während inzwischen ein von den niederen Obrigkeiten gegen Missionar Hough erregter Sturm durch Gottes Gnade beschwichtigt wurde. Im folgenden Jahre erhielt die Mission Verstärkung. Es wurde eine besondere Stätte für die Predigt eingerichtet (Zayat = ein offner Schuppen); Frau Judson nahm sich mit Eifer des weiblichen Geschlechts und der Jugend an. Endlich konnte (am 27. Juni 1819) der Erstling dieser Mission, Mung Nau[1]), getauft werden, und bald folgten zwei andere gelehrte Barmanen, Mung Byay und Mung Thalah, ihm nach, während Mung Nau bald in der Zayat ein sehr brauchbarer Gehülfe des Missionar Judson wurde und nicht wenig andere nach dem Heil zu fragen begannen. Dabei fehlte es indeß auch nicht an Trübsal, da die heidnischen Beamten anfingen, die Mission sehr feindselig zu behandeln. Judson und sein Mitarbeiter Colman machten sich daher im Dezember 1819 selbst nach der Residenzstadt Neu-Ava oder Amarapura auf, um dem König ihre Sache vorzulegen, ihn zu bitten, die Verkündigung des Christenthums in seinem Reiche zu gestatten, und ihm ein Pracht-Exemplar der Heiligen Schrift in barmanischer Sprache zu überreichen. Judson erlangte auch wirklich eine Audienz, sein Gesuch wurde aber rund abgeschlagen, sein Geschenk zurückgewiesen, und eine dem König überreichte kurze Darstellung der Lehre Christi ihm höhnisch vor die Füße geworfen.[2]) Betrübt und niedergeschlagen kehrten die Missionare nach Rangun zurück und dachten schon daran, die Mission aufzugeben und sich auf das englische Gebiet zurückzuziehen. Als sie aber ihren drei barmanischen Christen ihre Absicht mittheilten, baten diese inständig, sie möchten wenigstens noch einige Monate bleiben, bis 8 oder 10 Jünger gesammelt wären, und dann einen unter ihnen als Lehrer bestellen. Möge dann erfolgen, was da wolle, und wenn sie auch das Land verließen, so werde doch die Religion Christi sich immer weiter verbreiten, und selbst der König könne ihren Fortgang nicht hindern. „Haltet Ihr es für gut,“ sagte Mung Thalah, „uns also zu verlassen? Ungeachtet aller Schwierigkeit und Gefahr, mit denen wir umgeben sind, wollen wir es nimmermehr

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1826, II. S. 275 ff.
[2]) Vgl. ebendas. 1823, IV, S. 654 ff.

vergessen, daß dieses Werk weder unser noch euer, sondern ein Werk Gottes ist. Macht Er Licht, wer will die Religion hindern? Nichts darf ihr im Wege stehen.“ So beschlossen denn die Missionare, daß Judsons bleiben, Colmans aber nach Tschittagong gehen sollte, um dort die Neubekehrten zu sammeln und eine Station als Zufluchtsort bei etwa ausbrechender heftiger Verfolgung zu gründen. Diese Absicht wurde indessen durch Colmans plötzlichen Tod verhindert. Zu Rangun wuchs mittlerweile die Gemeinde bis auf zehn; das zehnte Glied derselben war die erste Barmanin, welche die Taufe empfing, die 51jährige Mah-men-lay. Nach ihrer Taufe sagte sie: „Ich habe nun den Eid der Treue meinem Gott und Heilande geschworen, und mir bleibt nichts zu thun übrig, als mich mit Leib und Seele meinem Herrn Christo anzuvertrauen, in der gewissen Zuversicht, daß Er mich nie von sich abfallen lassen wird.“ Tags darauf, den 19. Juli 1820, trat Judson mit seiner kranken Gattin eine halbjährige Erholungsreise nach Sirampûr an. Nach seiner Rückkehr fand er, daß die Getauften wegen vielfacher Quälereien und Erpressungen von Seiten untergeordneter Beamten sich hatten zerstreuen müssen, doch ohne Ausnahme standhaft bei ihrem Glaubensbekenntnisse geblieben waren. Der neue Vizekönig in Rangun jedoch gewährte Duldung, und die Gemeinde mit Einschluß der noch Ungetauften mehrte sich auf 25 und mehr; die Zayat ward wieder eröffnet, mehr noch beschäftigte sich aber Judson mit gründlichem Durchgehen der von ihm ins Barmanische übersetzten Theile des neuen Testamentes. Im Sommer 1821 mußte Judsons Gattin sich denn doch wegen andauernder Kränklichkeit zu einer Reise nach Amerika entschließen, während er selbst im Dezember 1821 durch die Ankunft des Arztes Dr. Price mit seiner Gattin, denen bald darnach die von Sirampûr zurückkehrenden Houghs folgten, erfreut und gestärkt wurde. Die Gemeinde aber wuchs bis August 1822 auf 18 Getaufte, von denen sich erfreuliche Züge eines tiefgegründeten Christenthums berichten ließen.

Im nächsten Jahre wurde Dr. Price, dessen Ruf als Arzt bis nach Ava gedrungen war, dorthin berufen und von dem Monarchen sehr huldreich aufgenommen. Judson, der ihn begleitet hatte, kam auch öfter mit ihm in den Palast, wurde aber lange Zeit vom Könige keines Blickes gewürdigt, bis er endlich einmal ihn gravitätisch ansah und fragte: „Und du, Schwarzrock, was bist denn du? Bist du auch ein Arzt?“ — „Nein, Ew. Majestät,“ antwortete Judson, „ich bin kein Arzt, sondern ein Lehrer der Religion.“ Auf die Frage des Königs, ob sich denn schon einer seiner Unterthanen bekehrt habe, antwortete Judson mit Ja, und jener richtete nun an ihn noch allerlei Fragen über Religion, Geographie und Astronomie. Nachdem Judson allmählich auch bei einigen ausgezeichneten Staatsmännern freien Zutritt gefunden, und seine Aussichten zu Ava sich immer mehr aufgeheitert hatten, kehrte er anfangs 1823 nach Rangun zurück, wo er bis Mitte des Jahres seine Uebersetzung des neuen Testamentes zum Druck vollendet und bis anfangs Dezember auch einen kernhaften Auszug der alttestamentlichen Schriften druckfertig hatte, als seine

Gattin gesund und fröhlich wieder bei ihm eintraf und zugleich den Missionar Wade nebst Frau als Gehülfen mitbrachte. Ende 1823 trat nun Judson mit seiner Gattin, gemäß einem dem Könige geleisteten Versprechen, seine Reise nach Ava an, wo er mit noch größerem Erfolge die Ausbreitung des Reiches Gottes zu fördern hoffte. Je näher sie aber der Hauptstadt kamen, desto kriegerischer sah es aus, und nicht lange waren sie in Ava, wo Dr. Price, der nach dem Tode seiner Gattin eine Eingeborene geheirathet hatte, sie unterstützte, als im Frühjahr 1824 der Krieg zwischen Barma und der englischen Regierung in Indien ausbrach.

Im Mai erschien die englische Flotte vor Rangun, und alsbald befahl der Vizekönig, „alles, was einen Hut trüge," d. h. alle Christen und Europäer, in Fesseln zu schlagen. Die Missionare Hough und Wade wurden sogleich eingesperrt[1]), und der Befehl gegeben, sie zu ermorden, sobald der erste feindliche Schuß fallen würde. Der Schuß fiel, aber die feigen Wächter entflohen erschrocken und wagten nicht, den Befehl auszuführen. Bald aber kamen andere Barmanen, welche mit ihren Spießen die Missionare nach dem Richtplatz schleppten, und die Hinrichtung ward nur dadurch verzögert, daß Hough sich erbot, mit den Engländern zu unterhandeln. Diese waren mittlerweile schon gelandet, hatten die heidnischen Truppen vor sich hergetrieben, und die Barmanen verließen nun in wilder Flucht die Stadt. So waren die Missionare plötzlich aus der Gefangenschaft befreit, fanden zu ihrer großen Freude auch ihre Frauen glücklich erhalten und dankten dem Herrn demüthig für ihre Errettung, obschon sie noch in großer Sorge schwebten um das Schicksal der Missionsgeschwister in Ava. Hier hatte anfangs die Nachricht von der Einnahme Ranguns durch die Engländer mehr Bewegung unter den Europäern als unter den Barmanen verursacht, da diese, in thörichtem Stolze ihres Sieges gewiß, schon bestimmt hatten, wie viele weiße Sklaven sie zu haben wünschten. Sobald aber die Nachricht von dem weiteren Vorrücken der Engländer eintraf, wurden die Fremden in Fesseln gelegt und eingesperrt[2]). Auch Judson und Price wurden in den sogenannten „Todeskerker" geworfen, wo sie, zuerst mit drei, dann mit fünf Paar Ketten belastet, 11 Monate lang schmachten mußten unter unsäglichen Leiden und rohen Mißhandlungen, dann in ein anderes Gefängniß bei Amarapura geschleppt, auf den Rath eines ihrer Feinde als Menschenopfer geschlachtet werden sollten, endlich aber nach weiteren sechs Monaten aus diesem Kerker, wohin Frau Judson ihrem Gatten gefolgt war, wieder nach Ava gebracht wurden. Schon vorher hatte jene heldenmüthige Frau, welche frei blieb, alles gethan, was in ihren schwachen Kräften stand, um Freiheit oder wenigstens Erleichterung für die Missionare zu erlangen, wobei fast alle möglichen Leiden sie bedrängten, stete Furcht für das Leben ihres Mannes, Mißhandlungen, die sie selbst erfuhr, eigene Krankheit und endlich die Sorge für ein

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1826, II, S. 346 ff.
[2]) Vgl. ebendas. 1827, I, S. 146 ff.

zwei Monate altes Kind, das sie selbst stillte und zuletzt noch von den Pocken befallen sah. „Wenn je,“ schreibt sie selber von dieser Zeit, „so fühlte ich in dieser großen Noth den Werth und die Wirksamkeit des Gebetes. Ich konnte mein Bett nicht verlassen und nichts für meinen Mann thun. Ich konnte nur den mächtigen Herrn anrufen, der gesagt hat: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen, und der mich so kräftig in dieser Zeit die Erfüllung seines Versprechens fühlen ließ, daß ich ganz beruhigt und überzeugt wurde, meine Gebete hätten Erhörung gefunden.“ Und so war es auch in der That. Die englische Armee rückte immer weiter gegen Ava vor, die Missionare wurden aufgefordert, an den Unterhandlungen theilzunehmen, der Friede von Yandabo (24. Februar 1826) ward nach langem Sträuben der Barmanen geschlossen, durch welchen die Küstenländer südlich vom Salwên an England abgetreten wurden. Aus dem britischen Lager, wo General Campbell ihn und Price freundlich aufnahm, zurückgekommen, fand Judson seine arme Gattin bleich, abgemagert, am Rande des Grabes, wohin infolge des anhaltenden Kummers und der übermäßigen Anstrengungen von Gemüth und Leib eine Fieberkrankheit sie gebracht, was ihn bewog, mit den britischen Truppen den Ort seiner Leiden zu verlassen, während Price in der Residenz zurückblieb, aufgefordert von dem gedemüthigten Monarchen, der die bei den Verhandlungen ihm von den Missionaren geleistete Hülfe erkannte. Er genehmigte dem Doktor nun sogar neben der ärztlichen Thätigkeit die Gründung einer Schule. Leider starb Price schon 1828.

Judson aber ließ sich in der neugegründeten Militärstadt **Amherst** in Martaban nieder, wo auch Missionar Wade, der von Rangun nach Sirampûr gegangen war, wieder zu ihm stieß und etliche Glieder der früheren Gemeinde sich um ihn sammelten. Hier, während er noch einmal als Dolmetscher in Ava abwesend war, starb Judsons edle und treue Lebensgefährtin infolge der ausgestandenen Leiden am 24. Oktober 1826, und ihr seliger Tod[1]) gab den anwesenden Barmanen ein mächtiges Zeugniß von der Kraft des Glaubens, wodurch mehrere von ihnen in Bekenner der Wahrheit verwandelt wurden. Erst im Februar 1827 kehrte Judson nach Amherst zurück, fand seine Gattin im Grabe und verlor bald darauf auch sein Kindlein; dem Trauernden aber kam am 17. April 1827 auch Missionar Boardman mit seiner Frau zu Hülfe, welchem die fünf Stunden von Amherst gelegene Stadt **Maulmein** (Maullaming) mit 20000 Einw. als Station angewiesen ward. Hierher folgten ihm, da Amherst mittlerweile wegen äußerer Verhältnisse von seiner früheren Bevölkerung zum größten Theil verlassen wurde, im Oktober 1827 auch Judson und Wade mit ihren 3 barmanischen Gehülfen Mung Ing, Mung Schwaba und Ko Myat Kyan,[2])

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1829, IV, S. 570 ff.; 1837, II, S. 270.

[2]) Mung (Moung) bezeichnet bei den Barmanen einen jungen, Ko einen im Alter vorgerückten Mann; Oo ist ein Greis, Meh (Mi) ein Mädchen, Mah eine Frau von Ansehen, May eine alte Frau u. s. f.

den Früchten der Predigten in Rangun, die sie nun in der Gegend umhersendeten, ihren Landsleuten das Evangelium zu verkünden. Gottesdienst und Schule wurden von Amherst nach Maulmein verlegt, und ein Zayat oder Bethaus zur öffentlichen Predigt aufgerichtet, das hier bald mehr besucht wurde, als es in Amherst der Fall gewesen. Sechs Barmanen wurden getauft, andere zur Taufe vorbereitet; auch ein Hindu[1]), Mc Donald, gesellte sich als brauchbarer Gehülfe zu den Missionaren; Frau Wade errichtete eine Schule für eingeborene Mädchen, und ein barmanisches Sklavenmädchen, das die Missionare losgekauft hatten und in der Schule unterrichteten, bekehrte an ihrem Sterbelager 8 ihrer Mitschülerinnen, die bald hernach getauft werden konnten, so daß im Laufe des Jahres 1828 das kleine Barmanenkirchlein zu Maulmein auf 21 Seelen sich vermehrte. Dabei wurde mit der Bibelübersetzung und Abfassung von Traktaten fortgefahren.

Da nun nach dem Tode des Dr. Price zu Ava auf dem unter barmanischer Herrschaft stehenden Gebiete kein Ort mehr vorhanden war, wo das Evangelium verkündigt wurde, fanden sich die in Maulmein vereinigten Missionare um so mehr zu weiterer Ausdehnung ihrer Wirksamkeit getrieben, und wurde daher Missionar Boardman im April 1828 nach dem pagodenreichen, götzendienerischen Tawoy gesandt, wo er Predigt und Schulunterricht begann, während seine Gattin des weiblichen Geschlechtes mit Eifer und Geschick sich annahm. Anfangs kam ihm hier alles freundlich entgegen, und Priester und Laien horchten auf seine Botschaft; bald aber merkte er, daß namentlich die ersteren sich verstellt hatten, und daß sie heimlich das Volk warnten, auf die Predigt des Evangeliums zu hören. Bald aber sollte hier die Thür zu einem weit ergiebigeren Arbeitsfelde aufgethan werden, zu den **Karenen.**[2])

Der erste, der das Evangelium in die abgelegenen Walddörflein dieses Volkes trug, war der schon genannte Ko Myat Kyan, ein Barmane, der dasselbe als ehemaliger Steuererheber in der Provinz Martaban kannte. Ein außerordentlicher Wahrheitsdurst kennzeichnet diesen Mann. Vor seiner Bekehrung hatte er es mit allen Religionssystemen der Halbinsel versucht, um den Frieden seiner Seele zu finden. Er unterwarf sich der Askese des Buddhismus, dann ging er zum Brahmanismus über, von diesem zum Islam und endlich zur römisch-katholischen Kirche — nirgends fand er Genüge. Da hörte er unter den Karenen von ihren Hoffnungen und von der baldigen Wiederkehr des Buches Gottes. Dies Dämmerlicht leitete ihn zum vollen Tage des Evangeliums, das er bei den Missionaren endlich fand. Er aber machte diese wieder auf die Karenen aufmerksam, von

---

[1]) Vgl. Basl. Miss.-Mag. 1837, II, S. 269.

[2]) In der Darstellung der Karenenmission folgen wir zunächst meist den eingehenden Arbeiten Chr. Fr. Epplers in der Allgem. Missionszeitschrift 1879 Nr. 2—4 sowie im Basler Missionsmagazin 1864 und 1872. Was sich auf die neuere Zeit bezieht, ist aus dem Baptist Missionary Magazine geschöpft.

denen er überzeugt war, daß sie das Evangelium mit Freuden aufnehmen würden, viel williger als die Barmanen. Den kürzlich erst in Barma angekommenen Dr. Wade beschäftigte dieser Gedanke so sehr, daß er sich auf den Rath Dr. Judsons mit Ko Myat Kyan und einigen andern bekehrten Barmanen von seiner Station Maulmein aus zum ersten Besuche in einem Karenendorfe (Dongyahn 8 Stunden nördlich) aufmachte. „Bei unsrer Ankunft," schreibt er, „hatten Männer, Weiber und Kinder ihre Wohnungen verlassen und sich im Dschangel versteckt. Nach einigen Stunden jedoch kamen mehrere zurück. Ko Myat Kyan sagte ihnen, daß wir gekommen seien, ihnen vom wahren Gott und dem Wege des Heils zu erzählen. „O, ist das eure Sache?" erwiderten sie; „wir meinten, ihr wäret Regierungsbeamte, und fürchteten uns. Aber wenn ihr Religionslehrer seid, so kommt und erzählt uns von Gott; wir sind glücklich, wir werden hören. Habt ihr das Buch Gottes gebracht? Unsere Väter sagten, die Karenen hätten einst das Buch Gottes gehabt, auf Leder geschrieben, allein sie hätten es sorglos zu Grunde gehen lassen. Seitdem sind wir, wie zur Strafe, ohne Bücher und ohne Schriftsprache. Aber unsere Propheten sagen, daß die weißen Fremden dies Buch haben und es uns in zukünftiger Zeit wiederbringen werden. Siehe, die weißen Fremden sind gekommen, wie unsre Propheten zuvor gesagt haben. Habt ihr Gottes Buch gebracht?" — Ich erwiderte ihnen, eine Bibel zeigend: Ja, ich habe das Buch Gottes, aber es ist in der Sprache der Fremden geschrieben. — In der Zwischenzeit nun erfuhren die Dörfler die Absicht unsres Kommens und hatten sich aus ihrem Versteck hervorgewagt, sodaß wir eine große Gesellschaft von Männern, Frauen und Kindern um uns hatten, gespannt zu erfahren, was wir über das Buch Gottes zu sagen hätten, von dem sie so lange gehofft, daß es ihnen die weißen Fremden bringen würden.

Dr. Wade erzählte ihnen nun, daß er als Missionar für die Barmanen ins Land gekommen sei; er werde aber um einen Mann schreiben, der zu den Karenen gesendet werde, sie ihre Sprache schreiben lehre und das Buch in dieselbe übersetze. „Aber, fuhr er fort, „ihr müßt es annehmen, es lesen lernen und auch euren Kindern lehren. Wollen die Karenen das thun?" „Ja," sagten sie, „wir wollen es und wir wollen Gott verehren, wenn man uns seine Gebote lehrt. Unsre Väter haben uns gesagt, daß, wenn die weißen Fremden uns das verlorene Buch bringen und uns die wahre Religion lehren, so müssen wir hören und gehorchen, dann werde die Wohlfahrt zu uns zurückkehren. Wenn wir aber nicht hören und gehorchen, werden wir gestraft werden ohne Rettung. Lange Zeit haben wir geduldet und um Erlösung gefleht; und nun, da die weißen Fremden mit dem verlorenen Worte Gottes gekommen sind laut den Sprüchen der Väter, und wir würden nicht hören, so wissen wir, daß die Drohung auch würde in Erfüllung gehen. Ja wir wollen hören und gehorchen."

Dieser erste Besuch in einem Karenendorfe war in der That providentiell und typisch für die ganze Karenenmission. So klang es wieder in allen Dörflein im Waldgebirge, wohin fortan die Missionare

kamen. Die Aufsätze der Aeltesten waren hier der Zuchtmeister gewesen auf Christum. Die Begierde dieses Völkleins aber, das Wort Gottes in seiner Muttersprache zu haben, und ihre Ungeduld, mit der sie auf den versprochenen Missionar nicht warten wollten, war der glückliche Anlaß, daß Dr. Wade sich daran machte, mit Hülfe Ko Myat Kyans und anderer die Karenensprache, und zwar zum größten Theile unter Anwendung der barmanischen Buchstaben, zur Schriftsprache zu erheben.

Von Ko Myat Kyan aber wird bezeugt, daß er dann und wann ganze Nächte im Gebet zugebracht, ohne die Flucht der Zeit zu merken, bis der Hahnenschrei ihn an den Anbruch des Tages erinnerte. Und als er im Alter erblindete und nichts mehr verdienen konnte, war es ihm doch eine liebe Gewohnheit, „aus der Tiefe seiner Armuth (2. Kor. 8, 2) einen kleinen Beitrag zum Unterhalt eines eingebornen Karenenpredigers zu geben. Als ihm bei einem derartigen Anlaß seine Gattin klar machen wollte, daß er nichts mehr geben könne, sagte er: „Nein, ich kann wohl an meiner täglichen Nahrung Abbruch leiden, aber des hohen Vergnügens kann ich nicht beraubt sein, etwas zur Unterstützung der Sache Christi zu thun."

Diesem ersten Bahnbrecher schlossen sich bald andre Pioniere an, die aus den Karenen selbst erstanden, und die die Evangelisirung ihres Volkes mit Einfalt und Eifer betrieben. Vor allen ragt unter denselben hervor Ko Tha Byu, einst ein Räuberhäuptling[1]), dann ein armseliger Sklave, zuletzt ein Verkündiger des Evangeliums „im Geiste der ersten Zeugen," der wohl den Namen eines Apostels der Karenen verdient. Hunderte von Gemeinden hat er gesammelt in den verschiedenen Theilen des Landes, in Tavoy, Rangûn, Bassein und selbst in Akyab. — Dr. Judson hatte in Maulmein den armen, keineswegs viel versprechenden Sklaven, mit dem wegen seiner Unkenntniß der barmanischen Sprache nicht viel anzufangen war, losgekauft 1827. „Wir hoffen," schrieb er von ihm, „daß sein Geist, obgleich außerordentlich finster und unwissend, doch der Herrlichkeit des Glaubens an Jesum Christum sich aufschließen wird." Ko Tha Byu blieb zunächst unter der Leitung des Missionar Wade, dessen Gattin ihn als außerordentlich roh und leidenschaftlich bezeichnet; es war ein unangenehmer Zuwachs für die Familie. Im Laufe eines Jahres aber zeigte sich an ihm eine wunderbare Umwandlung, obwohl dann und wann immer noch seine Heftigkeit zum Ausbruch kam. Am 16. Mai 1828 konnte er die heil. Taufe empfangen. Dies geschah jedoch zu Tavoy, wohin er dem Missionar Boardman gefolgt war. Er hatte sich nämlich mit einem in die Mädchenschule aufgenommenen karenischen Waisenmädchen verehelicht, deren beide Brüder bei dem genannten Missionar unter-

[1]) Er stammte aus der Provinz Arakan. Als Knabe war er ein böser, zügelloser Junge. Als er seine Eltern verließ, wurde er ein Räuber und Mörder — gegen 30 Menschen bekannte er ums Leben gebracht zu haben. Schon gleich nach dem Kriege war er mit den Missionaren in Rangun in Berührung gekommen und ihnen dann nach Amherst und Tavoy nachgegangen. An letzterem Ort war er infolge seiner Geldschulden in die Sklaverei gerathen.

gebracht waren. Als dieser Maulmein verließ, wollte der jungen Frau die Trennung von den Brüdern zu schwer werden. So zog auch Ko Tha Byu nach Tavoy. Die Zeit seiner Taufe nahte. Da traf er mit dreien seiner Landsleute zusammen, die ihn überreden wollten, mit ihnen in ihre Berge zurückzukehren. Der Missionar ließ dem Täufling die freie Wahl. Er blieb standhaft. So wurde er vor den Augen jener Landsleute von dem würdigen Boardman getauft und blieb. „Vielleicht hat Gott ein Werk für ihn unter seinen Landsleuten," schrieb dieser von ihm. „Er ist sehr eifrig, das was er weiß auch andern mitzutheilen".

Von nun an sehen wir den wunderbar umgewandelten Mann immer wieder und wieder auf Missionsreisen. Als Werkzeug für seinen Beruf führte er einen von der seligen Anna Judson verfaßten kleinen Katechismus bei sich, der sein Lieblingsbuch war. Von seinem ersten Besuche in einem Karenendorfe erzählte später ein Augenzeuge folgendes: „Es war Bestellungszeit, und wir waren zu den Abhängen des Hügels gegangen, um unsern Reis zu säen, als einer von den zu Hause Gebliebenen kam und sagte: Es ist ein Mann hier, vom Oberlande gekommen, um uns seinen Stammbaum mitzutheilen. Kommt und hört! Wir kamen und fanden Ko Tha Byu, welcher predigte und den Katechismus erklärte. Alle waren aufmerksam, und Maung Kwä entschloß sich plötzlich ein Christ zu werden. Er ging mit zur Stadt, um den weißen Lehrer zu sehen". Diese Erstlingsfrucht der Predigt Ko Tha Byu's war der Bruder des Dorfhäuptlings, der die Veranlassung wurde, daß fast die ganze Bewohnerschaft sich dem Christenthume zuwandte.

Einen andern fand er in Tavoy selbst, einen Jüngling, der sich in den Satzungen des Buddhismus abmühte, und der durch die Vorstellungen seines Landsmannes zu dem Entschluß kam, nicht länger „Backsteinhaufen" zu verehren, sondern den lebendigen Gott kennen zu lernen und ihm zu dienen.

Eine höchst interessante Episode der frühesten Karenenmission ist die Bekehrung des Dorfes Tschikku, wo ein eigenthümlicher Lehrer eine Anzahl von Schülern um sich gesammelt hatte. Ihm war einst durch einen muhammedanischen Händler (?) ein heiliges Buch zugekommen, das er (ohne etwas daraus lesen zu können) sorgfältig in Musselin gewickelt in einem Korbe bewahrte und seine Anhänger als Heiligthum verehren lehrte. Dabei nährte er die Hoffnung, es werde noch ein Lehrer kommen und die Geheimnisse des heiligen Buches enthüllen. Ko Tha Byu brachte auch hierher die erste Kunde vom Evangelio, und bald darauf kam der Häuptling des Dorfes samt dem Besitzer des Buches, gefolgt von einer langen Schaar Karenen, zum Missionar Boardman, der die Reliquie bald als ein Exemplar des Common Prayer Book enthüllte. „Das Buch ist gut," sagte er, „aber daß ihr es verehrtet, war nicht recht," und wies sie aus demselben durch Verlesung und Erklärung passender Psalmenstellen auf den hin, dem allein Anbetung gebührt. Es machte dies tiefen Eindruck. Der alte Lehrer legte sein sonderbares Priesterkleid ab und den Stab, das Zeichen seiner bis=

herigen Würde, die nun zu Ende gehen mußte. In der Folge wurde auch unter Ko Tha Byu's treuer Anleitung er ein demüthiger Jünger Christi.

Inzwischen hatte sich die Kunde von den weißen Fremden schon weit und breit durch die Walddörfer verbreitet. Viele Karenen kamen oft nach weiter Reise nach Tavoy, um den Missionar aufzusuchen. Als dann Boardman selbst Anfangs 1829 mit Tha Byu seine erste Reise in die Karenendörfer machte, wurde er überall mit Freuden begrüßt, als der, „der einen köstlicheren Weg zeigen werde". Er predigte in barmanischer Sprache, und sein karenischer Gehülfe dolmetschte. Ruhte der Missionar, so fuhr jener fort, seinen Landsleuten einzelne Punkte der göttlichen Wahrheit deutlich zu machen oft Stunden lang. Fröhlichen Herzens kehrte Boardman nach Tavoy zurück, fröhlich über das reife Erntefeld, das er überall hatte schauen dürfen. Bald darauf wurde infolge von Einladungen aus Mergui eine siebenwöchige Missionsreise nach dem Süden angetreten, nachdem Tha Byu's Gattin, die früher eine sehr unwissende und böse Person, hernach aber unter ihres Mannes Einfluß und dem der Frau Boardman eine hoffnungsreiche Wahrheitsforscherin geworden war, die heil. Taufe empfangen hatte. Auf jener Reise wurde Tha Byu krank. Während Boardman in der Umgegend predigte, bewährte er sich auf seinem Krankenlager als ein treuer Zeuge Christi. Sein damaliger Wirth konnte später als eine Säule der Kirche bezeichnet werden.

In der folgenden Regenzeit nahm Tha Byu seinen Wohnsitz in Tschikku und war dort und Umgegend mit Schulehalten und Lehren beschäftigt. Später, als er nach einem andern Dorfe ging, that seine zurückgebliebene Frau was sie nur konnte, um Gottes Wort zu lehren. Von dem Missionar war er eine Zeit lang abgeschnitten, da dieser sich infolge eines zu Tavoy ausgebrochenen Aufstandes hatte nach Maulmein zurückziehen müssen. Die Ruhe wurde zwar wiederhergestellt, aber nicht lange darauf siedelte Boardman ganz nach der genannten Station über, da Wade von dort nach Rangun versetzt war. Ko Tha Byu folgte ihm, nachdem er einen schon lang gehegten Wunsch, auch den Karenen auf siamischem Gebiet das Evangelium zu bringen, auszuführen versucht hatte — freilich wegen des Widerstandes der siamischen Beamten vergeblich.

Von Maulmein aus finden wir den unermüdlichen Evangelisten in Begleitung Ko Myat Kyan's in den Dschangeln am Salwênflusse. Auch dort ward ihm in den Karenendörfern dieselbe freudige Aufnahme wie in der Gegend von Tavoy. Die mitgenommenen Bücher fanden reißenden Absatz, selbst bei solchen, die sie in der Hoffnung nahmen erst lesen zu lernen. Gegen Ende des Jahres 1830 war Boardman wieder in der letztgenannten Stadt, und sein Gehülfe konnte ihm aus den Walddörfern 40 Taufbewerber zuführen. Der Missionar, übrigens erst 30jährig, kränkelte schon seit längerer Zeit. Dennoch schonte er sich nicht. Obwohl schon sehr schwach, ließ er sich mit Mason noch einmal in die Heimat der Karenen bringen. Am Ufer eines Waldstroms und am Fuße einer Bergreihe in erhabener Naturumgebung

war ein Zayat gebaut. Dort stand das Sterbelager des treuen Missionars. Vor seinen Augen wurden 34 Karenen getauft. Friedlich warf die scheidende Sonne ihre Strahlen auf die feierliche Gruppe. Da brach er in den Simeonsruf aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“ Herzliche Ermahnungen richtete er dann noch an die jungen Karenenchristen. Am folgenden Tage gab er während der Bootfahrt nach Tavoy seinen Geist auf. (11. Febr. 1831). Er wurde herzlich beweint von Karenen und Barmanen. Am meisten hatte an ihm Ko Tha Byu verloren.

Seine Arbeit in den südlichen Gegenden war nun gethan. Er hatte den Boden gelockert und die Erstlingssaat ausgestreut. Jetzt bedurfte es andrer Kräfte, um die wachgerufenen Seelen tiefer in der christlichen Wahrheit zu gründen und weiter auf dem Wege des Heils zu führen. Der neue Missionar Mason, dem nun die Station Tavoy anvertraut war, wurde durch den Gehülfen auf mehreren Reisen mit dem Missionsfelde bekannt gemacht, auf dem sich neben dem schon genannten Tschikku das Christendorf Thalu besonders hervorthat. In jenem leitete Tha Byu noch während zweier Regenzeiten die Schule. Dann machte er sich (Anfangs 1833) auf, um seine bahnbrechende Thätigkeit an einem andern Orte fortzusetzen.

Er ging zunächst nach Maulmein, das damals das Centrum der ganzen Mission bildete. Neben Dr. Judson und Wade stand dort Bennet, letzterer eifrig mit der Druckerei beschäftigt. Tha Byu hatte bald bei seinen Landsleuten in der Umgegend Anknüpfungspunkte gefunden. Mehrere derselben kamen zu den Missionaren. Seine weitere Wirksamkeit aber sollte sich auf die noch unter barmanischer Herrschaft stehenden Karenen erstrecken. Er nahm seinen Wohnsitz in Rangun, wohin er mit Bennet übersiedelte, der nach Uebernahme der Druckerei durch eine jüngere Kraft sich der direkten Missionsarbeit widmete. Von hier aus sehen wir ihn unermüdlich eine Missionsreise nach der andern machen, oft unter den größten Schwierigkeiten, wie einst, wo er sich zu lange aufgehalten und durch den Eintritt der Regenzeit überrascht war, die ihn nöthigte seinen Weg durch Schlamm und Moräste zu suchen und durch das Wasser mancher Waldbäche, das ihm bis an die Achseln ging. Auch die Rücksicht auf die herrschenden Barmanen erschwerte hier die Mission. Aber der unverdrossene Evangelist ließ sich nicht irre machen. Ueberall erzählte er von Christo und theilte Traktate in barmanischer Sprache aus. Am meisten fand er Widerspruch bei den Karenen, die schon Buddhisten geworden waren. Doch gelang es ihm in Maubi (etwa 5 Meilen nördlich von Rangun) soweit Fuß zu fassen, daß er sich vornehmen konnte die nächste Regenzeit dort zu verleben und eine Schule anzufangen, um das Karenische lesen zu lehren.

Es währte nicht lange, bis sich auch auf diesem Gebiete die Früchte der Arbeit reichlich zu zeigen begannen. Noch vor Ablauf des Jahres 1833 konnte Bennet an Dr. Judson folgendes schreiben: „Wir sind in Verlegenheit und wenden uns an Sie um Hülfe. An mehreren Tagen war unser Haus und das Häuslein Ko Tha Byu's eigentlich

gedrängt voll. Da er wegen der Krankheit seiner Frau nicht sobald wieder ausreisen konnte, als er im Sinne hatte, drängten sich die Karenen zu uns von Dalla, Leing, Maubi, Kyadan und manchen andern Orten, deren Namen ich nicht gehört habe, Männer, Frauen und Kinder, alle angelegentlich nach der Religion Jesu fragend. Ein „Saukai" (Ortsvorsteher) hat mich und die Gemeinde dringend um die Taufe gebeten und mehrere andere haben sich zu gleichem Zwecke an Ko Tha Byu gewandt. Sie verlangen dringend nach Schulen und bieten sich an Predigt-Zayat's und Schulhäuser zu bauen, wenn nur einige kommen und sie lehren wollen. Es finden sich unter ihnen nicht wenige, die bereits den Tag des Herrn halten, unsre Traktate lesen und sich gegenseitig, so gut es immer geht, zu unterweisen suchen. Sie kommen mit ihren Familien zusammen, singen und beten zu Gott. Sie erklären, daß sie den Brantwein aufgegeben haben und, soweit sie es verstehen, sich bemühen, den Forderungen der Heil. Schrift gemäß zu leben."

Infolge davon bat nun Missionar Bennet dringend um Hülfe, da Tha Byu's Kraft allein unter den Tausenden, bei denen es sich jetzt rege wie „das Rauschen eines großen Regens", nicht ausreichend sei. Er fügte die Bemerkung hinzu, die Karenen dieser Distrikte schienen denen der südlichen geistlich überlegen zu sein. Alle die nach Rangun kommen sprechen barmanisch, und die Missionare zogen es vor, sie in dieser Sprache zu prüfen ohne sich eines Dollmetschers zu bedienen.

Bereits vierzehn Tage später konnte derselbe melden, daß 4 Karenen als die Erstlingsfrüchte von dem viel versprechenden Erntefelde durch die heilige Taufe eingeheimst seien. Zwar drohte Verfolgung. „Aber," sagte einer der Getauften, „wenn auch der Wunschi (barmanische Gouverneur) einen Befehl ausgehen ließe, daß man uns die Köpfe abschneide — so möge er sie abschneiden. Wir glauben an Jesum; und wenn wir getödtet werden, so gehen wir dahin, wo Jesus ist, und werden glücklich sein. — In einem andern Briefe heißt es: „Wir haben den besten Grund zu hoffen, daß das gute Werk des Geistes unter den Karenen Barma's vor sich geht. Eine große Anzahl kam heute zu uns von Dalla. Ko Tha Byu's Haus ist gedrängt voll vom Morgen bis in die Nacht und unsre Veranda desgleichen. Jener fürchtet, sein Haus sei so voll, daß es zusammenbrechen möchte. Den ganzen langen Tag kamen und gingen einzelne Haufen. Immer wieder mußte er predigen."

Es war wunderbar, wie schnell das Evangelium in den Herzen dieser Leute Wurzel faßte und welche tiefe Aenderung ihres Lebens sich bald zeigte. Den Dämonen hatten sie gänzlich entsagt, und etwaige Versuche, sie wieder zu ihrem Dienste zu verleiten, waren völlig vergeblich. Ihr übermäßiges Trinken hatten sie entschieden aufgegeben und beobachteten pünktlich den Feiertag. Sie hielten Gottesdienst so gut es ging. „Nachher arbeiten wir auch nicht", sagte einer von ihnen, „sondern bleiben den ganzen Tag beisammen, lesen die Schriften und predigen 5 bis 6 mal".

Von Maulmein wurden 2 Karenenprediger mit zwei Schullehrern

zur Verstärkung gesandt, denen ihr Arbeitsfeld in Maubi angewiesen wurde, während Ko Tha Byu, wie es scheint, mehr in der Gegend von Bassein wirkte.

In Rangun trat im Jahre 1834 Missionar Webb an Bennet's Stelle. Seine Arbeit war fortan ein beständiges Einernten. Immer wieder findet sich in seinen Berichten die Meldung, daß ein Häuflein Karenen gekommen sei und 5—6 von ihnen nach eingehendster Prüfung getauft wurden.

Die barmanische Regierung hatte schon lange auf diese Bewegung mit mißgünstigen Augen geschaut. Im Jahre 1835 brach die Verfolgung aus. Das erste Opfer derselben war Ko Sanlon, ein Barmanengehülfe. Er ward eingekerkert, mit Ketten beladen, zu grausamer Arbeit verurtheilt. Bei Todesstrafe wurde ihm befohlen seinen neuen Glauben abzuschwören, allein er blieb standhaft. Zuletzt wurde er zwar aus dem Kerker entlassen, aber all sein Hab' und Gut war konfiszirt worden. Dabei ward ihm strenge untersagt, je wieder seine Missionsarbeit aufzunehmen. Er hielt Glauben bis an sein bald erfolgendes Ende. — Sechs Karenen, die in Howard's (des Nachfolgers von Webb) Schule gingen und ebensoviele, die nach Rangun kamen um sich taufen zu lassen, wurden in den Stock geworfen und dann in ihre Dschangel zurückgeschickt. Allein auch dort waren sie nicht sicher. Im Distrikte Maubi wurden die Gläubigen schweren Strafen (bis zu 400 Rupî) unterworfen, weil sie sich weigerten die Nat zu verehren oder Gaudama als ihren Gott anzuerkennen. Unter diesen Bedrückungen wurden die Besuche in der Stadt zwar seltener, aber die Bekehrten blieben ihrem Glauben treu. Andre flohen vor ihren Verfolgern und trugen dadurch den Samen des Evangeliums zum Theil auch in andre Gegenden.

Es lag natürlich die Vermuthung nahe, daß auf Ko Tha Byu als den hauptsächlichsten Anstifter der Bewegung gefahndet werde. Er gab den Vorstellungen seiner Freunde nach, die in ihn drangen sich den Augen seiner Feinde zu entziehen. Lange hörte man nichts von ihm. Endlich tauchte er wieder auf in der Nähe von Pegu, wo er unter einem Stamme der Karenen predigte, der bisher noch nicht vom Evangelio berührt war. — Im Distrikte Bassein wurde der Verfolgung auf wunderbare Weise Einhalt gethan. Missionar Kincaid hatte damals in Ava unter seinen Bekehrten einen jungen vornehmen Barmanen, dessen Schwester Ehrendame bei der Königin war, und die allen ihren Einfluß aufbot den Bruder aus der Verbindung mit dem Missionar zu entfernen. Sie brachte es dahin, daß er nach Bassein als Gouverneur versetzt wurde. Dort wurden ihm angeklagte Karenen vorgeführt — die er zu seinem Erstaunen als Christen erkannte. Er gab sie frei und ließ es während seiner zweijährigen Regentschaft nicht zu weiteren Verfolgungen kommen. In dieser Zeit gedieh dort die Mission zusehends. Konnte doch von 2000 christlichen Karenen berichtet werden.

Auch im Distrikte Maubi ging die Verfolgung vorüber, und als im Jahre 1836 die Missionare Vinton, Abbot und Howard u. a. auch

dorthin eine Reise machten, konnten sie 173 Personen durch die heil. Taufe in die christliche Kirche aufnehmen. Die meisten derselben waren von Tha Byu für das Evangelium gewonnen worden.

Von der längeren Wirksamkeit des letzteren in der Gegend von Pegu sind keine Berichte vorhanden. In den Jahren 1837—39 finden wir ihn wieder, bald in Maulmein, bald in Rangun thätig. Am längsten weilte er in den Dörfern von Maubi, die durch ordentliche Wege in Verbindung standen, da ihn seine Kränklichkeit vielfach hinderte in früherer Weise die Dschangel zu durchstreifen. Im folgenden Jahre begleitete er den Missionar Abbot nach Sandoway, der Hafenstadt der schon britischen Provinz Arakan. Von hier aus war es leicht, mit den Karenen im Yomadaunggebirge, auch jenseits auf barmanischem Gebiete, zu verkehren. Auch hier erwies er sich als Bahnbrecher. Seine Wirksamkeit aber neigte sich dem Ende zu. Hier in seinem irdischen Heimatlande sollte er zu der ewigen Heimat abgerufen werden. Nach schweren Leiden, infolge eines nach innen getretenen Rheumatismus, durch den er überhaupt längere Zeit vollständig gelähmt war, entschlief er am 9. September 1840.

Entnehmen wir der Biographie dieses merkwürdigen Mannes noch einige Charakterzüge. Seine hervorstechendste Eigenthümlichkeit war ein unbeschreiblicher Drang zum Predigen zur rechten Zeit oder zur Unzeit. Müde und erschöpft von der Reise kommt er in's Dorf — gleich muß er predigen. Er wird verlacht, verhöhnt — er predigt um so eifriger — seine Zuhörerschaar entfernt sich und läßt ihn fast allein — er predigt weiter. In jedem andern Geschäfte war er indolent und schwach; predigte er aber Christum den Gekreuzigten, so war seine Seele ausgerüstet und gestählt mit mehr als menschlicher Spannkraft.

Was er zu sagen hatte, kam nicht aus einem weiten Gedankenkreise. Es waren die schlichten Grundwahrheiten des Evangeliums sein A und sein O. Diese immer wieder vorzubringen, war er unermüdlich. Dennoch zeigt ein uns aufbewahrtes Beispiel aus seinen Predigten in gewisser Weise sogar den begabten Homileten.

Ko Tha Byu hatte die Thorheit und Schädlichkeit des Weltsinnes geschildert und fuhr dann fort: „Ein weltlicher Mensch ist nimmer zufrieden mit dem was er hat. Ich muß mehr Häuser, mehr Land, mehr Büffel, mehr Sklaven, mehr Weiber, mehr Kinder und Enkel, mehr Gold und Silber, mehr Früchte und Reis, mehr Boote und Schiffe haben; ich muß ein reicher Mann sein. Das ist seine Sprache. Er denkt an nichts so sehr, als daran, wie er weltliche Güter zusammen häufe. An Gott und Religion denkt er gar nicht. Aber gib Acht auf diesen Menschen. Plötzlich geht ihm der Athem aus, und alles dessen, was er besessen und so sehr geschätzt hat, sieht er sich beraubt. Er blickt um sich her und sieht nichts von seinen frühern Besitzthümern. Erstaunt ruft er aus: Wo sind meine Sklaven? wo meine Büffel? ich kann nicht einen von ihnen finden. Wo sind meine Häuser und Geldkisten? Was ist aus meinem Reis geworden, den ich in der Vorrathskammer aufgespeichert? Wo sind alle die schönen Kleider, die mich soviel gekostet? Ich kann nicht eins von ihnen finden. Und wo sind meine Frauen und Kinder? Weh, sie sind alle verloren. Ich bin verlassen und arm in der That. Ich habe nichts! Aber was ist das?" — Der Prediger beschrieb nun die Leiden einer verlorenen Seele. Dann stellte er den Reichen in seinen Wehklagen dar. „O was für ein Thor bin ich gewesen! Gott setzte ich hinten an, den einzigen Heiland, und suchte nur weltliche Güter, während ich auf Erden war, und nun bin ich verloren! — —

— — Alles in dieser Welt ist Elend. — — — — Aber hört, Gott spricht von oben her: Warum suchet ihr Behagen und Glückseligkeit in diesem elenden Dorfe der Sterblichkeit, in diesem Dickicht von Dornen und Hecken? Sehet auf zu mir, ich will euch erlösen und euch Ruhe geben an einem Orte, da ihr ewig sollt gesegnet und glücklich sein."

Zum Pastor ist Ko Tha Byu nie ordinirt worden. Es fehlte ihm dazu die wissenschaftliche Bildung, die er sich seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr erwerben konnte. Er verachtete sie nicht und wünschte z. B. daß sein Sohn auch Englisch lernen sollte. Sein Werk war überhaupt nur das eines Bahnbrechers. Zu dem stillen Hegen und Pflegen und Fördern einer jungen Gemeinde war er nicht brauchbar. „Er griff um sich wie ein Riese, aber er war ein blinder Kyklop. Kam er an einen neuen Ort, dann ging alles gut. Blieb er irgendwo länger, so sahen es selbst die, die ihm ihre Bekehrung verdankten, nicht ungern, wenn ihn ein andrer ablöste. Außer seinem Lieblingsthema: Christus der Gekreuzigte, war er in allen andern Dingen ebenso unerfahren wie ein Kind. So z. B. wünscht er, als sein Augenlicht schwach wird, daß für ihn eine Bibel mit der großen Plakatschrift des Titelblattes gedruckt werde. Ein andermal ersucht er den Missionar, er möge doch den englischen Gouverneur veranlassen Rangun durch Truppenmacht in Besitz zu nehmen, damit er dorthin zurückkehren könne. Oft währte es nicht lange, daß seine Schüler mehr wußten als er selbst.

Fragt man, woher er die wunderbare Kraft seiner Predigten schöpfte, so stellt sich bald heraus, es war das Gebet. Stunden lang brachte er bei Tage und bis in die Nacht hinein im Gebete zu, das er gewöhnlich laut, doch mit gedämpfter Stimme verrichtete. Selbst Nachts, wenn er erwachte, erhob er sich um zu beten. Daß er auch mit seinem alten Menschen viel zu kämpfen hatte, darf Niemanden befremden. Oft kamen noch Reste seiner alten Heidennatur an ihm zum Vorschein. Seine Heftigkeit war furchtbar, und den Zorn zu bemeistern wurde ihm bis ans Ende schwer. Daß an ihn nicht derselbe Maßstab sittlicher Verantwortlichkeit gelegt werden kann wie an diejenigen, welche von Jugend auf unter christlichem Einflusse gestanden haben, wird eine billige Beurtheilung nicht vergessen.

Die Taufe Ko Tha Byu's, im Jahre 1828, war der Anfang der Karenenmission. Bei seinem Tode, zwölf Jahre später, waren amtlich 1270 Seelen als Glieder der christlichen Karenengemeinden eingeschrieben. Weitaus die meisten derselben hatten ihre ersten Anregungen von jenem treuen Zeugen empfangen, an dem sich auch das Wort des Apostels bewähren sollte: Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet.

Neben der jungen so fröhlich aufblühenden Karenenmission blieb die ältere **Barmanenmission** allerdings ziemlich weit zurück, obgleich auch für sie mit großer Anstrengung gearbeitet wurde. Zu Maulmein, der Centralstation der amerikan. Baptisten in Barma, war die Presse in regster Thätigkeit und lieferte nicht blos die vollendete Uebersetzung der Bibel, sondern auch andre christliche Schriften in großen Massen (über 5 Millionen Druckseiten in einem Jahre). Dort stand

der ehrwürdige Judson, der an der Witwe Boardmans seine zweite Gattin gefunden hatte. Wohl schien einmal ein Vordringen desselben auf dem Irawaddi recht erfolgreich zu werden. Bis **Prome** war er mit seinen Begleitern gekommen, und das Evangelium schien in jener Stadt reichlich Anklang zu finden; aber die barmanischen Behörden zwangen den Missionar wieder zur Umkehr. Auch die Schule in Ava, welche Missionar Kincaid in jener Zeit hatte gründen dürfen, erfüllte die Erwartungen nicht, die man auf sie gesetzt hatte. Unter politischen Unruhen mußte die Station 1837 wieder aufgegeben werden, nachdem zuvor die Behörden der Mission möglichst viele Hindernisse in den Weg gelegt hatten. Nur ein Nationalgehülfe blieb zurück, der unter allen drohenden Gefahren das Häuflein von Christen zusammenzuhalten suchte. — Ueberhaupt die ganze Barmanenmission hatte es noch nicht zu irgend welchen ausgedehnteren Erfolgen bringen können, wenn auch hier und da einige Personen bekehrt und zu treuen Christen geworden waren.

Um so erfreulicher war es bei den **Karenen** vorwärts gegangen. So finden wir z. B. in jenem Dorfe Dongyhan, das wir oben bei Gelegenheit des ersten Besuches der Missionare kennen lernten, um 1840 bereits eine blühende Christengemeinde. Außer einigen Nationalgehülfen hatte dort eine Amerikanerin, Miß Macomber, bis zu ihrem im genannten Jahre erfolgenden Tode gearbeitet. Ihrem unermüdlichen Eifer war es gelungen, selbst den wüster Trunksucht fröhnenden Dorfhäuptling, dessen Gattin sich schon früher dem Evangelio erschlossen hatte, auf andere Wege zu bringen. Das Dorf war eine liebliche Stätte des Friedens geworden, wohin sich der alternde Dr. Judson öfters mit seinen Uebersetzungsarbeiten zurückzog[1]). Er arbeitete nur in der Barmanensprache. Für die Karenen hatten die gleiche Arbeit Wade und Mason übernommen. Besonders der erstere hatte die schwierige Aufgabe gelöst, die Laute dieser Sprache mit Zeichen, die im allgemeinen der barmanischen Schrift entnommen wurden, zu fixiren.[2]) Wie der letztere den ganzen Schatz karenischer Poesie, wie er sich in der Tradition erhalten hatte, **sammelte**, um eine feste Grundlage für die Uebersetzungen zu gewinnen, ist oben bereits erwähnt worden. Es folgte dann die Uebersetzung des Neuen Testaments, die 1842 vollendet wurde. Die ganze Heil. Schrift ward 1851 fertig. Hierbei bemerken wir sogleich, daß seit 1842 eine karenische Zeitschrift, der Morgenstern, herausgegeben wurde. Bei der großen Lust der Karenen viel zu lesen, nachdem sie es einmal gelernt hatten, war eine solche ein rechtes Bedürfniß. Alle diese Arbeiten wurden in **Maulmein** betrieben.

Eine andere für diese Mission höchst wichtige Anstalt war in **Tavoy** errichtet worden — die **theologische Schule**, an der besonders Missionar Mason wirkte. Dem Eifer, wie wir ihn an Ko

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, wie dieser Veteran 1850 (den 12. April) auf der Reise nach Amerika heimging. Sein Leib wurde in den Fluten des Ozeans bestattet.

[2]) Später ließ derselbe eine als höchst gediegen gerühmte karenische Grammatik erscheinen.

Tha Byu kennen lernten, und der sich, wenn auch nicht in gleichem Maße, bei manchem Karenenjüngling fand, mußte eine verhältnißmäßig gründliche Bildung zur Seite treten, wollte man gediegene Prediger und Evangelisten für das Volk gewinnen. Ich finde nicht angegeben, was der Unterricht in diesem Seminar alles umfaßte. Vermuthlich hatte man zuerst etwas weit gegriffen; denn später wurde wenigstens das Englische als Lehrgegenstand durch einen Beschluß der karenischen Generalsynode — wenn wir so sagen dürfen — abgeschafft. Doch hat diese Schule, wenn auch nicht alle ihre Zöglinge ohne Ausnahme später den gehegten Erwartungen entsprachen, manche Männer hervorgebracht, die auch die kühnsten Erwartungen übertroffen haben und mit Verständniß, mit ausgedehntester Schriftkenntniß, mit großer Frömmigkeit und Treue ihr Amt als Pastoren und Evangelisten getrieben haben und noch treiben. Es ist ausdrücklich zu bemerken, daß diese Karenenprediger, nicht wie die Nationalgehülfen auf andern Gebieten, aus der Missionskasse bezahlt werden. Sie erhalten ihren keineswegs sehr reichlichen Unterhalt von der Gemeinde, in der sie arbeiten, und sonst nichts weiter. Das Seminar kam später nach Maulmein und 1858 nach Rangun oder genauer nach Kemmendine, einer dortigen Vorstadt, wo es eine bedeutende Erweiterung erfuhr.

Lernen wir jedoch, um die weitere Ausbreitung der Karenenmission zu verfolgen, wenigstens ein paar von den Personen kennen, welche die Werkzeuge derselben waren. Wir nennen zuerst Sa Dumu. Auf wunderbar verschlungenem Pfade wurde er dem Evangelio zugeführt. Aus der Gegend von Taungu (nördlich am Salwên) stammend, war er mit einer Räuberbande bis nach Maulmein gekommen. Dort wurde sie aufgehoben, aber Dumu entrann nach Tavoy. Hier erkrankte er und lag lange Zeit in einem Kyaung (Kloster) in Lebensgefahr. Dort erwachte in ihm das Schuldgefühl, das ihm auch nach seiner Wiederherstellung keine Ruhe ließ. Bei seinen Wanderungen durch die Dschangel hört er von einem Bukha (Karenenpriester) an der Grenze von Siam, der ein Buch besitze. Mit großer Mühe sucht er ihn auf, trifft aber nur einen Betrüger, der mit einigen Buchstaben die Hoffnungen der Karenen ausbeutet. Enttäuscht kehrt er zurück. Da trifft er unterwegs mit einigen Zöglingen des Seminars zusammen, die von Tavoy aus als Bibelleser ihre Ferienreise in die Karenendörfer machten. Er hörte ihnen zu und wurde von der Wahrheit ergriffen. Bei ihrer Abreise ließen sie ihn bei dem Pastoren einer Gemeinde jenes Distrikts, unter dessen Leitung er bald ein Christ wurde. „Wir hörten von ihm", schreibt Missionar Croß (der seit 1844 an dem Seminar wirkte), „während der Regenzeit, 2—3 Monate nach seiner Bekehrung, wie er durch seine natürliche Beredsamkeit nicht geringe Bewunderung errege. Er sah die Gleichgültigkeit der älteren Christen und seine Seele ergoß sich in feurigen Ermahnungen. Schon war er ein Leiter in der Gemeinde geworden und wurde in den Dorfgemeinlein da und dorthin berufen um Schwierigkeiten beizulegen. — — Bald wurde er getauft. Seine Ansprachen in den Versammlungen, die

von seiner Bibelkenntniß sowie von seiner gesunden Auffassung und Reife der Erfahrung zeugten, erregten unsre Verwunderung."

Aufs tiefste bewegte ihn fortan der Gedanke, seinem eignen Volke das Evangelium zu bringen. Während er sich dazu auf dem Seminar vorbereitete, malte er sich oft schon im Geiste aus, mit welcher Freudigkeit in den Dörfern seiner Heimat die Predigt angenommen werden würde. Seine Hoffnungen sind nicht zu Schanden geworden.

Durch ihn aber wurde noch ein andrer Mann für die Mission dort im Norden, im Taungudistrikte begeistert. Es war dies Sa Quala, einer der begabtesten und hervorragendsten unter den Erstlingen der Karenen. Aus dem Munde Ko Tha Byu's hatte er als 17—18jähriger Jüngling zum erstenmal das Wort Gottes vernommen und war davon ergriffen worden. Sein Vater, der auf die erwarteten weißen Fremden große irdische Hoffnungen gebaut hatte, wie denn auch der Name Quala, d. i. Hoffnung, den er dem Sohne gab, bezeugt — war, als sich seine Wünsche nicht erfüllten, ein Feind des Christenthums geworden. Als jener nun seine Absicht kund gab zum Missionar zu gehen, warf ihm der Vater eine Melone gegen den Kopf, daß sie zerplatzte. Dennoch ließ er sich nicht zurückhalten. Im Dezember 1830 wurde er mit einer Schaar von Landsleuten durch Boardman getauft. Des letzteren Nachfolger Mason, erkannte bald die bedeutende Begabung des Jünglings und machte ihn, wie wir bereits oben bemerkten, zu seinem besonderen Gehülfen bei den Uebersetzungsarbeiten. Ebenso aber bediente er sich mit großem Erfolge seiner Hülfe bei den Predigtausflügen in die Bergdörfer. Am 28. April 1847 wurde Quala als Prediger ordinirt und wirkte als solcher unermüdlich in der Tenasserim-Provinz, bald hier bald dort Seelen ins Reich Gottes sammelnd.

Wie gesagt, wurden durch Dumu seine Blicke auf das reichlich mit Karenen bevölkerte Taungugebiet gelenkt. Bis zur Zeit des zweiten englisch-barmanischen Krieges war jene Gegend ziemlich unbekannt geblieben. Die Missionare wußten von dort nur durch Hörensagen. Als nun infolge des genannten Krieges sich auch dorthin die Pforten öffneten, machte sich Dr. Mason mit seiner Gattin von Tavoy aus nach dem etwa 85 Meilen nördlich gelegenen Taungu auf den Weg. Sa Quala folgte ihm dahin, so schwer es den Gemeinden, die er bisher gepflegt hatte, wurde ihn zu verlieren. Ihm wurde, während Sa Dumu in dem südlicher gelegenen Schwêgyin-Distrikte blieb, sein Arbeitsfeld bei der vorgenannten Stadt angewiesen. Mason, der zur Stärkung seiner Gesundheit in die Heimat reisen mußte, ließ ihn dort mit etlichen Gehülfen zurück. Als er zu Anfang des Jahres 1857 zurückkehrte, traf er 30 Gemeinden mit 2124 Gliedern. Quala hatte in den ersten beiden Jahren allein 2000 Seelen getauft. Von der ersten Bghai-Versammlung, der er präsidiren mußte, schreibt Mason: Als ich von der Höhe des Hügels, auf welchem die Versammlung stattfand, hinblickte auf 2000 der wildesten Karenen, die der Dschangel aufzuweisen hat, da war es mir, beim Anblick ihrer verschiedenen Trachten, als säße ich in einer Versammlung aller Völker. 45 Sta-

tionen waren vertreten, jede derselben hatte ihren Lehrer, und alle, mit wenigen Ausnahmen, sind Eingeborne des Taungudistrikts, — — — und in den drei letzten Jahren erst bekehrt. Dies ist der merkwürdigste Zug in dem so merkwürdigen Werke."

Diese Erfolge waren nicht ohne Schwierigkeiten errungen. Bei den nördlichen, in viele kleine Stämme zersplitterten Karenen, bei denen Kämpfe, Raub und Plünderung an der Tagesordnung waren, war es dem Verkündiger des Evangeliums keine leichte Sache, Eingang zu finden. Sa Quala wagte sich geradezu mit Lebensgefahr in eines jener Dörfer. Er blieb dort eine Woche, während der er dem Verhungern nahe kam, da ihm zunächst von Jedermann die Lebensmittel versagt wurden. Endlich erbarmten sich einige mitleidige Frauen und gaben ihm ein Huhn, das er sich bereitete. Nach und nach gewann er das Zutrauen der Leute. Er redete zu ihnen, so gut es in dem ihm noch ungewohnten Dialekte gehen wollte, und kündigte sich ihnen als einen Boten an, der im Namen Gottes komme, von dem ihre Traditionen redeten, und ihnen das verlorene Buch Gottes bringe. Er hatte die rechte Saite in ihrem Herzen angeschlagen. Da der erste Häuptling des Dorfes grade abwesend war, so wäre es nicht rathsam gewesen, sich vor seiner Rückkehr zu entfernen. Er kam, und das Ende von Quala's Bemühungen war dies, daß die Dörfler mit Bewilligung des Häuptlings einen Schullehrer aufnehmen, beherbergen und beschützen wollten. Es war das für jenen keine geringe Sache, da er sich dadurch leicht die Feindschaft der Umwohner zuziehen konnte. Ein junger Mann, der bis dahin als Kuli gedient, aber bei Quala lesen gelernt hatte, wurde zum Lehrer ersehen. Seine Wirksamkeit war über Erwarten gesegnet.

Quala wanderte in einer folgenden Woche zu den Paku. Dazu mußte er einen Stamm umgehen, der für besonders dämonisch galt, und so gefürchtet war, daß ihn kein Führer bis dorthin begleiten wollte. Den Paku-Dialekt fand er dem seinigen sehr ähnlich. Aber auch hier wollte ihn niemand aufnehmen und beherbergen. Da lud ihn endlich am Sonnabend Abend ein Betrunkener, der als solcher auch gefürchtet war, in sein Haus und setzte ihm Essen vor. Nüchtern geworden, bereute er den Schritt nicht. Quala verbrachte den Sonntag bei ihm und machte ihn mit der Absicht seines Kommens bekannt. Sie fand Anklang, und er entschloß sich einen Schullehrer aufzunehmen — ja er selber wurde nachgehends ein Prediger unter seinem eignen Volke. Auf der weiteren Reise kam Quala zu den Maunipgha, deren Dialekt mit den tiefen Kehllauten er sich erst aneignen mußte, ehe ihn die Leute verstanden. Sie nahmen ihn auf als einen Gesandten Y'wah's. — Der Schlüssel zu den Herzen war hier, wie überall unter den Karenen, die Wiederbringung des verlornen Buchs. Der Anblick der Leute aber war kein sehr ansprechender und lieblicher. Man denke sich einen Haufen von 50—100 Männern, beschmutzt, ihre Haut von Koth fast überkrustet, zum Theil befleckt mit Menschenblut, an den Lenden und Schenkeln Mordwaffen niederhangend, die einen auf ein Knie niedergelassen, die andern auf ihren Fersen kauernd, wieder andere an ihren

Speeren lehnend und alle den Fremden mit verdächtiger Miene anblinzelnd — wahrlich, es gehörte Muth und Liebe dazu, solchen Menschenkindern vors Angesicht zu treten.

Sa Quala bewies beides in der Kraft des Geistes. Wie er dort wirkte, schildert er einmal in kindlich naiver Weise selber. Er schreibt: „Weil Gott mir mein Werk gezeigt hat, so ruhe ich nicht. Ich gehe auf die Berge und in die Thäler, hierhin und dorthin, am Tage an den Ort und bei Nacht an einen andern und so fort. Da meine Gesundheit gut ist, so achte ich das für nichts. Ich wünschte, daß das Reich Gottes möchte über das ganze Land von Taungu unter diesen Menschenmördern verbreitet werden. Ich wünsche es mehr, als ich Worte finden kann es zu sagen. Und weil es am Tage ist, daß Gott sie zu retten sich vorgenommen, so ist mein Herz stark, obgleich mein Fleisch schwach ist."

Als der englische Regierungskommissar Phayre den mächtigen Einfluß bemerkte, den Quala auf diese wilden Karenen hatte, wollte er ihn mit einem monatlichen Gehalt von 30 Rupî in den Regierungsdienst ziehen. Dies Anerbieten wurde in der würdigsten Weise abgelehnt, mit dem Bemerken: „Ich will Gottes Werk nicht mit dem Werk der Regierung vermischen; dafür gibt es andre Leute." Schon früher einmal, in Tavoy, hatte er solch eine einträgliche Stelle ausgeschlagen, um sich nicht von dem Dienst für's Reich Gottes abwenden zu lassen. Damals hatte auch seine Gattin (die übrigens während der ersten Zeit seiner Wirksamkeit in Taungu in der genannten Stadt zurückgeblieben war) keinen Augenblick der Versuchung nachgegeben.

Quala aber wirkte nicht etwa nur oberflächlich, wie man aus seinen ausgedehnten Erfolgen vielleicht schließen möchte. Nein, er nahm es sehr genau mit der Zulassung zur heil. Taufe. Unter den Bghai war während seiner Anwesenheit einer von den Raubeinfällen vorgekommen. Quala begab sich zuerst in das beraubte Dorf, um den Sachverhalt kennen zu lernen. Dann ging er zu den Feinden und forderte die Zurückgabe der Gefangenen und ein öffentliches Bekenntniß ihrer Schuld. Die Dörfler waren nicht unfreundlich gegen den Lehrer, der ihnen das Buch Gottes gebracht, meinten aber, seiner Forderung sich entschlagen zu können. Er aber erklärte, nichts mit ihnen zu thun zu haben, bis sie dem beraubten Dorfe volle Genugthuung gewährt hätten. Er verließ sie. Sie sandten ihm nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er verweigerte es. Sie wünschten ihm freundschaftlich die Hand zu reichen — allein er erwiderte: „Eure Hände sind mit eurer Nächsten Blut befleckt; geht, bereut eure Schuld und erstattet das Geraubte, sonst kann euch nimmer vergeben werden. Gott will euch mit euren unvergebenen Vergehungen nicht annehmen". Es vergingen einige Monate, bis diese Leute auf die Forderungen eingingen; dann aber geschah es. Quala bedeutete sie ferner, alle ihre alten Zwistigkeiten müßten beigelegt sein, ehe er einen von ihnen zur Taufe zulassen könne. Und er hielt streng darauf — hier wie überall. Wunderbare Züge von der umwandelnden Kraft der Gnade Gottes

traten infolge dieser seelsorgerlichen Behandlung an den Tag, wie man sie unter solchem wilden Volke nicht erwartet hätte.

Unter Sa Quala's Leitung arbeiteten übrigens einige Gehülfen, unter denen doch folgende mit Namen erwähnt sein mögen: Sa Papau unter den Sgau, Sa Schapau unter den Bghai und Sa Pwâpau unter den Paku.

Nicht viel geringer als das eben besprochene Werk im nördlichen Distrikte war dasjenige, das Sa Dumu in dem etwas südlicheren von Schwêgyin aufrichtete. Im ersten Jahre wurden von ihm 500 Personen getauft. Er war auch in besonderer Weise für diese Arbeit befähigt. Frei, unerschrocken und thatkräftig — Charakterzüge, die mehr oder minder einst dem Karenenvolke eigen waren, die sie aber durch die Jahrhunderte der Unterdrückung verloren — so war Dumu vorgegangen. Auch er ließ sich im Drange der Liebe Christi keine Ruhe. Aber ebenso treu wie er von der Liebe Gottes in Christo zeugte, ebenso entschieden rügte er die Sünden und rief zur Buße. Und sein Wort schlug ein und schlug durch.

Freilich nicht alle Karenenprediger konnten solche Sterne erster Größe sein. Viele kamen über eine gewisse Mittelmäßigkeit nicht hinaus, während manche das in sie gesetzte Vertrauen wenig rechtfertigten. Dennoch läßt sich von der großen Mehrzahl sagen, daß sie trotz mancherlei Mängel ihrer Kenntnisse und mancherlei Schwächen treu die ihnen anvertrauten Gemeinden leiten oder unter ihren heidnischen Volksgenossen das Evangelium treiben. Allerdings können die meisten von ihnen die Oberleitung eines Missionars bis auf den heutigen Tag noch nicht entbehren. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß sie unselbständige Leute seien und etwa nur mechanisch wiedergeben, was sie im Seminare gelernt haben. Im Gegentheil: die Ausbildung im Seminare geht vor allen Dingen darauf hin, die Zöglinge an selbständiges Denken zu gewöhnen und sie zu selbständigem Eindringen in die Heilige Schrift anzuleiten. Es wird denn in ihnen auch ein Trieb des Forschens erweckt, der sie auch in ihrem späteren Berufsleben nicht zu verlassen pflegt. Dr. Mason hob die „brennende Begierde, mit welcher die jungen Prediger Belehrung über biblische Gegenstände suchen, als ein vielversprechendes Zeichen hervor." „Wenn immer ich mich zum Essen niedersetzte", sagte er in einem seiner Reiseberichte bei Gelegenheit einer der Synodalversammlungen, waren stets bald mehrere, bald wenigere rings um mich her, welche Aufklärung über schwierige Bibelstellen von mir verlangten. Machte ich des Abends einen Ausflug in den Wald, so folgte mir auf jedem Schritt ein langer Wanderzug von Fragenden. Ich setzte mich, um ein wenig zu ruhen, auf einem Granitfelsen, der die Ebene um tausend Fuß überragte. Alsbald ließ sich im Kreise um mich eine Schar junger Männer nieder, ihr Testament aufschlagend und mich über diese und jene Stelle fragend, z. B. über Pauli Worte: „Christus ist mein Leben" u. s. w., „Die Welt ist mir gekreuzigt und ich der Welt", „ich habe gewünscht verbannt zu sein von Christo" u. s. f. Die einen haben chronologische Schwierigkeiten ins Reine zu bringen, andre verlangen geschichtliche Belehrung, noch andre bringen zahlreiche Fragen über die in der Schrift erwähn-

ten Naturprodukte vor, und nicht wenige thun Fragen, die selbst der Erzengel Gabriel nicht beantworten könnte. So ist eine einzige solcher Bibellektüre gleich einer Mosaikarbeit zusammengesetzt aus Theologie und Botanik, Exegese und Zoologie, Physik und Geschichte." Die Fragenden theilten denn, was sie erfahren hatten, oft 10—20 andern Wißbegierigen mit, und so verbreiteten sich Kenntnisse in weite Kreise, in denen nicht selten Männer heranwuchsen, die, auch ohne den regelmäßigen Studiengang des Seminars durchgemacht zu haben, sehr brauchbare Arbeiter wurden. Mason sagt, daß grade für schwierige Posten unter diesen „irregulären Truppen" die geeignetsten Leute sich fanden.

Hören wir noch ein derartiges Beispiel. Es ist der schon erwähnte Schapau. Er war Schiffer und blieb auch nachdem er Christ geworden war bei seinem Berufe mit seinem Boote auf dem Salwên. Er hatte guten Verdienst, war aber doch nicht glücklich. Es fehlte noch etwas an seinem Christenthum, er arbeitete nicht für den Herrn. Als die Frage, ob er nicht seinen Landsleuten das Heil verkündigen wolle, an ihn kam, da glänzten seine Augen. Er entschloß sich mit Freudigkeit. Er sollte zunächst Gehülfe an der Schule in Taungu werden. „Ich kann nicht lehren", antwortete er, „ich weiß selber nichts". Als dann bei einem kleinen Examen doch allerlei aus ihm herauskatechesirt wurde, sagte er überrascht: „Ei, ich dachte nicht, daß ich nur halb so viel wüßte." Als später Dr. Mason einen Mann suchte, den er zum Stamme der Bghai schicken könnte, sah man Schapau zuweilen nachdenkend in sich gekehrt. Endlich wagte er sich selbst heraus und offenbarte, was er auf dem Herzen hatte. „Ich glaube, ich weiß genug, um die Bghai lehren zu können." „Das mag sein, aber willst du auch dein Kind und deine Freunde verlassen und unter dem rohen Volke arbeiten für nur vier Rupî den Monat?" Er ging nachdenklich — wahrscheinlich um zu beten. Nach einer Weile kam er wieder mit der Antwort: „Für vier Rupî kann ich nicht gehen — aber für die Liebe Christi kann ich gehen."

Die vorstehenden Züge sind aus den Erfahrungen der Missionare in Taungu entnommen, obwohl ähnliche nicht minder von den übrigen Gebieten der Karenenmission zu berichten wären. Eine ausführliche Darlegung der Entwicklung des Werkes auf den einzelnen Stationen zu geben, erlaubt unser Raum nicht. Doch müssen wir, nachdem wir mit der Betrachtung der bahnbrechenden Thätigkeit Sa Quala's schon in eine neue Periode dieser Mission hineingeblickt haben, noch einmal auf die Zeit vor der Eroberung Pegu's (1852) durch die Engländer zurückgehen. Damals lag der Schwerpunkt der Karenenmission in den Stationen Maulmein und Tavoy. Wir erwähnten schon, wie die Waldgebirge jener Gegend damals von der Verkündigung des Evangeliums wiederhallten und die noch junge Pflanze des Christenthums in der Triebkraft der ersten Liebe dort schon herrliche Früchte brachte. Wie helle Lichtpunkte waren eine Anzahl christlicher Dörfer aus der heidnischen Finsterniß aufgetaucht, die unter der Leitung eingeborner Prediger und von Zeit zu Zeit besucht von einem Missionar zunahmen in äußerer Kultur, wie sie immer mehr Pflanzstätten geistlichen Lebens

wurden. Suchen wir uns durch ein Beispiel ein Bild zu machen von dem Zustande jener jungen Christengemeinden. Hören wir, wie es damals in Mata stand, einem neu angelegten Dorfe, zwei Tagereisen nordöstlich von Tavoy, wobei wir allerdings nicht vergessen wollen, daß die dortige Gemeinde die gefördertste war[1]), sowie, daß wir hier Berichten folgen müssen, die nach der damals herrschenden idealisirenden Richtung die Lichtseiten besonders stark hervortreten lassen.

Im Jahre 1836 kam Herr Malcolm, der Visitator der amerikanischen Baptistenmission, nach Mata-Miu, „Dorf der Liebe", wie der Ort genannt wurde. Er berichtet von seinem Besuche Folgendes. „Wir haben hier den lieblichen Anblick einer neu entstandenen Gemeinde mitten in heidnischer Finsterniß vor uns. Es sind ihrer einige Hunderte, die einen musterhaften Wandel führen. Durch die Hülfe der Missionare sind sie mit Schafen, Rindvieh, Saatkorn, Oelmühlen und anderm Bedarfe versehen worden, um ihr Wanderleben aufzugeben und in erträglichem Wohlstande zu leben. Die Männer bauen Baumwolle, die Frauen spinnen und weben sie, so daß sie aus dem Schmutze, den sie von ihren Vätern ererbt haben, herauskommen, während ihre Wohnungen, Geräthe, Kleider nun einen Anblick von Reinlichkeit darbieten, die jeden in Erstaunen setzt, der diese halbnackten, schmutzigen Menschen vor ihrer Bekehrung gesehen hat. Es ist eine Freude, von der geistigen Veränderung Zeuge zu sein, die sich im ganzen Leben der dortigen Einwohner ausdrückt. Am Sonntag sieht man sie anständig und reinlich gekleidet, alle im Gottesdienst erscheinen und mit einer Andacht zuhören, wie man sie in der Christenheit selten wahrnimmt. Ihr Gesang ist rein und sicher. Jedes Gebet des Predigers schließen sie mit einem Amen. Morgens bei Sonnenaufgang versammeln sich die Leute im Bethaus auf den Klang des Gong, und Frau Wade hält mit ihnen eine Gebetsversammlung, wobei sie bald einen Mann, bald eine Frau zum Beten aufruft. Jeden Sonntag wird morgens eine Sonntagsschule gehalten, und die Kinder, welche schon zu Christo sich bekennen, werden von denen, welche noch ferne stehen, besonders genommen und jede Abtheilung nach ihrem Bedürfniß vom Missionar oder seiner Gattin geleitet. Des Vormittags und Nachmittags wird gepredigt. Des Nachmittags findet zuweilen Taufe oder Abendmahl oder auch eine Gebetsversammlung im Hause kranker Gemeindeglieder statt. Die in der Gegend zerstreut wohnenden kommen schon am Sonnabend nach Mata, um den Sabbath unverkürzt zu genießen."

„Es versteht sich von selbst, daß sie anfänglich noch sehr unwissend über die Forderungen des Evangeliums waren. Aber man muß sehen, mit welch' herzlichem Eifer sie jede Christenpflicht erfüllen, sobald sie ihnen bekannt gemacht wird, um sich recht über sie zu freuen. Nur einige Beispiele hiervon. Frau Wade las einmal aus dem Evangelium Matthäi die Schilderung des jüngsten Gerichts vor, wo Christus sagen

---

[1]) Missionar Wade und Mason hatten mit ihren Familien dort mehrere Jahre lang die trockene Jahreszeit zugebracht, während sie in der Regenzeit in Tavoy lebten.

wird: „Ich bin krank gewesen“ u. s. w. Auf einmal sahen die guten Leute ein, wie gleichgültig sie bisher gegen Kranke und Bekümmerte sich verhalten hatten. Am folgenden Tage schon sah man sie den Kranken Dienste leisten, an die sie zuvor nie gedacht hatten. Am Tage darauf besuchten ihrer viele eine arme Witwe, die nebst ihrem zweijährigen Kinde am Aussatze krank lag. Sie thaten ihr manches, wovor ihnen ekeln mußte, brachten ihr Wasser, Reis und andere Lebensmittel, reinigten ihr das Haus und erquickten die arme Frau so, daß sie vor Freude fast außer sich war. Diese Liebesbeweise wiederholten sich nachher immer wieder. Seit dieser Zeit ist es in der neuen Gemeinde zur Regel geworden, niemand an einem Gute Mangel leiden zu lassen, das die übrigen besitzen, und so geschieht alles so im Verborgenen, daß man es nur durch die Empfänger der Wohlthaten erfahren kann.

Als man diesen liebenswürdigen Heidenchristen erzählte, wie Moung Salone und andere Brüder zu Rangûn verfolgt, mit Ketten belastet, eingekerkert und mit hohen Geldstrafen belegt worden seien, traten sie zusammen, um sie aus dem Gefängnisse loszukaufen, und sandten wirklich 50 Rapî von ihrer Armuth nach Rangûn. Sie bauten ganz aus ihren eigenen Mitteln ein Wohnhaus für ihren Missionar und ein Zayat. Noch mehr bezeugt ihr Missionseifer den edlen Christensinn, der sie beseelt. Diejenigen, welche vermöge ihrer Fähigkeiten zu Schullehrern und Predigtgehülfen können bestimmt werden, sind stets bereit, ihre Familien zu verlassen und Reisen von sechs Monaten auf beschwerlichen Wegen nach entfernten unbekannten Dörfern zu machen, ihre christlichen Schriften und ihre Nahrung auf dem Rücken. Sie schlafen unterwegs auf Bäumen oder auf dem Boden und dulden alle Arten von Entbehrung. Bejahrte Eltern geben mit Freuden ihre Söhne, die sie zum Aushauen des Dschangel und zur Anpflanzung ihrer Felder so gut brauchen könnten, dazu her, in den Dörfern umher zu reisen und daselbst Schule zu halten, wofür sie monatlich 5—7 Rupî empfangen. In jedem andern Geschäft würden sie das Doppelte erwerben. Etwa zwanzig Gehülfen und Schullehrer wandern so umher, und Herr Mason hat manchen getauft, der durch ihre Arbeit zur Erkenntniß der Wahrheit kam, besonders in dem Lande zwischen Tavoy und Mergui. Ebenso groß ist die hinsichtlich der Mäßigkeit im Trinken eingetretene Umwandlung. Sobald einer nach seiner Seligkeit fragt und sich den Christen zugesellt, sieht man ihn augenblicklich ganz von dieser Gewohnheit Abschied nehmen (?) und den Brantwein als einen Fluch betrachten. In Mata wird nicht ein Tropfen bereitet. Die Kinder dieser ehemaligen Trunkenbolde wachsen auf, ohne je in ihrem Leben Brantwein zu sehen.“

Sehr erfreulich war die Kindererziehung in Mata überhaupt. Die Mütter hatten einen Verein, in dem sie monatlich mit Gebet diesen wichtigen Gegenstand beriethen. Das unbarmherzige Strafen in raschem Zorn, sowie andrerseits Schwachheit gegen den Eigensinn, wie beides in der heidnischen Zeit neben einander ging, sollte abgestellt werden. Die Bemühungen waren nicht umsonst. Die Mütter gewöhnten sich im Falle des Ungehorsams mit dem Kinde allein zu

beten und es zu ermahnen und dann die angemessene Strafe anzuwenden. Es war auffallend, wie liebevoll und folgsam diese Kinder wurden.

Viel war es, was diese armen Waldleute für ihre Kirche und Schule thaten. Die erstere wurde 1846 neu gebaut, wozu allein für 200 Rupi gesägtes Holz angeschafft wurde. Dabei brachten sie doch den ganzen Unterhalt ihres Pastors auf.

Hören wir schließlich noch eine Schilderung des „süßen, lieblichen Oertchens" aus der Feder der Frau Mason, wie sie es 1852 fand.

„Dies ist für mich ein sehr glücklicher Tag gewesen. Kaum erinnere ich mich je mehr Genuß gehabt zu haben, als heute bei den lieben Jüngerseelen dieser Dschangelstadt. Am Sonnabend, sobald Lehrer Kolopau von Tavoy zurückgekehrt war, kam er, müde wie er war, um zu sehen, ob für mich gesorgt sei. Abends versammelten sie sich zum Gebet. Diesen Morgen ließ er in früher Stunde den Gong erschallen, worauf alle, welche konnten, zu einer Art Bundeserneuerung zusammen kamen. Nach Schriftlesung und Gebet sprachen sie über ihren Herzenszustand und bekannten ihre Sünden. Es waren feierliche und rührende Augenblicke." — Es waren Worte der Ermuthigung nöthig (Phil. 3, 13. 14), da sie geneigt schienen über ihre Uebertretungen zu brüten — was nicht der Weg zur Besserung ist.

„Zur gewöhnlichen Stunde kamen sie dann zum öffentlichen Gottesdienst zusammen. Kolopau predigte vor etwa 100 aufmerksamen Zuhörern — in der That eine schöne Versammlung für diese Jahreszeit, wo der größte Theil zur Einerntung der Felder weit weggegangen war. Er hielt eine treffliche Predigt, ganz in der Haltung eines unsrer Prediger und in erhebender Weise, die den Eindruck nicht verfehlte. Ein kleiner Vorfall ergötzte mich sehr. Während er mit allem Ernste sprach, hielt er plötzlich inne, indem er einen sehr respektabeln jungen Mann in der Ecke der Kapelle anblickte und ihm zurief: „Junger Mann, du bist im Begriff zu schlafen, siehe mich an, sei aufmerksam und laß deine Augen nicht wieder zufallen!" Dann in die Runde blickend, fügte er hinzu: „Schlafe keines von euch, nicht Mann, nicht Weib, nicht Kind!" — Der Gesang war sehr lieblich, die Versammlung im ganzen reinlich und anständig; sie bot in jeder Beziehung den Anblick einer Christengemeinde dar, wie sie für ihre Lehrer das beste Zeugniß ist."

Nachmittag hielt Frau Mason eine Versammlung mit den Frauen, in der sie einen Abschnitt aus Joh. 17 erklärte und betete, hernach eine Gebetsversammlung mit den Kindern. Mit einer allgemeinen Abendandacht schloß der Sonntag, an dem die Berichterstatterin ihre Seele mehr erfrischt zu haben bekennt, als dies je mitten unter den Segnungen ihres Vaterlandes der Fall gewesen sei.

Nach einer Reise zu andern Dschangeldörfern besuchte sie später in Mata noch einen alten kranken Christen, der viel aus der Gründungszeit des Ortes erzählte, als „Mama Mason" (Masons erste Gattin) bei ihnen gewesen und in einer Bretterbude gewohnt habe. — „Er ist fest im Glauben und freut sich seines Heilandes. Den Tod fürchtet

er nicht. Der Güte Gottes gegen seine Landsleute freut er sich von Herzen." Auch zeigte sich manches andre liebenswürdige Beispiel einer einfachen demüthigen Frömmigkeit.

Während dort in der Tenasserim-Provinz bereits so schöne Früchte der Mission heranreiften, keimte und sproßte die Saat mächtig, die Ko Tha Byu in Pegu ausgestreut hatte. Die Barmanenherrschaft, die damals noch hart auf den dortigen Karenenstämmen lehnte, verhinderte die Arbeit der amerikanischen Missionare an Ort und Stelle. Wie wir oben bereits sahen, ward die Station Rangûn so ein Sammelplatz, an dem sich immer neue Scharen jener Waldbewohner von Nordwesten her einfanden, um die Segnungen des Christenthums zu gewinnen. Eine ähnliche Bedeutung erlangte auf der andern Seite dieses weiten Arbeitsfeldes die Station Sandoway in Arakan, die selbst auf britischem Gebiet gelegen, bald ihre Anziehungskraft auf die Karenen ausübte, selbst auf die aus dem Distrikte Bassein. Dort hatte sich, wie schon erwähnt, Missionar Abbott 1840 niedergelassen. Seine Wirksamkeit sollte sich über das Küstengebirge hin ins barmanische Gebiet erstrecken. Bald verbreitete sich dort die Kunde von dem „weißen Lehrer", und große Züge wanderten über die Berge nach Arakan — jedenfalls nicht allein von religiösem Drange getrieben, sondern vielleicht noch mehr von dem Verlangen nach bürgerlicher Freiheit. Beides mag in mancherlei Nüancen gemischt gewesen sein. Die Auswanderung war nicht ungefährlich, da die Grenze von barmanischen Wächtern bewacht wurde. Dennoch gelang es vielen sie zu umgehen. Die Kunde von der „Ankunft Gottes im Lande" hatte die Lernbegierde erweckt, und so zählte die Missionsschule zu Sandoway einige Monate nach ihrer Gründung schon 50 Schüler.

Im Jahre 1841 besuchte Abbott die an der Grenze Arakans entlang zerstreuten Karenen in ihren Dörfern. Da traf er manche aus dem Rangûngebiet Verjagte, die das „weiße Buch", das die Barmanen ausrotten wollten, sich nicht hatten nehmen lassen: sie waren die Lehrer ihrer Brüder geworden. Mehrere Christendörfer, Maggezin und Simnah zuerst, entstanden mit hübschen Kapellen in ihrer Mitte. In Jahresfrist hatte Abbott 427 Karenen getauft, und nach fünf Jahren betrug die Zahl der von ihm und seinen Gehülfen Getauften über 5000. Auch dieser außerordentliche Erfolg wurde gezeitigt durch die Hitze der Trübsal. Im Winter 1842—43 hatte ein königliches Edikt in Barma die Verfolgung zu neuer Heftigkeit aufgeweckt. Ganze Familien wurden in ihren Wohnungen oder in den Gotteshäusern ergriffen; die Männer wurden gepeitscht, die Weiber paarweise gefesselt, und alle wurden eingekerkert und dem Hunger preisgegeben, bis ein Lösegeld erpreßt war, das sie oft aller ihrer Habe beraubte. Dennoch weigerten sie sich, Mann für Mann, Christo zu entsagen. „Die heldenmüthige Geduld dieser Zeugen", schreibt Abbott, „hat ihrer Sache allgemeine Theilnahme eingebracht. Im ganzen Lande ist ein Fragen nach der neuen Religion erwacht, deren Bekenner solche Leiden auf sich nehmen." Ueber 200 Familien wanderten, durch die Gebirgspässe sich hinschleichend, nach Arakan aus. Ganze Dörfer folgten ihrem

Pastor, ihre Büffel vor sich hertreibend, bepackt mit wenigen Habseligkeiten. Ihre Lage war traurig. Von Seiten der Mission konnte keine ausreichende Hülfe gewährt werden. Der britische Kommissar, Kaptain Phayre, aber verschaffte ihnen Lebensmittel u. s. w. unter der Bedingung, daß sie nach Jahresfrist ohne Zinsen die Auslagen zurückerstatten sollten. Aber noch gelang es den Einwanderern nicht, sich ruhig in der neuen Heimat niederzulassen, denn nun kam die Cholera und raffte Scharen von ihnen hin. Missionar Abbot selbst befand sich bei aller Arbeit und Sorge unter schwerer Heimsuchung. Zwei Kinder und die Gattin wurden ihm entrissen. Bald darauf mußte er selbst nach Amerika um seine untergrabene Gesundheit zu stärken. Später finden wir ihn in Rangûn wieder. Ein anderer Missionar, Comstock, der noch die Botschaft nach der Heimat mitgab: „Vergiß nicht, Bruder, sechs Mann für Arakan", sank selber ins Grab.

Die Karenen aber ließen sich durch alle trüben Erfahrungen nicht einschüchtern. Sie stärkten sich in der Hoffnung auf die Hülfe des ewigen Gottes und harrten aus. Besonders zeichnete sich einer in der Nähe von Bassein aus, den die Missionare gewöhnlich blos „den jungen Häuptling" nannten. Sein Haus nennt Abbott ein großes Bethel, ein Gotteshaus, wohin die Leute der Nachbarschaft und der entfernteren Dörfer sich sammeln um lesen zu lernen und zu beten. Zwei bis dreihundert Taufbewerber waren in jener Gegend vorhanden. Die Karenenprediger aber arbeiteten trotz aller Gefahr und ließen sich durch Strafen und Gefängniß nicht muthlos machen.

Als die Noth aufs höchste gestiegen war — viele Christen, auch „der junge Häuptling", schmachteten in den Kerkern — da trat auch der Anfang der Hülfe ein. Der zweite englisch-barmanische Krieg brach aus 1851. Die Karenen waren von ihren Unterdrückern, die ihnen nicht trauten, entwaffnet worden. Allein dennoch mit allen möglichen und unmöglichen Waffen, die sie sich verschafften, traten sie in den Kampf ein. Bald wurden sie von den Engländern unterstützt und gestärkt und kämpften tapfer, wenn auch nicht immer mit gleichem Erfolge. Doch gelang es ihnen in einigen kleinen Gefechten ihre Feinde in die Flucht zu schlagen. Wie hierbei die Sache der bürgerlichen Freiheit und die der Religion identifizirt wurde und wie sich die Karenen in beiden Beziehungen zu den Weißen hingezogen fühlten, ist leicht erklärlich.

Schwere Zeiten brachte das Kriegsjahr freilich mit sich. Auch die Räuberbanden, die bei der Auflösung aller Ordnung im Lande umherzogen, verbreiteten ein gut Theil Schrecken. Endlich erfolgte die englische Besitzergreifung des ehemaligen Königreichs Pegu am 20. Dezember 1852, und damit kehrten allmählich Ruhe und geordnete Zustände zurück. Die Karenen jubelten: „Nun können wir wieder athmen und zu schlafen wagen!" so riefen sie. „O wenn ich die Königin von England sehen könnte", sagte ein alter heidnischer Karene, „wie wollte ich sie anbeten!"

In Bassein war es während des Krieges besonders hart hergegangen. Thagua, der Prediger „des weißen Buchs", wurde festge-

nommen auf die Anklage hin, er habe die Engländer ins Land gerufen. Schon auf dem Wege ins Gefängniß bekam er dreißig Peitschenhiebe, und auch sein Sohn und Neffe wurden auf ähnliche Weise mißhandelt. Etliche Tage lag er im Kerker, und so oft er vorgeführt wurde, erfuhr er Mißhandlungen. Zuletzt banden sie ihn an ein Kreuz, schossen nach ihm, rissen ihm die Eingeweide heraus und hieben ihn in drei Stücke. — Es war als hätte die Wuth der Unterdrücker sich noch einmal austoben wollen, ehe sie weichen mußten. — — Gleich nach der Einnahme der Stadt wurde der aus dem Kerker befreite „junge Häuptling" in die Stellung einer obersten Magistratsperson eingesetzt. Jetzt konnte er ungehindert seinem Glauben leben, ja sein Einfluß fiel zur Verbreitung desselben mit in die Wagschale. Von nun an wurde die Station von Sandoway nach Bassein verlegt.[1]) Nur kurze Zeit konnte der von seinen Bekehrten herzlich geliebte Missionar Abbott dort wirken; ein früher Tod raffte ihn hin. Im Jahre 1854 aber wurde auch die nördlicher gelegene Stadt Henthaba ein Missionscentrum, um das sich nun eine Anzahl früher von Rangûn nur mit Schwierigkeit gepflegter Gemeinden gruppirten und sich bald mehrten. Wie um jene Zeit das Evangelium im Thale des Sittang sich verbreitete (Station Schwêgyin) und namentlich in Taungu eine Pflanzstätte fand, von der es mehr und mehr zu den verschiedenen Völkerstämmen im Nordosten weitergetragen wurde, ist oben bereits erwähnt worden. Auch auf dieser Seite war, sobald das Barmanenjoch gebrochen, dem „weißen Buche" die Thür weit aufgethan. Diese Periode der Mission war daher durch eine Ergiebigkeit ausgezeichnet, wie sie selten auf andern Missionsfeldern vorgekommen ist. Schon im Jahre 1854 stellte sich die Statistik der Karenenmission folgendermaßen:

Stationen.	Außenstationen.	Prediger.	Kommunikanten.
Maulmein	15	19	869
Tavoy	22	22	1046
Bassein	50	56	5000
Rangûn	32	29	1573
Schwêgyin	1	2	11
Taungu	3	2	7
	123	130	8506

Die beiden letzten Stationen waren nach 4 Jahren (1858) bereits zu folgenden Zahlen fortgeschritten, denen wir sogleich die von der inzwischen gegründeten Station Henthaba beifügen:

	Außenstationen.	Prediger.	Kommunikanten.
Taungu	101	105	2640
Schwêgyin	14	14	1070
Henthaba	42	30	700

Abermals nach 4 Jahren war die Gesamtzahl der Karenenchristen bereits auf mehr als 18 000 herangewachsen, die sich auf 370

[1]) Bassein ist eine bedeutende Handelsstadt an dem größten der westlichen Mündungsarme des Irawaddi, etwa 25 Stunden von der Küste gelegen. Die ganze Gegend zeigt den Charakter des niedrigen, sumpfigen, von vielen Kanälen durchzogenen Strombelta's. — Die Station in Sandoway wurde zwar noch einige Jahre fortgeführt, dann aber gänzlich aufgegeben.

Gemeinden vertheilten. Jene Ziffer bezieht sich, wohl zu merken, nicht auf die Seelenzahl, sondern umfaßt nur die „vollen Gemeindemitglieder“, diejenigen, welche nach ernstlicher Prüfung die Taufe empfangen hatten. — Nach der eigenthümlichen Auffassung der Baptisten und dem daraus entspringenden Verfahren entsprechen diese Getauften denjenigen in andern Missionen, die zum heiligen Abendmahl zugelassen werden (was dort auch gleichzeitig mit der Ertheilung der Taufe geschieht), daher wir oben dieselben der Deutlichkeit wegen sogleich als Kommunikanten bezeichnet haben. Außerdem waren aber viele Personen vorhanden, die, obwohl noch nicht reif zur Taufe erachtet, sich doch als Christen betrachteten, mit dem Heidenthume ganz gebrochen und sich der christlichen Gemeinde angeschlossen hatten. Nach dem auf andern Missionsgebieten sich herausstellenden Verhältniß der Seelenzahl der Bekehrten überhaupt zu den Kommunikanten (gewöhnlich 3 : 1 — 4 : 1) schätzte man auch die Zahl der Karenenchristen auf 60 000 Seelen.[1]) Dies war jedoch zu hoch gegriffen. Nach genauen Untersuchungen[2]) war im Basseindistrikte die Zahl jener Nominal Christians fast, wenn auch nicht ganz so hoch, wie die der Getauften. Man würde also zur Zeit der ersten Sechziger Jahre etwa 35 000 Karenen rechnen dürfen.

Es war damals in Pegu in ähnlicher Weise die Zeit der ersten Liebe, wie dies früher drei Jahrzehnte zuvor in den südlichen Provinzen der Fall war, als auch dort, nach der Befreiung vom Barmanenjoche, ungehindert das Evangelium von der Freiheit der Kinder Gottes gepredigt werden konnte. Jene von Tavoy und Maulmein aus gesammelten Gemeinden aber begannen damals schon mehr oder weniger lau zu werden, wozu natürlicherweise der Umstand beitragen mußte, daß die Kräfte der Mission vorzugsweise auf den neuen Feldern verwendet wurden, die damals gegen die älteren Nationen in den Vordergrund traten.

Aber auch in Pegu ging es nicht in dem eben angedeuteten Maße weiter, sondern es fand sich bald ein Wurm, der die schöne Frucht der Mission zu schädigen begann. Zerwürfnisse und Spaltungen waren es, wie sie allzeit dem Reiche Gottes Schaden thun. Die erste Separation entstand auf dem Gebiete von Rangûn und Bassein, die andre auf dem von Taungu.

Bald nach Beendigung des zweiten barmanischen Krieges sandte die Missionsgesellschaft eine Deputation nach Maulmein, um mit den versammelten Missionaren die nöthig werdenden Veränderungen zu berathen. Hinsichtlich der Schulfrage, und namentlich über den Gebrauch der englischen Sprache, welche nach der Ansicht der Deputirten auch in den Seminaren vollständig bei Seite gesetzt werden sollte, wollten sich einige der Missionare nicht fügen. Daraus entstand die Trennung, indem Missionar Vinton in Rangûn und Beecher (?) in Bassein die Verbindung mit der Missionsgesellschaft aufgaben. Ihre Freunde in

---

[1]) Vergl. Basler Missions-Magazin 1864, S. 221.

[2]) Vergl. Annual Report A. B. M. U. 1858, p. 69.

Amerika sorgten für sie, und so wurde aus diesem Anlaß die American Baptist Free Mission Society gegründet. Ein großer Theil der eingebornen Christen folgte den Ausgetretenen. Die Mission war bisher auf diesem Gebiete schon immer eine doppelte gewesen, nach den verschiedenen Karenenstämmen der Sghau und der Pwo, die verschiedene Dialekte sprechen. Die ersteren waren besonders im Bassein-Distrikte diejenigen, aus welchen die überwiegende Mehrzahl der Bekehrten gekommen war. Fast alle Sghau-Gemeinden traten nun mit zu der neuen Mission über. Da es letzterer, wie es scheint, an den erforderlichen Mitteln fehlte, so wurde dadurch der Fortgang des Missionswerkes beträchtlich gehindert, abgesehen von dem nachtheiligen Einfluß, den die Trennung schon an sich auf die Gemeinden ausüben mußte. Letzterer milderte sich jedoch mit der Zeit, und namentlich in Bassein wirkte der Frei-Missionar mit dem bei der Union verbliebenen Kollegen van Meter nach einigen Jahren in brüderlicher Gemeinschaft zusammen. Erst 1871 wurde auf beiden Stationen der Bruch völlig und förmlich geheilt. — Weit schlimmerer Art war die Separation in Taungu, die der Mission unberechenbaren Schaden gebracht hat.

Taungu, eine bedeutende Stadt von 50 000 Einwohnern, liegt in der fruchtbaren Ebene des oberen Sittang, ein Stündchen vom rechten Ufer und etwa 30 Meilen von der Mündung des Stromes entfernt. Früher war es die Hauptstadt eines gleichnamigen Königreiches, das 1612 von den Barmanen erobert wurde. Mächtige Wälle umgeben noch jetzt die Altstadt mit ihren glänzenden Pagoden. Die Neustadt liegt außerhalb des Walles und zieht sich mit ihren europäischen Villen und Gärten bis an den Strom hin. Von den Einwohnern sind 20 000 Barmanen und Talaing. Die übrigen sind Karenen, denen einst die herrliche Ebene allein gehörte, die aber unter der Barmanenherrschaft mehr und mehr in die Gebirge zurückgedrängt wurden. In geringer Entfernung vom östlichen Ufer des Sittang beginnen diese sich zu erheben in bewaldeten Terrassen, eine über die andere gethürmt. Dort finden sich, wie schon oben bemerkt, die Karenen frei nach der Väter Weise lebend, in viele Stämme getheilt. Die Paku, mit ihren ethnographischen Unterabtheilungen der Gekho, Padaung und Taru, sind den südlichen Pwo-Stämmen stammverwandt; während die Bghai, zu denen Schoko, Brec und Rothe Karenen (Karenni) gehören, den Sgau-Stämmen entsprechen

Dies war das Feld, auf dem Dr. Mason, nachdem es dem Barmanenherrscher entrissen war, seinen treuen Gehülfen Sa Quala eingeführt hatte, 1853, dem er vertrauensvoll das große Werk überließ, um selber nach langjähriger Arbeit im heißen Tavoy die erschütterte Gesundheit zu kräftigen. Wir haben bereits gehört, welch eine überraschende Ernte er bei seiner Rückkehr, anfangs 1857, eingesammelt fand. Auf einer Rundreise konnte er von Dorf zu Dorf christliche Gemeinden besuchen, die fast wie mit einem Zauberschlage als Lichter

---

[1]) Sein Einzug war ein förmlicher Triumphzug. Zwanzig Männer kamen ihm entgegen, den Weg durch das Dickicht zu hauen. In jedem Dörflein wurde er mit Jubel begrüßt. Welch Unterschied gegen seinen ersten Besuch unter dem wilden Volke vor drei Jahren und dem jetzigen Zustande mußte sich ihm aufdrängen, als er für die erste Nacht in einem Dschangeldorfe von einem Karenenchristen gastlich aufgenommen und ihm zur Abendandacht Bibel und Gesangbuch gereicht ward — oder als er in einem andern Dorf die Kinder wohlgeübt im Lesen fand und von ihnen die wohlbekannten lieblichen Melodien christlicher Lieder hörte!

aus der heidnischen Finsterniß hervorgetreten waren. Schon hielten die Bghai-Christen ihre Synode, in der 45 Stationen vertreten waren, deren jede ihren Lehrer hatte, und auch unter den Paku gab es bereits 50 solcher Stationen. Selten ist es einem Missionar vergönnt gewesen, solche Erfolge zu sehen.

Nun aber ging es an die Arbeit, und Garbe auf Garbe wurde den schon eingeheimsten zugefügt. — Aber ein amerikanischer Missionar pflegt nicht allein zu arbeiten: die Gattin ist ihm Gehülfe auch im Amte. Wir haben bereits Frau Mason in ihrer missionirenden Thätigkeit dort in Matamiu kennen gelernt. Es begegnen uns überhaupt in der Geschichte der Mission in Barma Frauengestalten, die wohl den Platz eines tüchtigen Arbeiters ausfüllen. Ist es nun freilich auch nicht grade nach unserm deutschen Geschmack, eine Frau auf eigne Hand nicht blos unter Frauen und Kindern, sondern selbst unter den rohen Männern eines unkultivirten Volkes das Amt des Predigers, Seelsorgers und Lehrers verwalten zu sehen, so werden uns immerhin manche jener edeln Gestalten[1]) in ihrer muthigen Selbsthingabe für das Werk des Herrn volle Achtung abgewinnen, so daß wir übersehen, was uns sonst unweiblich und emanzipirt erscheinen würde. An der Mrs. Mason aber hat es sich einmal gezeigt, wie gefährlich es werden kann, wenn die apostolische Weisung taceat mulier in ecclesia nicht beachtet wird.

„Mama Mason", so wurde sie auch hier alsbald von den Karenen genannt, griff sofort[2]) kräftig und selbständig in die Arbeit ein. Ihr erster Gedanke war: Gründung eines Töchterinstituts, in dem sie Lehrerinnen für die Dorfschulen heranbilden wollte. Sie suchte dafür die Dorfhäuptlinge zu interessiren, was ihr in hohem Maße gelang. „Ich muß der Mama mein großes Schwein senden", sagte einer derselben nach einer Unterhaltung mit ihr und hielt nicht blos Wort, sondern hatte auch 11 Rupî hinzugefügt. Es war wunderbar, wie die Frau weit und breit die Herzen gewann und wie die Leute bald in der unbedingtesten Ergebenheit sich ihr anschlossen. Bald konnte die Schule mit 20 Mädchen von 12—16 Jahren begonnen werden. — Auch den englischen Kommissionär wußte Frau Mason für ihre Pläne geneigt zu machen. Es wurde ein Grundstück von 30 Morgen[3]) für die Anstalt geschenkt nebst 1400 Rupî und 50 Tikbäumen. Mit solchen Mitteln wurde nicht blos das Töchterinstitut hergestellt, sondern daneben erhob sich auch bald eine Normalschule für junge Männer, die zu Lehrern ausgebildet werden sollten. Ein ganzes Dorf von 30 Häusern mit regelmäßigen Straßen entstand neben beiden Anstalten, die einer aus Karenenhäuptlingen gebildeten Erziehungsgesellschaft als Eigenthum verschrieben wurden. Viele Beiträge in Geld und in natura waren

[1]) Z. B. Miß Macomber, vergl. oben S. 151, die weiterhin zu erwähnende Mrs. Ingalls und mehrere andere.

[2]) Sie traf ein halbes Jahr später als ihr Gatte ein, nachdem sie inzwischen sich in Kalkutta aufgehalten hatte.

[3]) Auf der Ostseite des Flusses in ziemlicher Entfernung von der Stadt, aber näher den Dschangeldörfern.

für dieselben von weit und breit zusammengekommen — unter andern auch ein Elefant. Die ganze Verwaltung lag in der Hand der Frau Mason. Ihr Mann hatte überhaupt damit nichts zu thun, als daß er in der Normalschule einige Stunden (Bibelkunde, Mathematik und Physik) gab. Er arbeitete in der Regenzeit stille für sich an Uebersetzungsarbeiten[1]) und an der Ausbildung seiner Predigtgehülfen — in der trockenen Jahreszeit reiste er in den Dörfern umher. Auf seine Frau hatte dieser sonst so begabte und bedeutende Mann nicht den geringsten Einfluß.

Diese selbst aber ging immer weiter über ihre Aufgabe hinaus. Es scheint, daß sie sich ganz besonders zur Erneuerung des Karenenvolkes berufen fühlte; wenigstens drängte sie sich als Patronin dieses Volkes ungebührlich in den Vordergrund. Sie wollte das Nationalgefühl in ihnen wecken und gab demselben in dem von ihr erfundenen karenischen Nationalbanner einen Ausdruck. Die Fahne mit der Bibel und dem Schwert, umgeben von der Inschrift aus Ephes. 6, 17, wehte über ihrer Anstalt, bis sie von den englischen Behörden, die das nicht für harmlos hielten, entfernt wurde.

Im Jahre 1860 unternahm Frau Mason eine Reise in die Heimat. Recht richtig scheint es schon vorher nicht mit ihr gewesen zu sein. Unter dem in England und Amerika ihr gestreuten Weihrauch ist sie dann vollends übergeschnappt. Als sie 1862 nach Taungu zurückkam, trat sie mit den abenteuerlichsten Irrlehren hervor. Sie wollte die „Gottessprache“ entdeckt haben, in der Gott mit Adam geredet. In den Verzierungen der Karenenkleider und -Geräthe wollte sie das Alphabet derselben aufgefunden haben. Die Welt sei die wahre Bibel, jeder Fels, jedes Blümchen u. s. w. ein Kapitel oder Vers derselben. Wenn die Welt erst mit Feuer (d. h. Krieg) geläutert sei, werde die Gottessprache überall gepredigt und geglaubt werden als die eine allgemeine Religion. Ferner lehrte sie, Elias, der Thisbiter, sei der Heilige Geist ins Fleisch gekommen und daher als wahrer Gott zu verehren. Ebenso Johannes der Täufer. Die Bibel könne ohne den Schlüssel zu ihrer Bildersprache nicht verstanden werden. — Dabei hielt sie sich für befugt, alle Prediger, die ihre Lehre nicht annahmen, abzusetzen. Auch wies sie ihre Anhänger an, alle zu hassen, die ihr nicht folgen wollten.

Eine heillose Verwirrung entstand dadurch in der aufblühenden aber noch schwachen Karenenkirche. Dank der unbeschränkten Macht, die sie über viele Gemüther ausübte, brachte sie eine große Anzahl der Häuptlinge auf ihre Seite. Prediger, die den ärgerlichen Lehren nicht zustimmen wollten, wurden verjagt. Manche Gemeinden waren zerspalten, beinahe alle Schulen hatten aufgehört — manche Christen fielen wieder in das alte Heidenthum zurück.

Und was that Dr. Mason? Anstatt die verrückte Frau ins Irrenhaus zu schicken, wo sie hin gehörte, war er der gefügige Ehemann,

---

[1]) Dr. Mason war ein tüchtiger Linguist. Im Sanskrit, Pali und Barmanischen war er zu Hause, ebenso wie in den verschiedenen Karenendialekten.

der zwar die Lehre von der Gottessprache nicht gerade billigen wollte, aber ihr als einem unschuldigen Phantasiegebilde gewähren ließ. Als der Vorstand der Missionsgesellschaft in ihn drang, seine Frau vom Missionsfelde zu entfernen, hielt er fest zu der letzteren und mußte endlich ausgeschlossen werden, 1865. Es war ein schwerer Schlag für die Mission, zumal, da die Stationsgebäude sich in den Händen der Masons befanden und ihnen rechtlich nicht abgenommen werden konnten.

Glücklicherweise war bereits seit 1860 ein andrer tüchtiger Missionar, Croß, in Taungu thätig gewesen, dessen Bemühungen es gelang, einen Theil der Gemeinden vor der Verführung zu bewahren. Auch Sa Quala blieb fest und mit ihm mehrere andere eingeborne Prediger. Aber fast die sämtlichen Bghaigemeinden gingen verloren, es blieben nur die vom Stamme der Paku. Obgleich nun zwar baldigst weitere Kräfte zur Stärkung der schwer geschädigten Taungu-Mission geschickt wurden, gelang es eine Reihe von Jahren hindurch nicht, sie wieder in einen gedeihlichen Gang zu bringen. Es lag auf ihr wie Nachtfrost, der die liebliche Blüte zerstört hatte, und dieser Nachtfrost war die Verrücktheit eines emanzipirten Weibes.

Vergeblich waren zwar auch in jener schweren Zeit die treuen Arbeiten nicht. Aber während der Jahresbericht von 1861 schon von 139 christlichen Gemeinden sprechen konnte, war 1871 ihre Zahl erst wieder bis auf 99 gekommen. Erst als in dem genannten Jahre der alte Dr. Mason wieder zur Einsicht kam, zu seiner Missionsgesellschaft zurückkehrte und den durch seine Frau angerichteten Schaden wieder gut zu machen suchte, begann der Bann zu weichen. Es wurde eine Vereinigung der meisten separirten Bghaigemeinden mit den Pakugemeinden durch Beschluß der versammelten Synoden zu Stande gebracht. Seitdem ist denn das Werk wieder vorwärts gegangen, wenn auch nicht in dem früheren Maße. Doch konnte der letzte Jahresbericht wieder 135 zur Station Taungu gehörige Christengemeinden aufführen. Dr. Mason hat ein paar Jahre noch treulich mitarbeiten können. Sein Hauptaugenmerk ging auf die Bekehrung der entfernteren, jenseits des Karenengebiets wohnenden Stämme. Von Bhamo aus, der Handelsstadt am oberen Irawaddi, suchte er dem Evangelio dorthin den Weg zu bahnen. Dabei ereilte ihn am 3. März 1874 der Tod in Mandalê, wo er vorläufig seinen Wohnsitz nehmen wollte, da ihm der König, bei dem er eine Audienz gehabt hatte, in Bhamo dies noch nicht gestatten wollte.

Frau Mason aber hat der Taungu-Mission noch von einer andern Seite her neue Störungen bereitet. Sie ist schließlich zu den Ritualisten der anglikanischen Kirche übergegangen und hat die Propagation Society herbeigerufen, die solche Gelegenheit nicht vorübergehen läßt. Bis jetzt freilich scheint die Hochkirche unter den Karenen noch nicht viel Erfolge erzielt zu haben. Mehr ist dies den römisch-katholischen Priestern gelungen, die ebenfalls in dieses Gebiet eingedrungen sind und in den letzten Jahren eine bedeutende Rührigkeit entfalteten.

Hiermit hätten wir die Entwicklung der Karenenmission bis auf

die neueste Zeit verfolgt. Fassen wir jedoch, ehe wir mit der Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes von diesem Felde Abschied nehmen, die Früchte, die wir in Menge dort aufsprießen sahen, ihrer Qualität nach näher ins Auge. Der Umschwung, den das Christenthum unter den Karenen hervorgerufen hat, ist ein ganz bedeutender. Wo sonst nur hier und da einzelne Hütten im Gebirgswald versteckt lagen, da finden sich jetzt freundliche Dörfer, umgeben von Reisfeldern und andern Pflanzungen. Nicht wenige sind von hübschen Kirchen überragt, die den Mittelpunkt für einen größeren Umkreis bilden. Wo sonst der Klang des Gong über die Berge hallend die mit Sünde und Schande verbundene Verehrung der Nats verkündigte, da ruft er jetzt von allen Seiten Scharen zur Verehrung des lebendigen Gottes zusammen. Wo sonst ein Geschlecht nach dem andern in roher Unwissenheit aufwuchs, da sind jetzt Schulen, aus denen die Bächlein christlicher Bildung weit und breit durchs Volk geleitet werden. Wo sonst Zauberer mit ihrem verderblichen Einfluß die Massen gängelten, da gibt es jetzt treue, gut gebildete Pastoren, die mit Umsicht die Gemeinden im Geistlichen, sowie auch in manchen irdischen Angelegenheiten zu leiten suchen, und etliche jener sonst so verkommenen Kinder des Waldes haben es bis zum Doktor der Philosophie auf einer amerikanischen Universität gebracht und machen ihrem Titel keine Schande.

So richtig aber auch im ganzen und großen dieses der Karenenkirche ausgestellte Zeugniß sein mag, so fehlt doch noch viel daran, daß der Sauerteig des Christenthums auch nur die Scharen der bis jetzt in die christliche Gemeinschaft aufgenommenen Karenen durchdrungen hätte. Auch hinsichtlich der Karenen dürfen wir uns nicht der Illusion hingeben, als könnten in einigen Jahrzehnten die Früchte reifen, die zu zeitigen eine Reihe von Jahrhunderten bei uns nöthig war, und die trotzdem bei uns noch viel zu wünschen übrig lassen. So sehr sich die Baptisten bemühen, nur wahrhaft bekehrte Menschen zu taufen, haben sie doch auch in dieser sonst so erfreulichen Mission inne werden müssen, daß es unmöglich ist die Gemeinde der Heiligen sichtbarlich zu sammeln. Vor einigen Jahren waren die Berichte (Baptist Missionary Magazine) voll von dahin gehenden Geständnissen, während früher ganz überwiegend immer die Lichtseiten hervorgekehrt wurden.[1])

Wir dürfen uns nicht, wie mancher Missionsfreund wohl schon gethan hat, das ganze Karenenvolk als nahezu christianisirt denken. Im Maulmein-Distrikte sind neben den 2000 Christen noch etwa 60 000 heidnische Karenen vorhanden. — „Es bleibt nicht blos die große Aufgabe diese zu bekehren", schreibt ein Missionar, „sondern daneben haben wir immer noch die Christen zu christianisiren." Sehr betrübend aber klingt, was von den Fortschritten des Buddhismus unter den Karenen des Rangûn-Distriktes gemeldet wird. In der Division Dallah sind während des letzten Jahrzehnts fast alle Karenen

[1]) Es scheint jedoch, daß der gesundere Ton der Missionsberichte dem amerikanischen Publikum nicht so recht behagte; die folgenden Jahrgänge, wenn ich nicht irre, vermeiden wieder mehr die Schattenseiten.

zum Buddhismus übergetreten. „Wir mögen von Erfolgen des Evangeliums sprechen — die Priester Gaudama's können sich 10, ja 50mal größerer Erfolge rühmen.“ Wo nach der englischen Besitznahme nur hier und da eine Karenenfamilie Reis und Karry in den Topf des Priesters im gelben Kleide spendete, da thun es jetzt 20 bis 50. Sie erbauen Klöster und Zayat's und geben gerne 100 Rupî dazu, wo sonst kaum eine gegeben wurde. „Ich bin sicher, daß auf jeden christlich bekehrten Karenen 10 bis 20 zum Buddhismus bekehrte kommen, und auf jeden bekehrten Barmanen viele, die in ein frühzeitiges Gab sinken, durch englischen Arak und Opium.“

Augenscheinlich spielt hier neben der christlichen Mission der Buddhismus dieselbe Rolle, die auf andern Gebieten der Islâm hat. Ein Naturvolk hat keinen Halt mehr in seinen alten Verhältnissen. Diejenige höhere Kulturstufe und die Religion, welche ihm zunächst entgegentritt, zieht es zu sich herüber. Schade, daß auf diesem Gebiete, das in gewissem Sinne reif zur Ernte war, die evangelische Mission nicht mit zehnmal stärkeren Kräften eintreten konnte! Schade, daß man um jene Zeit, als alle Herzen den Befreiern aus der politischen Knechtschaft so freudig entgegenschlugen, nicht in größerem Maße dem Rathe folgen konnte: „Schmiedet das Eisen, weil es noch warm ist!“

Trotz alledem braucht man nicht die Karenenmission als ein fortan aussichtsloses Unternehmen zu betrachten. Im Gegentheil, die Statistik der letzten Jahre zeigt sie immer noch, im Verhältniß zu vielen andern Msssionen, in reichlicher Ergiebigkeit; und auch was den Zustand der Gemeinden betrifft, gibt es noch immer des Erfreulichen genug, wenn wir auch manche schwere Schattenstriche in das sonst nur allzu licht gehaltene Bild einzutragen haben.

Da vornehmlich, wo die Missionare selbst den Gemeinden nahetreten können, finden sich immer noch solche lieblichen Erscheinungen, wie sie uns aus der früheren Geschichte dieser Mission so herzlich anmuthen. Hier und da[1]) blüht ein Karenendorf heran in materiellem und geistlichem Fortschritte. Statt der alten verfallenen kleinen Bambuskirche ist eine neue gebaut, ein nettes, stattliches Bauwerk, getragen von vier Reihen starker Pfosten aus Eisenholz. Wände und Fußböden sind aus gesägten Brettern hergestellt, die noch immer theuer sind — doch die Gemeinde hat ihre 2000 Rupî zum Kirchbau freiwillig aufgebracht. Die Thüre besteht aus getäfeltem Holzwerk; anstatt der Fenster dient eine Art Jalousien. Das Dach ist aus Holzschindeln gemacht. Fast sollte man meinen, die Kirche hätte kleiner sein dürfen — doch die Dorfleute wollen auch ab und zu einmal eine Synode bei sich versammelt sehen; daher hat man für mehr Raum gesorgt als gewöhnlich nöthig wäre. Auch bei den gewöhnlichen Gottesdiensten sitzt der Karenenchrist gerne so, daß er seinen Rücken an eine Wand anlehnen kann — der ganze innere Raum bleibt frei für die Kinder. Bänke gibt es natürlich

[1]) Die folgenden Züge sind aus verschiedenen Stationsberichten zusammengestellt. Ich bedaure, daß das Material zu einem etwas vollständigeren anschaulicheren Bilde sich nicht vorfand.

nicht. Man sitzt auf dicht neben einander gelegten Bambusstreifen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten werden für Gäste, die geehrt werden sollen, bessere Matten hingebreitet. Die Frauen mit den kleinen Kindern haben ihren Platz unter den Treppen, die zwischen den beiden äußersten Säulenreihen in das erhöhte Innere der Kirche führen. Dort können sie zuhören und doch wieder die Kleinen, wenn es noth thut, ohne Störung für die Gemeinde beruhigen. An die Kirche ist ein Zimmer als Herberge für den Missionar angebaut, und das nöthige Badestüblein fehlt daneben auch nicht. Wo eine Gemeinde es zu dieser Einrichtung noch nicht gebracht hat und auch sonst noch keine Häuser nach der neuen Art besitzt, da bereitet sie dem von der Reise erschöpften geistlichen Vater oder Freunde die erforderlichen Bequemlichkeiten in der Kirche selbst. Manches Dorf aber hat schon eine Reihe hübscher, solider Holzhäuser, die von netten, mit Stacketen eingezäunten Gärtchen umgeben sind. Leider mag das eine oder andre mit den Fortschritten der Kultur auch ihre Schäden zeigen, wie das, welches von einem Manne gebaut ist, der selbst eine Zeit lang in Amerika war, aber als Säufer wiederkehrte und nun ausgeschlossen von der Gemeinde lebt. Trunksucht ist überhaupt eine von den Gefahren, welche den Karenenchristen verderblich werden. Andrerseits finden sich doch auch manche, die den Versuchungen erfolgreich widerstehen und das Laster ernstlich bekämpfen, vielleicht öfters etwas handgreiflich wie jener alte Christ bei dem Missionar Rand einst einkehrte. Das Haus war voll von Elefantenhändlern, unter denen sich ein Karene recht unnütz benahm. Der Wirth, der früher aus eigener Erfahrung das Verderbliche jenes Lasters kennen gelernt, sich aber gründlich bekehrt hatte, ermahnte den Ruhestörer ernstlich, und als das nichts helfen wollte, kriegte er ihn nicht eben sanft beim Kragen und warf ihn von seiner etwa acht Fuß hohen Veranda auf den Boden. „Ich muß mich schämen, daß solches Betragen vor den Augen des Lehrers in meinem Hause vorkommen kann,“ sagte er ruhig als er zurück kam — ein gutes Beispiel von „Muscular Christianity“.

Anderwärts macht der Missionar freilich auch trübere Erfahrungen, wenn er seine zerstreuten Schäflein wieder einmal aufsuchen kann. Da sitzt er in dem möglichst zu seinem Empfang vorbereiteten Bambushause auf einem umgestülpten Holzmörser, in dem sonst Reis gestampft wird, der aber hier mit einem Kleidungsstück bedeckt als einziger Sessel dienen muß. Auch hat man ihm eine rohe Bettstatt hergerichtet, die zugleich als Tisch benutzt wird. Ein kleiner Spiegel, zwischen die Sprossen der Bambuswand geklemmt, zeigt doch die Spur der Civilisation. Die wenigen Christen, die im Dorfe leben, kommen dort zum Gottesdienste zusammen. Nachher wird jeder einzeln nach dem Stande seines christlichen Lebens gefragt. Da stellt es sich mit ein bis zwei Ausnahmen heraus, daß sie alle dem Trunk ergeben sind. Der alte Hauswirth fragt, ob nicht sein Sohn, der schon füher exkommunizirt wurde, wieder aufgenommen werden kann? Auf die Frage: Was treibst du jetzt? schweigt der junge Mann, halb trotzig, halb beschämt. Der dabeistehende Karenenprediger antwortet für ihn, daß er Reisbrantwein bereite und ver-

kaufe; und der alte Vater bricht in Thränen aus und schluchzt wie ein Kind.

In andern Dörfern gibt's erfreulichere Zustände. Mit herzlicher Freude wird der Missionar bewillkommnet. Der biedere Handschlag, zu dem sich jeder drängt, wird förmlich zu einer Arbeit für jenen. Ein Augenzeuge sagt, sie meinen es so gut, daß sie einem den ganzen Arm wie einen Pumpenschwengel schwingen. Nachdem sich der Missionar in dem Stübchen an der Kirche von dem langen Elefantenritt etwas erholt hat, läßt er den alten Pastor rufen, der über den Stand der Gemeinde berichtet, das Verzeichniß der Mitglieder ordentlich geschrieben vorlegt und bei jedem der 200 Namen als Seelsorger seine Bemerkung macht.

Nun tönt der Gong. Es wird ein Abendgottesdienst gehalten, und die Gemeinde sammelt sich reichlich, trotzdem daß mancher von des Tages Last und Hitze wohl müde sein kann.

Auch über die Schule wird berichtet. In der verflossenen Regenzeit hat die Gemeinde deren zwei gehabt: eine im Hauptdorfe, die andre in einer Filiale eine Meile von hier. Den beiden Lehrern haben die guten Leute 270 Mark gezahlt. Außerdem haben sie 100 M. für die Normalschule auf der Hauptstation beigetragen[1]), obgleich sie nicht für einen einzigen Schüler die Aufnahme beanspruchten, denn die fähigen Schüler hatten es bereits in der Dorfschule soweit gebracht, daß sie sogleich auf dem Seminar zu Rangûn eintreten konnten. Für letzteres haben sie 132 M. beigetragen. Außerdem steuerten sie für die Mission 50 M. bei, und eben so viel zu der Synodalkasse, d. h. wie wir es ausdrücken könnten, für Zwecke der innern Mission. Daneben bekennt der alte Pastor mit dankbarem Blick, daß die Gemeinde recht auskömmlich für seinen Unterhalt gesorgt hat. Er habe keinen Mangel gelitten und sei nie genöthigt gewesen, sich mit seiner Hände Arbeit einen Nebenverdienst zu schaffen, wie das auch wohl vorkommt. Ja er hat von seinem Ueberfluß noch 40 Mark zum Unterhalt des Pastors in einer kleinen Nachbargemeinde geben können. — Wenn wir bedenken, wie alle diese Gaben der vollsten Freiwilligkeit entstammen, so wird man das Zeugniß, das in jenen Daten liegt, nicht gering anschlagen dürfen. Nimm einmal bei uns die rechtskräftigen Forderungen der Zehnten, Kirchensteuern u. s. w. hinweg, wie manche deutsche Dorfgemeinde wird hinter jener Karenengemeinde in diesem Stücke weit zurückbleiben; und die Pastoren, die zu Gunsten eines unzulänglich besoldeten Amtsbruders auf einen ansehnlichen Theil ihres Gehaltes verzichten, sind bei uns auch nicht grade häufig. — Dem lieblichen Gesange hört man es an, daß er von Herzen kommt, und während der Predigt malt sich Andacht und Rührung auf manchem braunen Gesichte, auch fließen hier und da reichliche Thränen, während namentlich hernach beim Gebet wohl ein tiefer Seufzer sich einer Brust entringt.

Nach dem Schluß des Gottesdienstes aber gehen sie noch nicht aus

[1]) Auch versprachen sie für die neue Küche, die für diese Schule gebaut werden soll, unentgeltlich eine Anzahl Pfosten zu liefern.

einander. Es sitzt sich so traulich beim Scheine der Harzfackel (?) und den weißen Lehrer hat man ja nur so selten bei sich. Nachdem er von der oberen Heimat so herzbeweglich gepredigt hat, soll er nun auch gemüthlich von seiner irdischen Heimat, dem fernen Amerika etwas erzählen. Da lauscht man ihm denn mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Wunderdinge, die er von dort berichtet. Oder es kommen auch Leute mit allerlei Anliegen. Da führt einer seinen Sohn vor, den er gern zum Lehrer oder Pastor möchte ausbilden lassen; ein alter Mann, der fühlt daß seine Tage auf die Neige gehen, möchte die Regulirung seines Nachlasses durch den Missionar schon feststellen lassen und macht eine Art Testament darüber wie seine Büffel vertheilt werden sollen. Da kommt ein andrer und händigt dem Missionar einen Beutel mit 50 Rupî ein. Mit Thränen in den Augen erzählt er, wie sein erwachsener Sohn von einem Elefanten getödtet worden ist, und wie ihm von dem Eigenthümer des Thieres als eine Buße 200 R. gezahlt worden seien. Den vierten Theil davon bringe er als Opfer für den Herrn. Dabei bittet er, daß man künftighin seines kleinen Enkels, den der Verstorbene hinterließ, gedenken möge, wenn er so weit sei, daß er in eine Schulanstalt aufgenommen werden könne. Hier und da kommt auch wohl jemand, der für einen kranken Angehörigen um Medizin bittet. Trotz seiner Müdigkeit macht sich der Missionar noch auf, den Kranken selbst zu sehen. Zuvor aber sind gewiß noch von der Versammlung ein paar Lieder angestimmt worden. Denn nach dem Singen sind die Karenen ganz arg.

Nun folgt er seinem Führer durch das Dunkel. Helle Leuchtkäfer schwirren durch die milde Abendluft. Tiefe Stille waltet in der Natur, nur dann und wann durch den Ruf eines Nachtvogels unterbrochen. Jetzt ist man am Ziele. Mühsam wird die unbequeme Stiege des Bambushäuschens erklommen. Da liegt der Kranke auf einer Matte. Die Freude über den Besuch des Lehrers läßt ihn eine Weile die Schmerzen vergessen. Der tröstet ihn aus Gottes Wort, betet mit ihm und gibt ihm etwa homöopathische Medizin — wenn's nicht eines jener amerikanischen Universalmittel ist.[1]) — — —

[1]) Man glaubt kaum, was jene nichtswürdigen Geheimmittel auch auf dem Gebiete der Mission für Schaden anrichten. Gerade aus Barma fand ich mehrfach die Anwendung des „Pain killer" (Schmerztödter) erwähnt. Die Flüssigkeit, die angeblich um der leidenden Menschheit, in Wirklichkeit aber um dem bereits überfüllten Geldbeutel des Fabrikanten weiter zu helfen — jedenfalls wie alle solche Sachen um das 20- oder 50fache ihres wirklichen Werthes verkauft werden mag, enthält augenscheinlich eine nicht geringe Quantität Opium. Das brauchte man nicht erst über Amerika kommen zu lassen, sondern könnte es billiger bei dem chinesischen Krämer haben, vor dem mit Recht die Bekehrten als einem schlimmen Verführer gewarnt werden. Wir können uns sehr wohl erklären, was jenem Missionar so auffallend war, daß die Flasche Painkiller, die er einem dem Opiumgenuß verfallenen, aber bußfertigen Eingebornen schenkte, um ihm die Beschwerden der Abgewöhnungskur zu erleichtern, gar nichts nützte. Das Mittel enthielt das nämliche Gift, das den Schaden angestiftet hatte. Selbst eingeborne Lehrer halten sich den Painkiller vorräthig. Es wäre nicht zu verwundern, wenn einer oder der andere dadurch zum Opiumgenuß verleitet würde, wie dies im christlichen England und Amerika durch derartige Präparate mit Tausenden und zwar nicht blos aus der Reihe der Weltkinder geschieht.

Am andern Morgen muß der Missionar schon frühe aufbrechen, um eine andere Gemeinde zu besuchen. Einer der Christen leiht ihm ohne Bezahlung seinen Elefanten. Nach herzlichem Abschiede geht's in den Dschangel hinein. Dann führt der Pfad auch wieder durch prächtigen Hochwald, hier aber durch das mächtige Elefantengras, das 15 bis 20 Fuß hoch wächst und dem Tiger nur zu oft zum Versteck dient; dann scheint der Pfad unpassirbar, denn Bambus zur Rechten wie zur Linken beugt sich kreuz und quer über denselben. Doch man ist darauf vorbereitet. Der Elefantenführer haut das Rohr mit einem Säbel durch, und das kluge Thier räumt jedes abgehauene Stück mit seinem Rüssel aus dem Wege. Den ganzen Tag bekommt man keine menschliche Wohnung zu sehen. Die ferne Bergwand rückt näher. Endlich, als schon die kurze Dämmerung naht, ist das Ziel erreicht, ein andres Karenendorf, malerisch unter der 2000 Fuß hohen Felswand gelegen, die sich schon lange mit ihren schroffen Konturen durch die klare Luft vor den Augen der Reisenden markirte. Wünschen wir, daß auch hier die Christengemeinde dem Visitator Freude mache.

Solche Reisen hat der Karenenmissionar während der trockenen Jahreszeit oft zu machen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Besuche viel häufiger sein könnten. Alle verfügbaren Kräfte werden ja dazu verwendet, und nicht selten macht eine Dame von der Mission in Begleitung einiger Karenenprediger auch solchen Ausflug, wie uns oben ein Beispiel davon bereits vorgeführt wurde. Diese persönliche Verbindung der Missionare mit den gestifteten Gemeinden ist von großer Wichtigkeit. Man meinte wohl schon vor Jahren, daß die Karenengemeinden unter ihren eigenen Pastoren bereits zur Selbständigkeit herangereift seien und daß die Mission ihre Hand zurückziehen könne. Es war dies jedoch eine traurige Täuschung, die besonders auf dem Gebiete von Tavoy nicht unbedeutenden Schaden angerichtet hat. Man hatte den jungen Gemeinden zu viel zugetraut. Lange Zeit blieb die Station ohne Missionar. Nur dann und wann kam einer von einer andern einmal herüber, konnte aber nur wenige der zerstreuten christlichen Dörfer aufsuchen. Auch waren die besten eingebornen Pastoren in jener Zeit, als sich in Pegu die Thüren aufthaten, mit hinweggenommen. Da traten denn in den erst so lieblich heranblühenden Gemeinden bald Stillstand und Rückgang ein. Selbst von dem hochgerühmten Matamiu lautet es nur drei Jahre nachdem Frau Mason die obige (S. 160) Schilderung entworfen hatte, recht bedauerlich. Ein eingeborner Pastor, der den Ort 1855 besuchte, meldet, die Gemeinde sei in einem „niedrigen Stande“. Bei der Kommunion weigerte man sich die üblichen Beiträge für kirchliche Zwecke darzubringen. Andre hatten sich selbst ausgeschlossen und fanden sich gar nicht zur Abendmahlsfeier ein. Fieber hatte viele Gemeindeglieder hingerafft. Von einigen benachbarten Gemeinden heißt es: Manche hatten den Sabbath gebrochen, andre hatten sich der heidnischen Sitte des Tätowirens und andre des Gebrauchs heidnischer Zaubermittel schuldig gemacht. Erfreulich war es, daß bis dahin die Kirchenzucht aufrecht erhalten war. Dies ist jedoch keineswegs überall in jenem

Distrikte geschehen. Oft waren die Pastoren selbst noch zu schwach und konnten noch nicht der leitenden Aufsicht entbehren. „Alles ist im Zustande der Kindheit, Pastoren, Lehrer, Gemeinden — alle müssen vorwärts gebracht werden oder sie fallen ohne Hülfe zurück.“ Besonders groß ist die Versuchung zur Zauberei in Krankheitsfällen, da es keine andre Aerzte gibt als die heidnischen Zauberer, bei denen denn auch mancher Hülfe sucht. Dann aber ist sehr weit verbreitet das Laster der Trunksucht, von dem wir oben schon ein Beispiel sahen, und doch der verderbliche Opiumgenuß scheint fort und fort im Zunehmen begriffen zu sein. [1])

Auch das Hazardspiel wird für viele verderblich. Dagegen ist von Unkeuschheitssünden wenigstens in den Berichten wenig oder gar nicht die Rede. Verheirathung zwischen Christen und Heiden kommt öfter vor, ohne daß der heidnische Theil zum Christenthum überträte. Ueberhaupt ist die früher so starke Scheidewand zwischen Christen und Heiden sehr wankend geworden. Jene stellen sich mit diesen auf guten Fuß ohne weitere Bemühungen, sie zum Glauben zu bringen, wie das sonst mit Eifer von den Christen geschah. Die Gemeinden erhalten daher auch keinen Zuwachs aus der heidnischen Bevölkerung, die sie umgibt.

Manche Fälle zeigen jedoch, daß diese Zustände auch wieder vorübergehen können und besseren Platz machen. Durch den Besuch eines Missionars, durch Entfernung eines untauglichen Pastors und Einsetzung eines neuen, durch Ausschließung der hartnäckig in ihren Sünden Beharrenden wird hier und da ein kräftiger Umschwung hervorgerufen und ein „neuer Anfang“ gemacht. Seit einigen Jahren ist übrigens auch in Tavoy wieder ein Missionar angestellt, und es ist zu erwarten, daß das lange vernachlässigte Missionsfeld wieder zur Blüte gelangen wird, wenn auch Zeiten wie jene der ersten Liebe schwerlich wieder kommen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht vergessen zu erwähnen,

---

[1]) Es ist erschreckend, was für Schaden nach dieser Seite hin das liberale System Englands mit seiner in manchen Beziehungen so abstrakten Freiheit angerichtet hat. Manches Volk, das unter milder Zucht in gesunder Entwicklung hätte erstarken können, ist durch unzeitig gewährte Freiheiten in die verderblichsten Fesseln geschlagen worden. — Dr. Mason sagt: „Die Barmanen zeichneten sich aus durch ihre Mäßigkeit. In den ersten Jahren meiner Missionslaufbahn, als ich jede Stadt und jedes Dorf, ja jedes Haus in der Provinz Tavoy besuchte, habe ich nie einen betrunkenen Barmanen gesehen oder einen, von dem man nur hätte annehmen können, daß er berauschende Getränke genieße. Jetzt läßt sich dies, wenigstens vom britischen Barma, nicht mehr sagen. Immer ab und zu kommt ein betrunkener, taumelnder und rasender Barmane an meiner Thür vorüber: die Frucht der englischen Civilisation. Der Herausgeber der Rangûn Times schrieb kürzlich (1873): Ohne Zweifel nimmt das Grogtrinken unter der barmanischen Bevölkerung überhand. In früheren Zeiten würde ein betrunkener Barmane eben solch ein Wunder gewesen sein, wie der fabelhafte Meermensch, und er würde sicherlich vom barmanischen Gouverneur eine gesunde Tracht Prügel zudiktirt erhalten haben. Die Art der europäischen Civilisation, sich das Volk geneigt zu machen, bietet ihm Grog und Tabak, Pulver und Blei.“ (American Baptist Magazine 1873, p. 372.) Wann werden die englischen Politiker begreifen, daß nur durch Zucht der Weg zur wahren Freiheit geht!

daß in der neusten Zeit von Tavoy aus Versuche gemacht worden sind, den Karenen jenseits des siamischen Grenzgebirges das Evangelium zu bringen. Ihre Zahl wird auf 50 000 geschätzt. Sie haben größtentheils den Buddhismus bereits angenommen, sollen jedoch nicht so unzugänglich sein, wie man darnach erwarten möchte. Das Unternehmen geht übrigens von Baptisten in Nova Scotia aus und könnte also leicht zu einer selbständigen Mission führen. Bis jetzt scheint die Sache jedoch zur Ausführung noch nicht herangereift zu sein.

Schließlich müssen wir noch einen charakteristischen Hauptzug der Karenenkirche ins Auge fassen. Es ist das für das jugendliche Alter derselben bereits sehr entwickelte Verfassungsleben. Jede Gemeinde ordnet ihre Verhältnisse selbständig durch die Aeltesten im Verein mit dem Pastor. Die Missionare haben sich von Anfang an wenig oder gar nicht hineingemischt. Auch selbst hinsichtlich der Kirchenzucht haben sie nur immer die leitenden Gesichtspunkte den Gemeindeorganen eingeprägt, aber diesen immer die Entscheidung und Ausführung im einzelnen Falle überlassen. Da, wo tüchtige Pastoren waren, scheint die Sache gut gegangen zu sein. Andre Gemeinden scheinen freilich diesem Selfgovernement nicht gewachsen zu sein. Immerhin aber mag zugegeben werden, daß sich die Einrichtung, wo der persönliche Einfluß des Missionars daneben nicht fehlte, im ganzen mehr bewährt hat als man hätte erwarten mögen. Zu berücksichtigen ist dabei, daß die Missionare ohne bedeutende Vermehrung ihrer Zahl gar nicht würden im Stande gewesen sein, eine eingehendere Aufsicht über die einzelnen Verhältnisse in den zahlreichen, schwer zugänglichen Gemeinden zu übernehmen.

Die Gemeinden sollten aber nicht vereinzelt bleiben. Daher wurden für die durch die Grenzen eines und desselben Distrikts verbundenen die schon erwähnten Synoden (Associations) eingerichtet, die jährlich zusammentreten, und auf denen nicht blos die Pastoren aller zugehörigen Gemeinden, sondern auch Laiendeputirte aus jeder derselben Sitz und Stimme haben. Außerdem aber betheiligen sich Gemeindemitglieder in großer Zahl bei diesen Versammlungen, die immer mehr und mehr den Charakter von Volksfesten angenommen haben. Obwohl nicht unbedeutender Aufwand damit verknüpft ist, halten es die Karenenchristen für eine Ehrensache, und es ist ihr Stolz, die Synode in ihrem Dorfe sich versammeln zu sehen. Dazu werden lange vorher Vorbereitungen gemacht. Die Kirche wird in Stand gesetzt und gereinigt[1]), oder wenn sie nicht groß genug erscheint, so wird ein geräumiges Zayat errichtet, ein offener Schuppen von Bambus mit einem Grasdach. Für die fremden Gäste werden einfache Hütten von Bambus hergestellt, während für die Missionare, außer dem erwähnten Anbau an der Kirche, noch ein Theil derselben durch leichtes Bambusgestell und Matten zum Quartier eingerichtet wird.

Mit Spannung sieht man dem bestimmten Tage entgegen. Am Vorabende entfaltet sich in allen Häusern reges Leben, um für die

[1]) Reinlichkeit ist sonst vielfach eine schwache Seite der Karenenchristen.

Aufnahme der Gäste zu sorgen. Hier wird ein Büffel geschlachtet, dort gar ein werthvollerer Ochse; manches Schwein muß heran, und eine Menge von Hühnern wandert in die großen irdenen Kochtöpfe. Unter jedem Hause aber erklingt das dröhnende Getön der Reismörser, an denen Frauen und Mädchen um die Wette stampfen, um die für die nächsten Tage nöthige Masse Reis zu enthülsen. Im Garten pflücken Kinder von den niedlichen Stauden des spanischen Pfeffers die hochrothen Schoten, und die Mutter wird ihre ganze Kunst aufbieten, sie zu einem wohlschmeckenden Karry zu verwenden — da mit einem male läßt sich das Elefantenglöckchen vernehmen. Mancher eilt von der Arbeit hinweg, die Ankommenden zu begrüßen. Zwei Missionare mit Frauen und Kindern sind eingetroffen und werden aufs herzlichste bewillkommt. Der „Mama“ namentlich, wie jede ältere Missionärsfrau titulirt wird, will jeder die Hand schütteln.[1]) Nun finden sich auch die Vertreter der entfernteren Gemeinden ein, oft nach einer Reise von 30—40 Stunden. In den Distrikten Rangûn und Henthada werden jetzt manche schon die von Rangûn nach Prome führende Eisenbahn benutzen können.

Am andern Morgen ist eine stattliche Versammlung nach dem mit dem Gong gegebenen Zeichen in der Kirche oder in dem erwähnten Schuppen zusammen gekommen. Die auf dem Boden sitzende Menge in bunten grellfarbigen Kleidern gewährt einen malerischen Anblick.[2]) Auf einer Seite sitzen die Pastoren zusammen, meistentheils in europäischer Kleidung. Die erhöhte Plattform für die Redner mit dem Tisch für den Präsidenten fehlt natürlich nicht — alles nach englisch-amerikanischem Muster. Ein Gottesdienst eröffnet die Verhandlungen. Dann wird nach parlamentarischen Formen in die Tagesordnung eingetreten. Meist überläßt man das Präsidium einem der Misssonare. Aber auch wenn ein eingeborner Pastor dazu gewählt wird, weiß er die Formen wohl zu beobachten und wahrscheinlich nöthigenfalls auch die Präsidentenglocke und den Ruf zur Ordnung in angemessener Weise anzuwenden. — Zuerst wird die Präsenzliste festgestellt und die Briefe von denjenigen Gemeinden verlesen, die keine Vertreter senden konnten. Diese Briefe zeigen zuweilen bereits einen recht gewandten Stil. Dann werden von allen vertretenen Gemeinden Berichte erstattet. Hierauf pflegt eine Pause einzutreten, während welcher aber der Missionar keine Ruhe hat. Hier kommt einer, der die in seiner Gemeinde gesammelten Beiträge abliefert; dort einer, der Traktate kaufen will; ein anderer hat eine Bücherrechnung von früher zu berichtigen — ein vierter bestellt die Karenische Zeitschrift, den „Morgenstern“ u. s. w. — Wieder ruft der Gong die Versammlung zu den Plätzen. Es folgt ein Gebet und dann die Berathungen über die gestellten Anträge. Da

[1]) Es ist mir nicht ganz klar, wie wir uns den Karenen in solcher Situation vorzustellen haben. Der Neger würde überlaut jubeln, lärmend springen und tanzen, und ohne viel Pulver zu verknallen würde es nicht abgehen. Der Karene mag ruhiger sein — aber doch wohl nicht so schweigsam wie etwa der Hindu.

[2]) So wenigstens bei den Bghai, die bei solcher Gelegenheit mehr auf festlichen Schmuck geben, als die Paku.

handelt es sich z. B. um den Mangel an Lehrern und Predigern, zur Abhülfe soll ein besonderer Fonds gegründet werden, wie durch Majoritätsbeschluß festgestellt wird. Alsbald wird der Hut des Missionars in Bewegung gesetzt, um durch eine Kollekte sofort den Anfang der Sache ins Werk zu setzen. Die Sammlung ergibt 40 Rupî. Verschiedene Punkte des Gemeindelebens, Mißbräuche die abzustellen sind, Fortschritte die anzustreben sind, bilden die Gegenstände der weiteren Verhandlungen, und zum großen Theil auch geht die Besprechung dahin, auf die versammelten Zuhörer einen Eindruck zu machen, wobei hier und da wohl auch Hebel in Bewegung gesetzt werden, wie sie in den amerikanischen Camp meetings gebräuchlich sind. Oft finden sich auch die Heiden der Umgegend zu solcher Versammlung ein und umstehen die offene Halle. Dann wird natürlich die Gelegenheit benutzt, um ihnen die Wahrheit des Evangeliums ans Herz zu legen.

Interessant wäre uns eine Schilderung des frugalen Festmahles, das jedenfalls der immerhin anstrengenden Sitzung folgt, der dabei gepflogenen Unterhaltungen, des Benehmens der Einheimischen und Fremden u. s. w. Alles dies würde uns manchen interessanten Blick in das Leben der Karenenchristen thun lassen. Die Berichte aber enthalten darüber nichts. — Am Abend ruft der Gong nochmals zum Gottesdienst. Ich brauche nicht zu erwähnen, wie auch hier die Freude am Gesange christlicher Lieder eine große Rolle spielt, und wenn die Lichter der Zayats schon erloschen sind, klingt noch manche der bekannten Melodien (wie There is a happy land — Rock of ages cleft for me u. s. w.) durch die stille Nacht.

Das aber ist nur ein Tag der Synodalversammlung. In gleicher Weise verlaufen wohl 3 bis 4 Tage. Dann erst folgt ein herzlicher Abschied, und erquickt und erfrischt, voll von guten Vorsätzen, kehren die Theilnehmer wieder heim, um noch auf lange Zeit von alle dem, was sie auf der Association gehört und erlebt haben, ihren Mitbrüdern zu erzählen. Das gibt Stoff zur Unterhaltung für die langen Abende, und manches von den guten Samenkörnern, die mit in die Ferne genommen wurden, mag dort auf guten Boden gesäet werden, wenn vielleicht auch nicht wenige vom Winde verweht wurden.[1])

Ueber allen diesen Associations steht eine Art Generalssynode, die Barma Baptist Convention, zu der jährlich einmal auf einer der Stationen die von jenen gewählten Delegirten zusammentreten und allgemeine, die ganze Kirchengemeinschaft betreffende Gegenstände zur Berathung kommen. Während aber zu jenen kleineren Versammlungen meistens

[1]) Wir können uns nicht verhehlen, ganz nach unserm Geschmack ist dieses Uebertragen parlamentarischer Formen auf ein schlichtes Naturvolk keineswegs. Der Uebergang zu diesen ausgebildetsten Formen der Kultur scheint fast zu schroff zu sein. Auch darf man sich wohl nicht darüber täuschen, daß die in diesen Einrichtungen sich abspiegelnde Selbständigkeit doch nur eine scheinbare ist. Falls die Missionare ihre Hand von der Sache zurückzögen, würde sie jedenfalls nicht gehen wie bisher. Dennoch mag manches Gute durch diese Kirchenversammlungen gewirkt werden. Jedenfalls haben sie in dem Volksleben bereits Wurzel geschlagen und üben auf die Erhaltung und Förderung des kirchlichen Lebens einen Einfluß, der schwerlich durch ein anderes Mittel ersetzt werden könnte.

nur die Vertreter von Karenengemeinden eines und desselben Stammes zusammentreten, sind in der Konvention die christlichen Sgau und Pwo, Paku und Bghai, ja auch die christlichen Barmanengemeinden vertreten. Im ganzen mag die obige Schilderung auch auf diese Versammlung zutreffen. Oft werden bei den Verhandlungen sowohl die barmanische Sprache als einer der Karenendialekte gebraucht. Einen Hauptgegenstand der Berathungen bilden gewöhnlich die Mittel und Wege, welche einzuschlagen sind, um das Evangelium weiter der heidnischen Bevölkerung zugänglich zu machen. Eine Frucht davon ist unter anderen die bald zu erwähnende Mission in Bhamo. Natürlich tritt auch hier wie bei den Associations das erweckliche Moment stark in den Vordergrund.

Wir schließen unsre Mittheilungen über die Karenenmission mit den neuesten statistischen Daten von 1878.

	Gemeinden.	Ordin. Pastoren.	Gemeindeglieder.	Schüler.	Beiträge für Kirche u. Schule in Mark.
Tavoy	21	5	880	?	3638
Maulmain	15	7	1013	309	?
Rangûn					
Sgau	74	60	3311	917	?
Pwo	13	5	398	?	2608
Schwêgyin	20	13	816	208	?
Taungu					
Paku	61	5	1918	516	2196
Bghai	74	7	2067	303	3164
Henthada	50	12	1790	436	10760
Bassein					
Sgau	65	26	6450	1656	23324
Pwo	16	7	908	360	?
	409	147	19551	4705*	45690*

*) Unvollständig.

An die Karenenmission zu Taungu schloß sich im Jahre 1861 schon ein andres Missionsunternehmen an, das hier in der Kürze zu erwähnen ist.

Die jenseits der Karenen wohnenden **Schanstämme** hatten schon frühe die Aufmerksamkeit der Missionare erregt. Als aber in dem genannten Jahre ein ganzer Stamm jenes Volkes, um der Barmanenherrschaft zu entgehen, auf britisches Gebiet herüberkam und sich nicht weit von Taungu niederließ, da hielt man sich verpflichtet, auch diesen Heiden das Evangelium nahezubringen. Missionar Bixby wurde eigens für diese Arbeit angestellt, studirte ihre Sprache, machte Uebersetzungen, lehrte und predigte. Dabei behielt man die Schan in ihrer Heimat immer im Auge. Viel Erfolge hat diese Mission bis jetzt nicht aufzuweisen, obwohl ab und zu etliche Personen aus jenem Volke

bekehrt wurden. Im Schanlande selbst ist noch kein fester Punkt gewonnen worden.[1]) Ein Fortschritt aber ist es, daß jetzt der bereits von Dr. Mason gemachte Versuch, eine Missionsstation in Bhamo zu gründen, gelungen ist. Von dort ist eine ausgedehnte Schanbevölkerung zugänglich. Dieselbe ist jedoch soweit barmanisirt, daß sie bereits ihre Muttersprache mehr oder weniger vergessen hat. Danach dürften sich wahrscheinlich nicht baldige Früchte dort erwarten lassen. Immerhin ist die Besetzung eines Punktes wie Bhamo, der das Centrum des lebhaften Handels zwischen Hinterindien und China bildet, sehr wichtig, zumal da die alte Handelsstraße von dort nach China auch von dem europäischen Handel immer mehr ins Auge gefaßt wird und jedenfalls in nicht ferner Zeit durch Eisenbahn weiter zugänglich gemacht werden wird. Diese Wichtigkeit erkennend, hat auch bereits die China Inland Mission einige ihrer Arbeiter in Bhamo stationirt. Von Bhamo aus kann sich die Thür zu verschiedenen noch wenig bekannten Stämmen öffnen die bis an die chinesische Grenze hin wohnen. Namentlich wäre an die Ka Khyen zu denken. Die erst 1878 begonnene Baptistenmission in Bhamo wird übrigens zum Theil mit getrieben durch die Karenenchristen von Bassein, welche einen ihrer Prediger den amerikanischen Missionaren zugesellt haben und für seinen Unterhalt sorgen.

Schließlich müssen wir auch auf die Mission unter den **Barmanen** einen Blick werfen. Sie ist noch immer eine harte Arbeit auf wenig ertragbringendem Boden. Es hat sich darin durch die britische Herrschaft nichts geändert; ja man könnte sagen, daß dieselbe der Mission nur neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt habe. Jedenfalls muß es als eine solche gelten, wenn in den Schulen der Regierung die Bibel streng verboten ist, während alle buddhistischen Schriften ohne Beanstandung gebraucht werden. Wie nachtheilig die englische Freiheit in Bezug auf den Vertrieb berauschender Getränke wirkt, ist oben schon erwähnt worden. Auch andere Laster finden an vielen Europäern im britischen Barma ungestört ihre Vertreter. Die Barmanen aber schreiben das alles auf Kosten der christlichen Religion, und es ist sehr erklärlich, wie sie in ihrem buddhistischen Tugendstolz verächtlich auf die Religion der Europäer herabschauen, die solche faulen Früchte bringt. Andre, die zu unterscheiden wissen und selbst christliche Schriften prüfend gelesen haben, fühlen sich wohl angesprochen durch die Lehre von einem ewigen Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Aber Christum als den Heiland anzuerkennen — dagegen sträuben sie sich von Grund der Seele. — Im ganzen hat die offene Feindschaft gegen die Missionare aufgehört. Man beweist sich ihnen oft freundlich, läßt sie öffentlich sprechen bei ihren Festen und sogar bei Begräbnissen; doch auf eine Neigung zur christlichen Lehre darf man durchaus nicht schließen. Finden sich hier und da Taufbewerber,

[1]) Dagegen ist in neuerer Zeit unter den Rothen Karenen, die auf dem Wege zum Schanlande wohnen, mit Erfolg missionirt worden. Diese früher dem Namen nach den Barmanen unterworfenen Stämme sind vor einigen Jahren für unabhängig erklärt worden.

so muß man mehr als sonst über ihre Beweggründe vorsichtig sein und geräth doch noch trotz aller Vorsicht in schlimme Täuschungen, sowie jener Missionar, der einen Taufkandidaten lange erprobt und fähig für die Taufe hielt. Als er ihn fragte, warum er das Sakrament nicht begehre? antwortete jener, ja, er müsse es sich doch noch überlegen, ob Gaudama oder Christus der rechte Gott sei.

Trotz aller Entmuthigung aber arbeiten Missionare und Missionsfrauen auch auf diesem harten Boden immer weiter. Unter den letzteren mag uns Mrs. Ingalls, die Witwe eines Missionars, etwas näher interessiren, die seit einer Reihe von Jahren in einer abgelegenen Buschgegend des Henthadadistrikts zu Tongzai (—sê?) arbeitet, jetzt unterstützt von einer jüngeren Gehülfin. Sie hat auf die ganze Bevölkerung dort einen bewundernswerthen Einfluß gewonnen; auch ist es ihr gelungen, 3 Gemeinden mit zusammen 244 Mitgliedern zu sammeln. An denselben stehen ihr ordinirte eingeborne Pastoren zur Seite. Eine Hauptarbeit besteht in dem Schulunterricht. Jetzt berührt die Eisenbahn das Dorf, und Mrs. Ingalls rüstet sich zu der neuen Art von Thätigkeit, Traktate in verschiedenen Sprachen unter die mit der Bahn Reisenden zu vertheilen.

Die größte Barmanengemeinde (381 Mitglieder) hat Rangûn. In neuerer Zeit hat man dort auch die Ertheilung höherer weltlicher Bildung als ein Missionsmittel in Anwendung gebracht und ein College errichtet, angespornt durch die Erfolge einer ähnlichen von der Propagation Society gegründeten Anstalt. Es besteht dort auch seit längerer Zeit eine Mädchenschule, unter deren Schülerinnen nach dem letzten Jahresberichte viele hoffnungsvolle Bekehrungen vorgekommen sind. Mit 8 Mädchen der ersten Klasse, die bibelfest waren, machten zwei Damen eine Missionsreise. Der liebliche Gesang der Kinder lockte überall Scharen herbei, denen dann das Evangelium nahegelegt werden konnte. — Die kleine Barmanengemeinde zu Tavoy, die lange Zeit nur kümmerlich ihr Leben gefristet hatte, scheint mit ihren 8 Gliedern dem Aussterben nahe. Die zu Maulmein dagegen ist in der letzten Zeit bis auf 197 herangewachsen — doch werden nur manche der Mitglieder als recht lebendig bezeichnet, während andre nur den Namen haben ohne viel Lebenskraft.

Am Irawaddi finden wir verhältnißmäßig größere Gemeinden zu Henthada und Prome (254 resp. 251 Mitglieder). Von der ersteren ist kürzlich unter Ablösung eines Zweiges die neue Station Zigong gebildet. Zur Station Bassein gehören 4 Gemeinden, die im ganzen nur 60 Glieder zählen. Endlich ist auch vor einigen Jahren Taungu und später Schwêgjin zur Station einer besondern Barmanenmission gemacht worden; von der ersteren kann bis jetzt gesagt werden, daß sie sich hoffnungsvoll anläßt. — Im ganzen umfaßt die Barmanenmission 1503 Bekehrte. Für die mehr als sechzigjährige Arbeit erscheint diese Summe freilich gering. Doch hat sie in den letzten drei Jahren um mehr als vierhundert zugenommen.

Die bisher besprochene Mission der amerikanischen Baptisten ist jedoch nicht die einzige in Barma geblieben. Als das Land unter

englische Herrschaft kam, verstand es sich von selbst, daß auch die anglikanische Kirche dort irgendwie Fuß fassen würde. Die neue Provinz war unter den Bischof von Kalkutta gestellt. Im Einvernehmen mit diesem begann die Society for the Propagation of the Gospel die Arbeit im Jahre 1859. Fast ein Jahrzehnt hat sie sich auf eine Wirksamkeit in der Schule beschränkt, und besonders den höheren Unterricht pflegend, für den bis dahin durch die Baptisten wenig geschehen war, schnell bedeutende Erfolge erzielt. Rev. John Marks gründete in dem genannten Jahre die erste Schule in Maulmein, die aber nach einigen Jahren einem andern Missionar übertragen wurde, als jener nach Rangûn übersiedelte und dort das St. Johns College und St. Mary's Töchterinstitut gründete, Anstalten, die unter tüchtiger Leitung bald sehr populär wurden und viele dem Anglikanismus geneigt machten, der in seiner ritualistischen Form den Buddhisten viel ansprechender erscheinen muß als die mit so wenigen kirchlichen Formen ausgestattete baptistische Denomination. Dazu kam den Anglikanern das Verlangen nach englischer Bildung entgegen. In den Missionsschulen der Baptisten wurde nur in der Landessprache unterrichtet; jene aber führten im weitesten Maße die englische Sprache ein, welche sich die jungen Barmanen schnell aneignen. Selbst ihre Gottesdienste werden in englischer Sprache gehalten.

Als dann weitere Verstärkungen eintrafen, wurden Schulen angelegt in Henthaba, Myanoung und Thayet-Myo. Letzteres ist die nördlichste Stadt am Irawaddi auf britischem Gebiet; der andre Ort liegt in der Nähe von Prome. Hier schienen sich unter einer noch nicht europäisirten und darum weniger verderbten Bevölkerung (als die in Rangûn ist) die günstigsten Aussichten für eine Mission zu eröffnen, zumal da auch in dieser entfernteren Gegend das Trachten nach englischer Bildung behufs der Erlangung von Regierungsämtern rege geworden war. — Als ein noch mehr versprechender Erfolg mußte es gelten, daß es dem Rev. John Marks gelang, in Mandalê in der Nähe des Königs von Barma Fuß zu fassen und sich die Gunst des Monarchen in ganz besonderer Weise zu erwerben (1869). Dieser gab nicht nur die Erlaubniß zur Gründung einer Schule, sondern ließ in glänzender Ausstattung ein Gebäude für dieselbe errichten, auch ein Wohnhaus mit 3 Dächern, das Zeichen der Hpungyi- (Priester-) Wohnungen, wurde für Marks erbaut, dem alle mögliche Ehre zu theil ward. Mehrere Prinzen mußten die Schule besuchen, in die sich begreiflicherweise unter dem Sonnenschein der königlichen Huld die Jugend der vornehmen Welt von Mandalê sammelte. Die Gunst eines asiatischen Despoten ist jedoch eine leicht veränderliche und gefährliche Sache. Einige Jahre ging zwar alles gut. Der König trug alle Kosten der Schule. Der mit letzterer verknüpften Ausübung des anglikanischen Gottesdienstes wurde nichts in den Weg gelegt; und Rev. Marks durfte öfter, als man hätte erwarten sollen, das „goldene Angesicht sehen". Ohne Zweifel wirkten politische Gründe mit zu dieser unerklärlichen Freundlichkeit. Als aber im Jahre 1875 zwischen England und Barma eine bedenkliche Spannung eintrat, da war auch

sehr schnell die königliche Gunst für die Missionsschule erloschen. Alle Unterstützungen wurden zurückgezogen. Eine Vertreibung der Missionare aber wagte der König wohl nicht, um nicht dadurch einen Anlaß zum Ausbruch des drohenden Krieges zu geben. So blieb denn die Schule bestehen, obwohl sie sich nicht mehr ihres früheren Gedeihens erfreuen konnte.

Das Schulwesen sollte aber nur Pionierdienste für die eigentliche Mission thun. Schon aus der Zahl der Schüler waren Bekehrte gesammelt worden. Jetzt wurden im Anschluß an diese durch Heidenpredigt, Verbreitung von Schriften u. s. w. Gemeinden gebildet. In Rangûn wurde ein doppelter Zweig dieser eigentlichen Mission vom St. Johns College abgelöst: der eine für Tamilleute[1]) in der Stadt selbst (St. Gabriels Mission), der andre für Barmanen, in dem benachbarten Kemmendine (—ein) unter dem Namen St. Michaels Mission.

Das College selbst ist bis auf die neuste Zeit — jetzt wieder unter Leitung des Herrn Marks — in Blüte geblieben. „Man kann nicht zu hoch davon sprechen. Die Knaben, 5—6 Stationen angehörend, sind hübsche, offenherzige Burschen von gutem Betrage, die auf ihren Vorsteher schwören und ihn als Vater lieben. 520 stehen jetzt auf den Listen. — — Ein großer Theil des Unterrichts ist direkte Missionsarbeit.“ Auch unter den Chinesen zu Rangûn, deren nicht wenige sind, zeigt sich neuerlichst eine „wunderbare Bewegung“ im Anschluß an die anglikanische Mission. Herr Marks bereitet eine ganze Klasse derselben zur heiligen Taufe vor. —

Schon im Jahre 1875 belief sich die Zahl der anglikanischen Gemeindeglieder in Rangûn auf 380, unter denen 41 Kommunikanten waren. Sehr bedeutungsvoll aber ist für diese Mission die neuerlichst erfolgte Gründung eines Bisthums, dessen über alle britische Besitzungen in Hinterindien sich erstreckender Sprengel von der Diözese Kalkutta abgelöst wurde. Die Aufbringung der nöthigen Fonds (400 000 M.) scheint keine Schwierigkeiten gemacht zu haben. Der neue Bischof ist seit einigen Monaten in voller Thätigkeit.

Auch auf den übrigen Stationen hat sich aus den Schulen das weitere Missionswerk entwickelt. Es sammelten sich Gemeindlein aus allerlei Volk, selbst in Mandalê kam eine solche aus Engländern, Eurasiern, Chinesen, Tamulen und Barmanen zusammen. Natürlich blieb die Gemeinde dort ein unscheinbares Häuflein, da die Gunst des Königs sich der Mission nicht wieder zuwandte. Auch die Schule hat es nicht wieder auf mehr als 25 Kinder gebracht. — In neuster Zeit erfolgte der Tod des Königs (1. Oktober 1878). Prinz Thi-Bau, sein Nachfolger, ist einer der ehemaligen Missionsschüler. Ob er nun seines alten Lehrers in Liebe und Huld gedenken wird?[2])

[1]) Solche sind hier in großer Anzahl vorhanden, auch Christen, die vor ihrer Einwanderung mit einer oder der andern Mission in ihrer Heimat in Verbindung standen. Es ist schon im vorigen Hefte angedeutet, wie die Leipziger Mission ihren Pfleglingen auch hierher nachgeht.

[2]) Daß er der alten Sitte gemäß diejenigen Prinzen, welche etwa Ansprüche auf die Thronfolge erheben könnten (40 and er Zahl), umbringen ließ, spricht wenig

Auf den andern Stationen sind die Gemeinden auch noch nicht bedeutend. Nach dem 1876 erschienenen Bericht zählte die zu Thayet Myo 35 Mitglieder. Die Station Myandoung und Henthada sind dort nicht mehr erwähnt. Die Arbeit der Propagation Society zu Maulmein ist schon seit Jahren aufgehoben. Dagegen haben wir noch einmal auf die jüngste Station Taungu hinzuweisen, die bereits oben erwähnt wurde. Wenn auch hie und da schon durch die Katechisten der S. P. G. ein oder das andere Mitglied einer Baptistengemeinde herübergezogen wurde, so erscheint die Gründung der Mission zu Taungu dagegen als ein ziemlich direktes Eindringen in die dortige Karenenmission. Bis jetzt ist der letzteren noch nicht bedeutender Abbruch geschehen. Jedenfalls aber wird der Anglikanismus unter diesem Volke, das sich bisher dem Evangelio in so besonderer Weise zugänglich erwiesen hat, weiteren Halt suchen. Es wird auch für die durch die Baptisten gesammelten Gemeinden eine nicht leichte Prüfung sein, wenn das Christenthum ihnen in jener andern Forn, die für das Naturvolk manches Anziehende haben mag, entgegentritt. Vielleicht stehen dieser jungen Kirche, die so lange Zeit die Freude der Missionsfreunde gewesen ist, noch schwere Umwälzungen bevor. Dennoch aber wird der Herr sein Reich, das dort so deutlich reichliche Wurzeln geschlagen hat, gewißlich behüten und auch unter allen Anfechtungen und Stürmen die Wurzeln nur tiefer gehen lassen, damit den Stamm und die Zweige rhöhte Lebenskraft durchdringen.

In der ersten Auflage folgte hierauf ein Abschnitt über Malaka und die Mission daselbst. Doch die letztere, welche sich übrigens nicht auf die Halbinsel selbst, sondern nur auf die drei britischen Kolonien an ihrer Küste[1]) erstreckte, war so überwiegend eine Vorbereitung der Mission in China, daß füglich ihre Besprechung in dem nächst folgenden Hefte ihre Stelle finden kann. Nachdem die Thore China's selbst für die evangelische Mision eröffnet waren, verloren die in jenen Kolonien angelegten Stationen sehr bald ihre Bedeutung.

Das Missionswerk ist zwar in Malaka durch ein paar Freimissionare, die von keiner der bekannten Missionsgesellschaften unterhalten werden, fortgeführt worden und hat einige Erfolge gehabt. Bei den sehr beschränkten Nachrichten, die darüber zu uns kommen, ist es jedoch nicht möglich, darüber Ausführliches zu berichten.

In Singapur besteht seit 1861 eine durch die Propagation Society gegründete kleine anglikanische Gemeinde, die mit zur Diözese des Bischofs von Labuan gehört.

---

zu seinen Gunsten. Ein paar Prinzen haben sich auf britisches Gebiet gerettet. Einer oder der andre von ihnen bietet für England vielleicht die Gelegenheit, die Grenzfrage dahin zu reguliren, daß ganz Barma thatsächlich britisches Gebiet wird.

[1]) Malaka, Pulo Pinang und Singapûr, zusammengefaßt unter dem Namen der Straits Settlements (so genannt nach der Straße von Malaka). Die unter verschiedenen muhammedanischen Malaienfürsten stehende Halbinsel selbst kann bis jetzt leider nicht zu den evangelischen Missionsfeldern gezählt werden.

8. Siam und die Mission daselbst.[1])

Vom britischen Barma aus die östlichen Grenzgebirge mit ihren schroffen, mauerartigen Abfällen und ihren kastellartigen Gipfeln überschreitend, gelangt man in die Tiefebene, welche der Menam mit zahlreichen, durch verzweigte Kanäle verbundenen Armen durchströmt. Sie bildet das Herz des Königreichs Thaî oder Siam, welch letzterer Name eine portugiesische Entstellung des barmanischen Ausdrucks Scham sein soll, mit welchem das hier zu besprechende Land bezeichnet wird. An das eigentliche Siam schließen sich im Norden und Südosten sowie weit im Süden auf der Halbinsel Malaka tributpflichtige Länder an, die zwar immer noch als Zubehör des Königreichs gelten müssen, in Wirklichkeit aber nur sehr locker mit demselben verbunden sind. Dieses gilt besonders von den fast selbständigen Staaten auf der Halbinsel, deren Tributpflicht sich auf gewisse Formalien beschränkt. Nicht viel größer ist der Einfluß der siamschen Regierung in den nördlich gelegenen Laos- (Láwas-) Lande, in dem das Reich von Kschiengmê (Chiengmai, Zimme) die bedeutendste Rolle spielt. Im Südosten besitzt Siam ein von dem jetzt sehr geschwächten Reiche Kambodscha erobertes Gebiet.

Die geographische Kenntniß von Siam ist bis auf die neueste Zeit ziemlich beschränkt geblieben. Nur die Umgegend von Bankok, der Hauptstadt, und die südöstlich angrenzenden Distrikte waren etwas genauer bekannt geworden. Ein großer Theil des Landes ist den regelmäßigen Ueberschwemmungen des Menam ausgesetzt, die hier ähnliche Bedeutung haben wie die des Nils in Unteregypten. Menam bedeutet „Mutter der Gewässer". Von dem Strome hängt die sprichwörtliche Fruchtbarkeit Siams ab. Bleibt sein Steigen einmal ungenügend, so vertrocknen die Reisfelder, die auch von dem Schlamme ihre Düngung erwarten. Im Mai, wenn der Südwestmonsûn einsetzt und an den westlichen Gebirgen sich dichte Gewitterwolken sammeln, beginnt der Strom sich röthlich zu färben und wächst mehr und mehr, bis im August die Ufer überflutet sind und die Wohnplätze der Menschen nur wie Inseln aus einem weiten See hervorblicken. Wenn sich das Wasser verzogen hat, so werden ohne viel Mühe die Reisfelder bestellt, die einen erstaunlichen Ertrag bringen. Der größte Theil des Landes aber bleibt als Wildniß liegen; man schätzt, daß nur $^2/_5$ desselben angebaut werden.

Die Bewohner Siams werden auf 5—6 Millionen geschätzt. Die herrschende Bevölkerung bilden die Thaï, gewöhnlich mit dem verunstalteten Namen der Siamesen benannt. Sie selbst nennen sich Thaï-thê, d. h. die echten Thaï. Sie gehören der indochinesischen Völkerfamilie an. Dunkelkupferbraune Haut, schmale Stirn, platte Nase mit großen Nasenlöchern und hervortretende Backenknochen sind

---

[1]) Da Siam bis jetzt als Missionsfeld noch nicht irgend eine weitere Bedeutung erlangt hat, ist in diesem Abschnitt, sofern er Land und Leute betrifft, im Wesentlichen nur die erste Auflage reproducirt worden.

für sie charakteristisch. Die Augen sind schwarz mit gelblichem Weiß, die Lippen dick und gewöhnlich vom Betelsaft geröthet. Das Haar, dick und borstig, wird bis auf einen Büschel rasirt. Die Zähne werden schwarz gefärbt. Reiche Leute lassen die Nägel lang wachsen, junge Damen und Stutzer färben sie roth. Der Gesichtsausdruck des Volkes hat, wenigstens bei den Männern, etwas Ungefälliges, Düsteres, ja Unheimliches. Die Haltung des Körpers ist schlaff und träge, der Gang unschön. — Die Kleidung der Siamesen ist, mit Ausnahme des Anzuges der Priester, dürftig und ungleich geringer, als bei Hindu und Chinesen. Sie gehen barhaupt und barfuß, und ihr Hauptkleidungsstück ist das „Languti" oder „Pagne", ein Stück seidenes oder baumwollenes Zeug, das die Lenden und Schenkel umhüllt und von vorn geschlossen Knie und Unterbeine frei läßt. Auch die oberen Theile des Körpers bleiben unbedeckt, außer daß die Frauen etwa noch mit einer Art Schärpe die Brust verhüllen. Ueber dem Languti tragen die Reichen oft noch einen chinesischen Flor oder indischen Shawl, und eine schmale Schärpe wird wohl noch um den Mittelleib geschlungen oder nachlässig über die Schultern geworfen. Die Lieblingsfarben sind Braun und Dunkel; Gelb und Weiß ist die Farbe der Priester und der Trauer. Sonnenschirme tragen nur die Reichen, und Korbgeflechte dienen mitunter als Hüte. Vom Oktober bis Februar trägt man wohl ein Obergewand in Form einer Blouse. An allerlei Geschmeide aus Gold und Silber hängen die Siamesen mit Leidenschaft; mit Ausnahme der Sklaven besitzt selbst der Aermste einen solchen Tand, und namentlich behängen die Reichen ihre Weiber und Kinder mit Ringen, Schaustücken, Arm- und Halsbändern. Kleine Kinder, die sich noch nicht selbst ankleiden können, läßt man laufen, wie sie sind; Mädchen bedecken erst nach der Altersreife ihren Busen, und junge Frauen werfen dieses Kleid schon nach zwei Jahren ihrer Verheirathung wieder weg. — Die Wohnung der Siamesen ist eben nicht glänzend. Die Häuser stehen auf eingerammtem Pfahlwerk in dem Fluß oder auf Flößen, die am Ufer befestigt sind; die von einander abgesonderten Wohnungen sind eigentlich nur längliche hölzerne, mit Palmendächern versehene Verschläge. Auf einer außen angebrachten Leiter kommt man hinein, und bei jedem Haus ist ein kleines Schiff für den Gebrauch der Familie. In diesen schwimmenden Wohnungen finden sich die reichsten Waarenniederlagen der Stadt; die Waaren sind in ansteigenden Absätzen amphiteatralisch ausgelegt, unter denen auf getäfeltem Fußboden die Krämer sitzen. Die Häuser bestehen nur aus einem Stockwerk, in viele kleine Gemächer abgetheilt, deren mittelstes den Hausgottheiten geweiht ist. Der Hausrath ist klein und einfach; er besteht gewöhnlich aus Flechtwerk, auf welchem sich die Hausbewohner niedersetzen und zum Schlafen legen, aus einem Tisch ohne Füße, der einer Trommel gleicht, aus einem Küchengeschirr von Kupfer, Eisen oder Zinn, aus einigen porzellanenen oder thönernen Gefäßen und mehreren Schöpfeimern aus Bambusrohr. Die besseren Klassen haben eine Schlafbank, ihre Wände sind mit Polstern zum Anlehnen versehen, und ihre Gemächer sind mit einigen europäischen Artikeln,

Lampen und Spiegeln ausgestattet, worauf sie sehr viel halten. Ihre Nahrung besteht meist aus Reis und Fischen, und was man davon für zehn Pfennige kaufen kann, nährt einen Menschen für den ganzen Tag. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser und Thee, doch hat auch der Genuß berauschender Getränke, obschon in Buddha's Gesetz verboten, sehr überhand genommen. Das Essen und Rauchen des Opiums, statt dessen man auch die betäubende Guchapflanze raucht, vermögen alle Regierungsverbote nicht zu hindern, und der Gebrauch des Tabaks in allen Formen, an den schon die kleinsten Kinder gewöhnt werden, obschon die Frauen ihn meist nur kauen, ist zur wahren Leidenschaft geworden; die Männer insbesondere würden eher ohne Luft als ohne Tabak leben können. Ihrer Beschäftigung nach sind die Thaï vorwiegend ein ackerbautreibendes Volk; das mit einer Egge vom Unkraut gereinigte Feld wird mit einem handfesten Pflug bearbeitet, nach dem ersten Regenfall der Reis gesäet und im Januar geerntet, auf dem Felde gedroschen, und Stroh und Wurzeln zur Düngung verbrannt. Garten- und Obstbaumzucht stehen in Flor, doch müssen die Früchte mühsam vor Vögeln und Fledermäusen geschützt werden. Der Bau des Zuckerrohrs, Tabaks und Pfeffers trägt zwar großen Gewinn, ist aber sehr beschwerlich. Die Siamesen sind keine Seefahrer, doch ist die Küsten- und Flußschiffahrt sehr bedeutend, wozu auch der Fischreichthum der Binnengewässer ermuntert. Außer einigen Glashütten und einer großen Fertigkeit im Goldschlagen und Vergolden sind die Thaï arm an Gewerben; die zahlreichsten Zünfte sind die der Töpfer, Schreiner, Zimmerleute, Maurer, Gerber, Färber und Seiler. Die Frauen allein beschäftigen sich mit der Weberei, und fabrikmäßig wird nur die Zuckersiederei, die Kanonen- und Ofengießerei, die Arak-, Ziegel- und Kalkbrennerei betrieben. Besser als auf andere Künste verstehen sich die Siamesen auf die Architektur, wobei sie sich nur der Backsteine bedienen, die sie mit Kalk und Sand so fest verbinden, daß man vergeblich versucht hat, Ziegel aus den Ruinen von Juthia oder richtiger Ayuthia, der alten Hauptstadt, zu Bauten in Bangkok loszubrechen. Auch schmücken sie ihre Gebäude gern mit Skulpturen, wozu sie durch den Besitz von Hölzern, welche diese Kunst außerordentlich begünstigen, beträchtlich ermuntert werden. In der Malerei sind sie bei den Chinesen in die Schule gegangen, die sie jedoch an Sauberkeit bei weitem nicht erreichen; übrigens lieben sie das Groteske und nähern sich wenig der Natur. Mit der Sternkunde, der Erdbeschreibung, der Schiffahrts- und Arzneikunde sind sie beinahe gänzlich unbekannt; nur für die Tonkunst scheinen sie einen Sinn zu haben, und ihre Melodien sind bisweilen mild und wehklagend, häufiger aber munter und lebensvoll und gefällig für das Ohr des Europäers. Ihre Schauspiele aber übertreffen an Originalität und Kindlichkeit, wie an — Langweiligkeit alle Erwartungen.

Die siamesische Sprache, welche in mehrere Dialekte zerfällt, ist außerordentlich einfach und hat mit dem Chinesischen viele Aehnlichkeit. Alle Flexionsendungen werden durch Partikeln ersetzt, und beim Lesen kommen 24 verschiedene Betonungen zum Vorschein, welche

indeß mehr durch Uebung als durch Regeln gelernt werden. Sie ist mit vielen fremden Wörtern, namentlich chinesischen, noch mehr aber Pali- und Sanskritworten gemischt, wird von links nach rechts geschrieben und hat ein Alphabet von 34 Konsonanten, während die zahlreichen Vokale, wie im Hebräischen, blos orthographische, bald über, bald unter, bald vor, bald hinter den Konsonanten stehende Nebenzeichen sind. Sie hat eine gewisse Fülle des Tons und ist reich an speziellen und unterschiedenen Ausdrücken, welche die gegenseitige Stellung zwischen Höheren und Niederen bezeichnen. Die eigentliche siamesische Literatur ist im ganzen arm und ohne Interesse, sie besteht in Liedern, Romanen und einigen Chroniken und soll in Bezug auf Phantasie, Kraft und Korrektheit der arabischen, persischen und indischen sehr nachstehen. Die prosaischen Schriften bestehen nur in gewöhnlichen Briefen; eigentliche Dramen gibt es nicht: was deren Stelle vertritt, sind auf Romane gegründete Stücke, aus denen die Schauspieler ihre Rollen selbst abfassen und so einrichten, daß der Gegenstand erträglich dialogisirt ist. In ihrer Schriftsprache sind die Siamer große Liebhaber von Beiwörtern und schwülstigen Redeweisen, sowie von einem gewissen Rhythmus in Wörtern und Sätzen, worüber der Sinn nicht selten ganz und gar vergessen wird, indem man um des Wohlklangs willen eine Fülle von Wörtern häuft, ohne dadurch den Sinn des Ausdrucks auch nur im geringsten zu vermehren. Die Hauptbedeutung legen sie der heiligen, in der Palisprache abgefaßten Literatur bei; die Schriftzeichen, deren man sich in Siam für dieselbe bedient, gleichen denen von Ceylon so wenig, daß die Pali-Manuskripte des einen Landes nicht leicht von einem Priester des andern zu entziffern sind. Fast alle Pali-Bücher, so wie die in der Landessprache, denen man irgend einen Werth beilegt, werden mit einer eisernen Spitze auf Palmblattstreifen geschrieben und diese dann mit einem schwarzen Pulver bestreut, so daß die Buchstaben vollkommen lesbar sind. Diese 12 bis 18 Zoll langen Streifen sind in kleinen Packeten, die je einen Band bilden, zusammengebunden, jeder Band gewöhnlich reich vergoldet und in ein Seidentuch eingeschlagen. Zu Werken von geringerer Bedeutung gebraucht man eine Art steifen Papiers, das aus einem schwarzen Teig bereitet ist, so daß man mit Speckstein darauf schreiben und das Geschriebene auch wieder auslöschen kann, wie auf einer Schiefertafel. Das Papier, dessen man sich zur brieflichen Korrespondenz bedient, ist schlecht und rauh; man schreibt mit einem Bleistift, da die Tinte in Siam fast unbekannt ist. Die Kenntniß des Lesens und Schreibens aber ist fast allgemein unter dem Volke verbreitet.

Die herrschende Religion in Siam ist der Buddhismus, welcher schon im 6. Jahrhundert n. Chr. dahingedrungen sein soll und mit dem Buddhadienste auf Ceylon und in Barma im wesentlichen übereinstimmt. Die Priester oder Mönche in Siam heißen „Phra“, die Großen, werden aber nach dem Fächer (Talapat, d. h. Palmblatt), den sie tragen, von den Europäern „Talapoinen“ genannt. Sie leben in Klöstern, „Wata“, unter Aufsicht eines Abtes, „Chaovat“, und stehen insgesammt unter dem vom König ernannten, stets im Palaste ver-

weilenden und das höchste Ansehen genießenden Oberpriester, „Sangkharât“, d. h. König der Klausner, genannt. Auf dem flachen Lande sind in den Klöstern höchstens 10 bis 12, in den großen Städten 100—600 solcher Mönche beisammen; in Bangkok soll ihre Zahl 50,000 und im ganzen Reiche etwa das Zehnfache dieser Summe betragen. Ihre Kleidung besteht aus einem gelben Languti, einem Gürtel, einem weiten Seiden- oder Baumwollengewand und einer Schärpe, alles von der gleichen Farbe, und vor ihren Augen halten sie beständig einen zugleich das kahlgeschorene Haupt schützenden Fächer oder Schirm aus Palmblättern. Die Tempel oder Klöster sind zugleich die einzigen Unterrichtsschulen im Lande; außerdem besteht das ganze Geschäft der Talapoinen in Almosensammeln, in Enthaltung von den Sünden der Laienwelt und in Sühnungen zu Gunsten der Verwandelungsschicksale derer, welche ihnen Liebesgaben zukommen lassen. Zum Volke reden, Götzenbilder einweihen, bei Leichenbegängnissen und anderen Ceremonien mitwirken, sind ihre gewöhnlichen Verrichtungen, wofür sie Geldgeschenke erhalten. In hoher Verehrung stehend, befassen sie sich mit keiner körperlichen Arbeit, sind von allen Frohnden und Abgaben sowie vom Kriegsdienste befreit und können vom weltlichen Arm nicht eher ergriffen werden, als bis sie aus dem Priesterstand gestoßen sind. Das gelbe Kleid zu nehmen gilt auch in Siam für ein großes Verdienst, das selbst den Seelen der Verstorbenen zu gute kommt, und darum sind die Thaï eifrig darauf bedacht, daß ihre Söhne, wenn auch nur auf einige Zeit — denn der Rücktritt steht immer frei —, ins Kloster gehen. Das eigentliche Haupt der Nationalreligion ist übrigens der König, und die Talapoinen haben weder Rang noch Einkommen ohne seinen Willen. Die „Wata“ werden auf den höchsten Punkten erbaut und nehmen oft einen großen Raum ein; in jeder Wata findet sich ein Tempel mit den Bildnissen des Gautama (Buddha), eine große Ringmauer, ein oder mehrere Thürme, eine Bibliothek und die Wohnungen der Talapoinen. Die Tempel sind meist groß und umfangreich, mit Säulen, Vergoldungen, Malereien und chinesischem Flittergold geschmückt, aus Ziegeln erbaut, und von außen mit Gips, im Innern mit großartigen Mosaiks bedeckt, Giebel, Karnieße, Thore, Fenster und Dachwölbung in Holz künstlich geschnitzt, gemalt, gefirnißt und vergoldet. Sie bestehen entweder aus einem großen, im Mittelpunkt des Gebäudes liegenden geräumigen Saal mit einer kolossalen Bildsäule des Buddha, die von tausend anderen, viel kleineren umgeben ist, oder, was häufiger ist, aus einem solchen Saal, der das Hauptbild enthält, und zahlreichen um ihn herum liegenden Gemächern, die zur Aufnahme der oft in überreicher Menge von den Frommen im Volke gestifteten Bildnisse dienen. Die in allen Wata oder heiligen Orten unerläßlichen „Pra-cha-dis“ oder heiligen Thürme sind feste Bauten von 12—18 Quadratfuß in der Grundfläche ohne irgend eine Oeffnung; sie entsprechen den Stupa oder Dagopa. Die Bibliothek ist gleichfalls reich mit Schnitzwerk, Vergoldung oder Malereien in glänzendem Roth versehen; in der Mitte ist eine Art von Tabernakel, welches über einer Thür erbaut ist; dort sind die 50 heiligen Pali-

bücher niedergelegt. Die Wohnungen der Talapoinen endlich nehmen den hintersten Platz in der Wata ein, und das Ganze ist mit einer Ziegelmauer oder mit einer Pallisade von Bambusrohr umgeben.

Gläubige beiderlei Geschlechts und jeden Alters besuchen an Festtagen die Tempel, meist Siamesen, doch kommen auch Chinesen und Besucher aus Laos, Pegu, Cochinchina und Kambodscha. Vergebens sucht man da freilich den feierlichen Anstand, der einem religiösen Kultus zukommt. „Geräuschvoll und leichtgesinnt ist das Benehmen des Volkes, während es vor den Bildnissen sich niederwirft oder irgend einen eintönigen Reim singt, und neben alledem werden die albernsten Possen getrieben. Da kann man einen sehen, wie er kaltblütig seine Cigarre an einer der riesenhaften Fackeln anzündet, welche der fromme Eifer der Gottheit darbrachte; dort einen, der ruhig vor einem Götzenbilde sitzt und mitten unter den Personen, welche bei dem nämlichen Altare anbeten, auf einer Pfeife spielt. Kein Priester ist da, der den Gottesdienst begeht, nur Fromme, welche den Götzenbildern Gaben bringen und sie mit wohlriechenden Dingen umräuchern; diese Gaben bestehen in wohlriechenden Fackeln, die angezündet sind, in Blumen, in Tuchstücken, meist von gelber Farbe, und in Guirlanden von künstlichen Blumen. Darin besteht fast ausschließlich das Geschäft der Frommen, und im allgemeinen sind die Frauen, die ohne Schleier zwanglos im Gewühl sich umhertreiben, noch eifriger dabei, als die Männer." Einer der wichtigsten Liebesdienste bei feierlichen Festen besteht in der Freilassung von Thieren, die man zu diesem Zwecke gekauft hat.

Neben dem Buddhadienst besteht im eigentlichen Siam auch ein Dienst brahmanischer Götter, und trotz allem Buddhismus finden sich bei vielen Familien in Gärten oder unter Dach einige Hausgötzen, die in einem Miniaturtempel einquartiert und durch Opfer von Räucherwerk verehrt werden. Auch der Sterndeuterei und Zauberei wie dem Glauben an böse Geister und Gespenster sind die Siamesen ergeben. Der König selbst unterhält eine beträchtliche Anzahl Astrologen, „Hôn" genannt, welche die wichtige Aufgabe haben, Regen und Trockenheit, Krieg und Frieden vorherzusagen, und ohne deren Befragung nichts im Reiche geschieht. Treffen ihre Prophezeiungen ein, so werden sie mit Geschenken überhäuft; wo nicht, so werden sie abgesetzt und erhalten ihre Tracht Schläge. Krankheiten suchen die Siamesen durch Amulete und geweihte Ketten oder Bänder abzuwehren, und selbst von Menschenopfern will man noch Spuren bei ihnen beobachtet haben.

Die **Regierung** von Siam ist eine rein despotische, und der König ist in seinem Reiche der unbeschränkte Herr über Personen und Dinge. Seine Sklaven sind glücklich, den Staub des goldenen Fußes aufzunehmen, ja, er nennt selbst Fürsten nur seine „edlen Hunde, erlauchte Ratten." Das Emblem der Königswürde ist ein weißer, siebenfacher, pyramidaler Sonnenschirm außer der Krone, dem Halsschmuck, Herrscherstab und Reichsschwert. Bogenschützen bilden die Leibwache. An Gold und Edelsteinen und schimmernder Pracht fehlt es nicht, namentlich bei den festlichen Aufzügen, zu welchen eine Thronbesteigung

Veranlassung gibt. Der Herrscher ertheilt täglich Audienzen, bei denen seine 100 bis 105 Räthe nebst ihren Sekretären mit dem Gesicht auf der Erde liegen, während er selbst gemächlich Betel kaut, Tabak raucht oder Thee trinkt. Niemand darf ihm nämlich ins Gesicht blicken, ohne für diesen Frevel hart gestraft zu werden; denn seine Person ist geheiligt, und schon die Thatsache, als Prinz oder König geboren zu werden, ist nach der buddhistischen Seelenwanderungslehre ein großes Verdienst, das nur durch viele Aufopferungen und gute Thaten in früheren Geburten erworben wird. Damit hängt auch die Verehrung der am Hofe von Siam gehaltenen weißen Elefanten[1]) zusammen, indem man glaubt, daß die Seelen der verstorbenen Könige in ihnen wohnen. Die Königswürde ist erblich in männlicher Linie, doch findet selten ein Regierungswechsel ohne Blutvergießen statt, auch muß jeder König zuvor eine Zeit lang Priester gewesen sein. Neben einer ebenbürtigen Gemahlin darf er auch Frauen geringeren Ranges heirathen, die aber auf die königliche Würde keinen Anspruch haben. Unmittelbar nach der königlichen Familie folgt als zweiter Stand im Reiche die Geistlichkeit, danach alle Civil- und Militärbeamten, und endlich ohne eine dazwischenliegende Mittelklasse das Volk. Ein königlicher Prinz folgt als „Vanglang" oder Vizekönig unmittelbar nach dem Herrscher, entscheidet über die wichtigsten Staatshändel und tritt im Kriege an die Spitze des Heeres. Zwei Minister stehen ihm zur Seite. Die Unwissenheit, Unfähigkeit, Habsucht und Gewaltthätigkeit der ungenügend besoldeten und schlecht kontrolirten Ober- und Unterbeamten übersteigt alle Begriffe, und Erpressungen und Betrügereien aller Art sind an der Tagesordnung. Die Siamesen besitzen geschriebene Gesetze, die jedoch nicht über das 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinausreichen; ihr Kriminalgesetzbuch soll große Aehnlichkeit mit dem der Chinesen haben. Verschwörung, Hochverrath und Mord werden mit dem Tode bestraft, ebenso die Verletzung der Keuschheit durch einen Talapoinen, doch wird im letzteren Falle der Schuldige meist dazu begnadigt, lebenslänglich Gras für die königlichen Elefanten zu schneiden. Alle übrigen Verbrecher werden mit einer entsprechenden Zahl von Bambushieben, die jedoch nichts Entehrendes haben, einzelne Vergehen auch mit Geld bestraft. Eigens bestellte Richter gibt es nicht, da die betreffenden Civil- und Militärbeamten die Rechtspflege mit besorgen, wobei sie freilich parteiisch und bestechlich genug verfahren. Zeugenverhöre werden ziemlich häufig vorgenommen; Personen von üblem Ruf aber, auch Schauspieler, Schuhmacher, Quacksalber, Bettler ꝛc. können kein Zeugniß ablegen. In zweifelhaften Fällen nimmt man zu Gottesurtheilen seine Zuflucht, auch die Tortur wird bisweilen angewendet. Gerichtliche Zwangsmaßregeln zur Eintreibung von Schulden

[1]) Es sind dies Albino's unter den Thieren. Wer einen solchen fängt, erhält große Auszeichnungen und ein bedeutendes Jahrgehalt. Das Thier selbst wird auf einem mit Blumen geschmückten Floße herbeigeschafft, mit Zuckerrohr und Kuchen gefüttert und erhält viele Beamte zu seiner Bedienung. Stirbt solch ein weißer Elefant, so wird er im ganzen Lande in aller Form betrauert und sein Begräbniß mit großem Pomp vollzogen.

sind Gefängniß, körperliche Züchtigung und die s. g. „Austrocknung“, wobei man den Angeklagten ohne allen Schutz den brennenden Strahlen der Sonne aussetzt. Zahlungsunfähigkeit hat Sklaverei zur Folge. Die Armee besteht aus 100 000 Mann Infanterie und Artillerie, die von englischen Offizieren einexerzirt sind. Zum Theil sind sie mit Waffen neuester Konstruktion versehen (Krupp'sche Kanonen), zum Theil aber sehr unvollkommen bewaffnet. Die Uniform besteht in Tuchrock, Beinkleidern und Strohhut. Bedeutend sind die Leistungen dieses Militärs jedenfalls nicht. In neuerer Zeit hat der König mit Liebhaberei eine Flotte von europäischen Kriegsdampfern angeschafft, die jedoch von Eingebornen bedient werden. Die Staats-Einkünfte entspringen aus Steuern auf die geistigen Getränke, die Spielhäuser, die Fischereien in Menam und die Kaufbuden; außerdem ist noch der Handel besteuert, werden Zölle erhoben, bestehen Abgaben von Fruchtbäumen, von Grund und Boden werden Frohndienste geleistet; dazu kommt noch die Kopfsteuer der Chinesen und die Tribute. Der König selbst ist Monopolist und Handelsmann, der auf gewisse Erzeugnisse, wozu auch die eßbaren Schwalbennester und die Eier der grünen Schildkröte gehören, sich das ausschließliche Recht vorbehalten hat, bei anderen, wie Zucker und Pfeffer, den Preis willkürlich bestimmt, bei noch andern mit einer Geld- oder Naturalabgabe sich begnügt. In dieser Weise wurde früher auch die Ein- und Ausfuhr behandelt. So wie ein Schiff ankam, nahmen die Beamten der Krone von der Ladung einen ansehnlichen Theil der gangbarsten Artikel weg und verkauften sie zu beliebigen Preisen. Infolge der mit mehreren europäischen Mächten abgeschlossenen Handelsverträge ist hierin jedenfalls eine Aenderung eingetreten. Das wichtigste Geschäft für die Regierung ist die Konskription, welche auf allen Unterthanen lastet, und wonach jeder Mann aus dem Volke verpflichtet ist, vom 22. Lebensjahre an vier Monate des Jahres hindurch als Soldat oder in jeder andern Weise dem Staate Dienste zu leisten. Ausgenommen von dieser Pflicht sind nicht blos die Talapoinen, die Beamten, die ansässigen Chinesen, welche dafür eine Kopfsteuer zahlen, auch jeder Familienvater, welcher drei Söhne dem Staate zur Disposition stellen kann, und die Sklaven. Die ganze Masse der in solcher Art Dienstpflichtigen wird in zwei Hälften getheilt, in die der rechten und die der linken Hand, davon jene dem Minister des Krieges und der Justiz, diese dem des Handels und der Finanzen zur Verfügung gestellt wird; jede Hälfte zerfällt wieder in Unterabtheilungen von 1000, von 100 und von 10 Männern mit Häuptlingen an der Spitze, die, ihrer Abtheilung entsprechend, den Titel „Nai-pau“ oder „Nai-roc (Centurio)“ oder „Nai-sip (Decurio)“ führen.

Das Volk von Siam nennt sich Thaï, Freie, aber es ist so recht eigentlich ein Sklavenvolk, das weder jemals einen Schatten von Freiheit genossen, noch das Bedürfniß gefühlt hat, frei zu sein. Die Chinesen ausgenommen, welche alle 3 Jahre eine Kopfsteuer bezahlen, theilt sich die ganze übrige Bevölkerung in zwei Klassen, in solche nämlich, die zu ewiger Sklaverei verurtheilt sind, und in solche, die nur einen Theil

des Jahres im Frohndienst der Regierung zubringen müssen. Die erste Klasse besteht aus solchen, die man als Kriegsgefangene fortgeschleppt oder auch an den Grenzen von Birmah und Pegu heimlich weggestohlen hat, und in den Palästen der Könige und den Wohnungen der Großen wimmelt es von solchen armen Geschöpfen jeden Alters und Geschlechts, die mit klirrenden Ketten belastet ihre Arbeit verrichten. Hunderte derselben werden von ihren Herren aus Mangel an eigener Arbeit anderen zur Miethe gegeben, um einen beträchtlichen Gewinn aus ihrem Verdienste zu ziehen, viele dieser Unglücklichen oft um sehr niedrige Preise verkauft und von den Staatsbeamten selbst für das abscheulichste Lastergewerbe angekauft. Schaaren junger Mädchen werden auf diese Weise in dem schändlichsten Berufe auf die Straßen ausgesendet, und, wenn sie nicht eine von ihren Gebietern festgesetzte Summe Geldes heimbringen, mit Peitschenhieben bestraft. Außerdem werden eine Menge Kinder, welche von ihren Eltern aus Dürftigkeit in die Sklaverei verkauft werden, für jeden Zweck gekauft, den die Gewinnsucht oder die Lasterhaftigkeit des Käufers im Auge haben mag. Die andern aber, welche zu Frohndiensten verpflichtet sind, empfangen dafür nur einen sehr unbedeutenden Lohn, wobei ihnen freilich gestattet ist, die Felder der Nachbarn, so weit sie es vermögen, für ihre Lebensnothdurft zu plündern. Vermögen sie in ihrer freien Zeit sich nicht ein kleines Vermögen zu erwerben, oder können ihre Weiber und Kinder durch Kleinhandel, von welchem viele derselben leben, nichts gewinnen, so sind sie mit ihren Familien der drückendsten Noth preisgegeben. So ist Siam unter seinem despotischen Herrscher und seinen vor ihm kriechenden, das Volk aber grausam bedrückenden Beamten bei allem Prangen mit Freiheit in der That ein armes Sklavenland, und der König, der nach Willkür seine Beamten ein- und absetzt und jeden seiner Unterthanen zu jeglichem Geschäfte für jede beliebige Zeit unter allen Umständen und jeder Bedingung nach Belieben gebrauchen kann, macht die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel.

Das häusliche Leben anlangend, so sind die Kinder, bei aller Liebe, welche man denselben angedeihen läßt, wie denn überhaupt ein gewisser Familiensinn den Siamesen nicht abgesprochen werden kann, doch in Wahrheit nur die Sklaven ihrer Eltern, und die Gewalt der letzteren ist so umfangreich, wie im alten römischen Reiche. Sie dürfen sie selbst als Sklaven verkaufen, und letzteres kommt häufig vor bei armen Familien, die in Schulden gerathen sind. Die Ehe ist ein Kaufkontrakt, und man beeilt sich, seine Kinder frühzeitig zu verheirathen. Die Eheschließungen erfolgen auf ähnliche Weise wie in Ceylon, bei der Verehelichung selbst aber findet eine weitere Ceremonie nicht statt, ja es soll den Priestern sogar verboten sein, dabei zu assistiren; blos einige Tage nachher erscheinen sie und segnen die Neuvermählten ein, indem sie einige Gebetsformeln über sie lesen und sie mit Weihwasser besprengen. Die Hochzeiten werden mit Festlichkeiten gefeiert und häufig Schauspiele dabei aufgeführt. Ein besonderer Brauch ist, daß die Neuvermählten noch eine Zeitlang nach der Hochzeit bei den Eltern in einem eigens erbauten Saale leben; erst nach Verlauf einiger Monate

bauen sie, wo sie Lust haben. Vielweiberei ist gestattet; das Serail des Königs faßt mehrere hundert Weiber in sich, und die hohen Würdenträger folgen seinem Beispiel, während die ärmeren Volksklassen in der Regel mit einer Frau sich begnügen müssen. Reiche Leute nehmen mehrere, doch gilt die erste Frau einzig als die legitime, sie ist die Herrin des Hauses, der die späteren Weiber dienstbar sein müssen, auch sind ihre Kinder die einzigen Erben. Der Mann hat das Recht, seine Frau zu verkaufen, vorausgesetzt, daß sie ihm keine Mitgift zugebracht. Wenn der Mann aber mit Wissen und Einwilligung seiner Frau Schulden macht, so ist diese mit ihrer Freiheit für die Bezahlung verantwortlich. Ehescheidungen haben keine Schwierigkeit, besonders bei kinderloser Ehe. Gewöhnlich spricht der Mann die Scheidung aus, versagt sie indeß auch der Frau nicht, wenn dieselbe sie verlangt und namentlich im Stande ist, den Betrag ihres ersten Ankaufs aufzutreiben. Die Kinder werden getheilt die Frau bekommt ihre Mitgift, wenn sie eine mitgebracht, zurück, und hat dieselbe mit den auf ihren Antheil kommenden Kindern zu theilen. — Die Leichen der Verstorbenen werden, wenn die Hinterbliebenen arm sind, beerdigt, wenn sie reich sind, verbrannt. Bei herrschenden Epidemien begräbt man die Todten und nimmt ihre Ueberreste später wieder heraus, um sie zu verbrennen.

Ist ein Siamese gestorben, so wird seine Leiche nicht durch die Hausthür getragen, sondern eine Oeffnung durch die Mauer gebrochen. Durch diese entfernt man die Leiche und läßt sie so geschwind als möglich etlichemal das Haus umkreisen, damit der Todte vergessen solle, wo er hinausgebracht worden, und daher auch nicht wieder zurückkehre, um die Lebenden zu beunruhigen. Auf einer Barke wird die Leiche dann in eine Pagode gefahren oder in einem Sarge dahin getragen. Dort wäscht der Todtenbestatter dem Verstorbenen mit Kokossaft das Gesicht, und die Leiche wird sogleich verbrannt oder bisweilen nach testamentarischer Verfügung auch von dem Leichenbestatter in Stücke gehauen und das Fleisch den in der Nähe der Pagode schaarenweis sich aufhaltenden Raubvögeln vorgeworfen. Die Leidtragenden trauern in Weiß und lassen sich das Haupt glatt scheeren. Ist ein König gestorben, so wird seiner Leiche eine große Menge Quecksilber eingefüllt. Man bedeckt das Gesicht mit einer goldenen Maske, setzt den Leichnam auf einen Thron und den Thron auf eine große goldene Schüssel. Jeden Tag wird die Schüssel mit dem Quecksilber und allen Substanzen, welche dieses Metall dem Körper entführt, geleert. Schließlich wird die Leiche in einer großen goldenen Urne ein ganzes Jahr aufbewahrt. In dieser Zeit rüstet man zu dem großen Leichenfest, welches sieben Tage mit öffentlichen Spielen und großen Geldspenden gefeiert wird. Am Schluß der Feste verbrennt man endlich den Leichnam auf einem Scheiterhaufen von wohlriechendem Holze.

Was endlich den Charakter und die sittlichen Zustände des Volkes betrifft, so läßt sich davon unter den obwaltenden Verhältnissen eben nicht viel Gutes erwarten. Träge — nur die Frauen sind fleißig und thätig — und sorglos feig und grausam, kriechend und übermüthig, stolz und unwissend, ist der Siamese dem Laster der Wollust und Trunksucht ergeben, unsittlich und schamlos selbst in seiner Sprache, welche voll der gemeinsten Schimpfreden und schmutzigsten Ausdrücke ist, durch Tabak und Opium fast fortwährend betäubt und über dies alles dem Spiele mit Leidenschaft ergeben. Das ganze Land ist in Spieldistrikte abgetheilt, die an den Meistbietenden verpachtet werden, und der König bezieht davon ein ansehnliches Einkommen. Alle Welt spielt, und immer

neue Arten von Spielen werden erfunden. Die schrecklichen Verbrechen aber, welche diese Spielsucht erzeugt, sind ein sittlicher Bannfluch, unter welchem die leibliche und geistliche Wohlfahrt von Tausenden zu Grunde geht. Raub und Mord sind nicht selten, Lügen und Betrügen allgemein, Ehrlosigkeit und Kifferei, mit sehr wenigen Ausnahmen, ganz gewöhnlich. Die niedrige Gemeinheit aber, mit welcher die Großen des Landes um Gunstbezeugungen des Ausländers buhlen, macht sie für ihn zu einem Gegenstande der Verachtung. Sie wollen alles zum Geschenk haben, ohne etwas dafür anzubieten; sie verkaufen Kleinigkeiten um den höchsten Preis, sobald sie bemerken, daß der Fremde sie haben muß; sie kaufen und betrügen um den ausgemachten Verkaufspreis; sie entlehnen und geben nicht zurück, und wenn sie nichts mehr von dem andern erhalten können, so wollen sie doch seine Person zu ihren Zwecken gebrauchen. So spielen Falschheit und Betrug auf jedem Schritt des allgemeinen Menschenverkehrs ihre Rolle unter diesem elenden Volke, von welchem Missionar Gützlaff schrieb: „Es schmerzt mich, bis jetzt keinen einzigen ehrlichen Mann in Siam angetroffen zu haben; schmutzige Unterdrückung und Priesterbetrug auf der einen, sittliche Verworfenheit mit allen Befleckungen des Müßigganges und der Geistesträgheit auf der anderen Seite sind die traurigen Gestalten, welche uns auf jedem Schritte begegnen.“

Unter den Hauptmomenten der Geschichte Siams heben wir zunächst hervor die Einführung des Buddhismus und einer höheren Bildung aus Indien im 6. Jahrhundert. Die Portugiesen erschienen dort 1547 und begannen neben ihren Handelsunternehmungen die Einführung des Christenthums. Noch jetzt sind 5—6000 katholische Siamesen resp. halbblütige Portugiesen vorhanden, die sich durch das Tragen der ungeschorenen Haare von der übrigen Bevölkerung auszeichnen. Der portugiesische Einfluß wurde 1629 durch die Holländer gebrochen, die später auch den schnell anwachsenden französischen siegreich überwanden. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ward Siam von den Barmanen erobert, 1769 aber durch Pitak wieder befreit. Letzterer wurde 1782 von Schakri, einem seiner Feldherrn, ermordet, der eine neue Dynastie gründete. Ein Urenkel desselben eroberte 1829 Laos. Als er 1851 starb, kam ein Abkömmling der früheren Dynastie auf den Thron, dessen ihm bald folgender Bruder manche europäische Einrichtungen einführte und mit verschiedenen europäischen Mächten Handelsverträge abschloß. Er beförderte die Einführung europäischer Kultur und studirte eifrigst europäische Wissenschaften, wobei er mit den Missionaren auf gutem Fuße stand. Durch seinen Eifer für die Astronomie zog er sich 1868 den Tod zu. Sein Sohn und Nachfolger ist in seine Fußtapfen getreten.

Die ursprüngliche Residenz der siamesischen Herrscher war Bakontai an der Grenze von Laos, von wo sie im Jahre 1350 nach Ajuthia, das jetzt nur noch 100 000 Einwohner zählt, später nach Bangkok unfern der Mündung des Menam verlegt wurde. Bangkok, das Venedig des Orients, ist mitten im Wasser zu beiden Seiten des Menam erbaut. Der bei weitem größte Theil der Stadt besteht

aus schwimmenden Häusern, d. h. aus Bambushütten, welche auf Flößen errichtet und durch eingerammte Pfähle befestigt sind. Will man aus irgend einem Grunde den Wohnplatz wechseln, so löst man diese Pfähle und bringt das Gebäude mit Seilen und Rudern an den Ort seiner Bestimmung. Die großen Mandarinen besitzen fast sämmtlich steinerne Häuser, die jedoch nur ein einziges großes Gemach, den Empfangssaal, enthalten, in welchem aller mögliche indische und europäische Luxus aufgehäuft wird, während die unzählige Menge kleiner Gemächer, die sich diesem Audienzsaal anschließen, mit staunenswerther Einfachheit eingerichtet sind und eine Matte und zuweilen ein Bett oder einen geflochtenen Rohrstuhl als einzige Möbel enthalten. Nur die Paläste der beiden Könige (des Königs und des Vizekönigs) und der des Premierministers (Kalahom) machen eine Ausnahme; letzterer enthält drei ungeheure an einander stoßende Säle, welche auf europäische Weise möblirt sind, der Palast des Souveräns aber hat reichlich eine Viertelstunde im Umkreis. Die Stadt, welche verhältnißmäßig lang und schmal, und von Gärten und Morästen umgeben ist, zählt 4—600 000 Einwohner. Sie würde allerdings kaum für 50 000 Europäer Raum haben, aber der träge, stumpfsinnige Siamese bedarf wenig Raum, und 20 Siamesen finden sich in einer Hütte, die für 3 Franzosen zu klein sein würde, sehr bequem logirt. Die Pagoden, deren Bangkok eine große Zahl aufzuweisen hat, sehen mit ihren etagenweise über einander gesetzten Dächern, den Mauern von glasirten Steinen und den mit englischem Porzellan belegten Wänden sehr hübsch aus und sind für die Verhältnisse des Landes prachtvoll zu nennen, obschon nicht alle darin befindlichen Statuen wirklich von Gold sein mögen, wie die Siamesen behaupten, sondern wohl nur von Kupfer. Die Bazars der Stadt zeigen wenig Bemerkenswerthes und haben besonders in Bezug auf die abschreckend schmutzige Umgebung eine frappante Aehnlichkeit mit denen in Konstantinopel. Der Verkehr findet in Bangkok fast nur auf Kähnen statt, da die Straßen, in denen man zu Fuß gehen könnte, nicht blos schmutzig und eckelerregend, sondern auch vielfach von Kanälen durchschnitten sind, oft 30—40 Fuß tief, die man nur auf einer darüber geworfenen Planke überschreiten kann. Zahllose Boote und Kähne fahren als Krambuden auf dem Flusse umher; jedes Haus ist beinahe ein Wasserplatz, und der Strom ist hier alles, Straße, Kanal, Börse, Markt und Garten. Eine Regsamkeit, ein flutendes Wasserleben, eine Gewandtheit und Sicherheit, mit der die Boote wie Wasservögel um einander biegen, zwischen größeren Fahrzeugen durchschlüpfen, über die Stromfläche weggleiten; eine Ruhe und Gutmüthigkeit, mit der sich die Fahrleute über das Zusammenstoßen der Boote hinwegsetzen, und mit der Mann und Weib, wenn sie ins Wasser gefallen sind, unter lautem Gelächter der Zuschauer wieder heraufklettern, oder umgeschlagene Fahrzeuge gedreht werden; Kinder von 5—6 Jahren, die in kleinen Kähnen munter dahinfahren und sich nicht fürchten, wenn sie auch untergetaucht werden: dies alles bietet einen neuen und anziehenden Anblick dar. — Bangkok ist der Mittelpunkt des chinesischen Handels in Siam, und dieser ist der wichtigste des ganzen Landes. Man kann rechnen, daß

jährlich in Bangkok allein wenigstens 7000 neue Chinesen als Einwanderer mit ihren Dschunken einlaufen, wie denn auch ein großer Theil der Bevölkerung dieser Hauptstadt aus Chinesen besteht, meistentheils Emigranten aus Fu-kian. Alle 3 Jahre zahlt jeder Chinese eine Abgabe von 3 Dollars, wofür ihm ganz freier Handel und Gewerbe gestattet ist. Diese rastlos thätigen Chinesen aber sind die ausgezeichnetsten Bewohner von Bangkok, und man glaubt hier eher in einer chinesischen, als in einer siamesischen Stadt zu sein. Auch im Innern des Landes Siam sind viele chinesische Kolonisten, die allenthalben zu treffen sind, wo etwas zu verdienen ist, und fast scheint Siam zu einem verjüngten China aufzublühen, wie einst Karthago zu einem erneuten Phönizien. Auch der Binnenhandel sowie der Betelbau befindet sich in den Händen der eingewanderten Chinesen, deren Zahl sich auf 1½ Millionen beläuft. Die Emigranten des himmlischen Reiches aber sind ebenso thätig und klug, als die Thai faul und beschränkt sind. Sie sind geschickte Landwirthe und spekulative Kaufleute, sprechen und verstehen die Sprache des Landes so gut wie die Eingeborenen, kauen Betel und liegen vor den Mandarinen und dem König mit der Nase im Staube wie diese — aber sie erwerben sich als Revanche Reichthümer; und Reichthum ist in einem Lande wie Siam zugleich Recht, Würde und Ehre.

Von den Tributstaaten Siams haben wir nur die der **Laos** näher zu betrachten, da die übrigen bisher von der evangelischen Mission ganz unberührt geblieben sind.

Das Volk von Laos oder die Schan (Schyan), wie sie selbst sich nennen, das einen großen Theil der Halbinsel von den nördlichen Grenzen Siams an, längs der Grenzen von Kambodscha und Kotschintschina auf der einen, und des Reiches Barma auf der andern Seite, bis zu den westlichen Grenzen von China und Tonkin einnimmt, theilt sich selbst nach seiner Hautfarbe in weiße und schwarze Laos ein. Sie bewohnen dem größten Theile nach hohe Gebirgsgegenden, bauen den Boden oder treiben die Jagd und leben unter der Herrschaft vieler kleiner, von Siam, Barma, China und Kotschintschina abhängiger Fürsten. Obgleich ihr Land an kostbaren Erzeugnissen aller Art Ueberfluß hat und namentlich reiche Goldminen besitzt, so ist doch das Volk arm und ihre Lebensweise noch elender als die der Siamesen, mit Ausnahme derer, welche unter chinesischer Oberherrschaft sich befinden. Ihre Sprache ist weich und melodisch und dabei reich genug an Wörtern, um ihre Gedanken auszudrücken; auch sind sie im Besitz einer eigenen Literatur, deren beste Bücher jedoch Erzählungen aus dem täglichen Leben in Prosa oder fabelhafte Märchen von Riesen oder Unholden enthalten, und mit welcher sie sich nur wenig beschäftigen. Ihre religiösen Bücher in der Palisprache werden von den Priestern, die fast durchgängig nur durch ihre Unwissenheit sich auszeichnen, wenig verstanden, und obgleich ihr Land als die Wiege des Buddhismus in diesen östlichen Gegenden betrachtet werden kann, da hier die meisten Fußtapfen des hochgefeierten Samo Nakodum, vermuthlich des ersten budhistischen Missionars, sich finden, stehen doch ihre Buddhatempel denen

in Siam weit nach; auch sind die Laos lange nicht so abergläubisch als ihre Nachbarn. Ihre Lebensweise ist unreinlich; dabei sind sie lustiger Gemüthsart, sorglos für den kommenden Tag und große Liebhaber von Musik und Tanz. Die südlichen Distrikte des Landes treiben lebhaften Handel mit Siam, der im Jahre 1827 Anlaß zu einem Kriege gab, durch welchen das königliche Geschlecht der schwarzen Laos gänzlich vertilgt, ihr Land verwüstet, etwa 100 000 Landleute als Gefangene in verschiedenen Theilen Siams umher zerstreut und das eroberte Gebiet unter die unmittelbare Herrschaft des siamesischen Königs gebracht wurde. Obgleich die Laos im allgemeinen auf einer niedrigen Stufe der Bildung stehen, so sind doch diejenigen Volksstämme, welche die meist unzugänglichen Gebirge bewohnen, noch weiter hinter den übrigen zurück, wenn schon das ganze Volk sich für Bildung nicht unempfänglich zeigt.

Die **evangelische Mission** in Siam datirt seit dem Jahre 1828, in welchem Missionar Gützlaff, von dem wir in der nächsten Abtheilung weiteres zu sagen haben, in Gemeinschaft mit dem Missionar Tomlin sich in Bangkok niederließ, wo er drei Jahre verweilte. Der Verkündigung des Evangeliums aber zeigte sich die Bevölkerung abgeneigt, aus Furcht, daß mit der Religion der Engländer auch deren Herrschaft, wie kürzlich in Barma, so auch in Siam eindringen möchte. Eine alte Weißagung, daß der Buddhismus einst durch eine Religion aus dem Westen überwunden werde, steigerte die Abneigung. Als Aerzte und Lehrer aber fanden die Missionare Anklang. Besonders gewannen sie einigermaßen Eingang bei den Chinesen, von denen die vertheilten Schriften gern angenommen wurden. Nachdem Tomlin 1829 abgereist war, arbeitete Gützlaff allein, besonders an Uebersetzungen ins Chinesische und Siamesische. In die letztere Sprache waren schon früher von einem Missionar in Singapûr einige Theile der Schrift übersetzt worden. Obgleich Gützlaff ein paar Chinesen taufen konnte, kann man nicht viel von Erfolgen seiner Wirksamkeit sagen. Bald nachdem er (1831) Bangkok verlassen hatte, traf dort Tomlin zum zweitenmale ein mit einem Missionar der **American Board**, Abeel, der die weiteren Arbeiten der kleinen Chinesengemeinde übernahm. Als dieser bald darauf zurückkehren mußte, rief er den Missionar Jones aus Barma herbei (1833), und damit begann die Mission der **Amerik. Baptisten** in Siam. Die Mitgliederzahl der Gemeinde stieg auf 6, die zwar einen rührenden Brief an die Christen in Amerika schreiben ließen, nach einigen Jahren aber fand der Visitator Malcolm keinen einzigen von diesen Bekehrten vor. Einige waren abgefallen und hatten sich dem Opiumgenuß ergeben, andre waren den Gefahren der Versuchung durch den Tod entnommen. Doch waren damals (1837) 9 andre getaufte Chinesen um den Missionar Jones versammelt, und 1840 brachte er es dahin, den ersten Thaï taufen zu können.

Bereits 1834 aber hatte der American Board auch wieder seine Mission in Bangkok aufgenommen. Robinson und Johnson waren die ersten Arbeiter, denen der Arzt Dr. Bradley folgte. Auch hier wurden vorzugsweise die Chinesen ins Auge gefaßt, und waren gleichfalls

manche Geduldsproben zu bestehen, und der spärlichen Früchte konnte man sich nur mit Bangigkeit freuen.

Im Jahre 1840 war denn noch eine dritte amerikanische Mission auf diesem Felde eingetreten, die der **Amerikan. Presbyterianer**, die im wesentlichen die gleichen Erfahrungen machen mußten. Die Thaï zeigten sich überall durch und durch stumpf und unzugänglich. Priester, welche gegen die Verkündigung der neuen Religion eiferten, konnte der König beruhigen: „Seid ihretwegen ohne Sorgen; es wird niemand zu ihnen übertreten als etliche Chinesen.“ Letztere kamen denn auch dann und wann; aber nur zu oft stellte es sich heraus, daß sie durch falsche weltliche Motive zum Uebertritt bewogen wurden und hernach ihrem Bekenntnisse keine Ehre machten. Die Missionare ließen sich nicht entmuthigen. Ist ja auf manchem andern Felde auch die Mission ein Säen auf Hoffnung. Es wurde tüchtig an Uebersetzungen gearbeitet und jede Mission hatte ihre besondere Presse, auf der sie große Mengen christlicher Schriften herstellte. Bei einer Gelegenheit wurden zwar dieselben eifrigst von den Regierungsbeamten vernichtet, als man bei einer politischen Spannung mit England in den Missionaren politische Agitatoren vermuthete. Der Verdacht aber ging vorüber und es wurde sogar ein ziemlich gutes Verhältniß hergestellt, da Bradley durch seine ärztliche Kunst die Gunst des Königs erlangte, der auch die Presse desselben für seine amtlichen Publikationen benutzte, wodurch der Mission nicht unbedeutende Mittel zuflossen.

Bradley war übrigens 1850, wie damals mehrere Missionare, mit seiner Gesellschaft zerfallen und hatte sich der neu gegründeten **American Missionary Association** angeschlossen. Die Zugehörigkeit der Mission in Bangkok zu dieser Gesellschaft ist jedoch immer mehr nur eine nominelle geworden. Die Erträge der Presse, dann und wann durch ein persönliches Geschenk des Königs an Dr. Bradley vermehrt, deckten die Kosten. Zu einer Ausdehnung der eigentlichen Missionsarbeit scheint nie die Gelegenheit gekommen zu sein, auch ist in den Berichten nicht von einer gesammelten Gemeinde die Rede. Nach Bradley's Tode setzte sein Sohn die Wirksamkeit eine Zeitlang fort, und als dieser wegen Krankheit das Land verlassen mußte (1873), kam diese Mission zum Schluß, ohne sichtbare Erfolge erreicht zu haben.

Etwas weiter kam die Mission der Amerikanischen Presbyterianer, die infolge ihrer Predigten auf den Straßen und in einer Kapelle, sowie ihrer Wirksamkeit in ihrer Schule nach und nach eine kleine Gemeinde zusammenbrachten. Im Jahre 1861 konnten sie sogar eine zweite Station in Petschaburi, einer Küstenstadt am westlichen Gestade des Golfs von Siam, etwa 30 Meilen südlich von Bangkok, anlegen. Die jüngste Station ist Ayuthia, die alte Hauptstadt Siams, die 1872 besetzt wurde. Dazu wurden in der Umgegend von Bangkok selbst ein paar Außenstationen gewonnen. Indessen auch diese Mission hat keineswegs viel ermuthigende Züge. Immer wieder gibt es zu klagen über die Stumpfheit des Volkes. Die Mitglieder der kleinen Gemeinden, deren gesammte Zahl 1875 auf 42 gewachsen

war, sind auch nicht etwa lauter Siamesen; es gehören auch Chinesen dazu, über die Beweggründe des Uebertritts ist meistens nicht viel gesagt. Die Schulen erfreuten sich auch nicht irgend wie des Zudranges. Von den 25—46 Schülern, die vor etlichen Jahren die sämtlichen Schulen besuchten, kam der größte Theil auf die Kostschule, die selbstverständlich durch die den Kindern gewährte Nahrung und Kleidung einige Anziehungskraft ausübte.

Siam mit seiner buddhistischen Selbstgenügsamkeit und der Stumpfheit und Schlaffheit seines Volkes ist nun einmal eines der härtesten aller Missionsfelder. „Der gute Wille, der Fleiß und die Treue der Missionare thut es ja nicht allein. Ohne die Bereitschaft des Bodens muß die Arbeit umsonst sein." Diese scheint in Siam jedoch bei weitem noch nicht vorhanden zu sein. Seit einem halben Jahrhundert wird dort das Evangelium verkündigt, ohne daß es gelungen wäre, dasselbe dem Volksleben irgendwie als einen lebenskräftigen Keim einzupflanzen.

Die Amerikanischen Baptisten endlich haben ihre Arbeiten, nachdem sie deren Erfolglosigkeit unter den Siamesen erkannten, völlig auf die chinesische Bevölkerung beschränkt. So lange China selbst der evangelischen Mission verschlossen war, bildete diese Wirksamkeit eine wichtige Vorbereitung. Später, als die Baptistenmission in dem großen Reiche selbst Wurzel gefaßt hatte, lag es nahe, dort die bisher in Siam arbeitenden Missionare zu verwenden. Eine solche Veränderung schien auch deswegen rathsam, weil die Chinesen in Siam zum großen Theil sich nur zeitweise aufhalten und eines geordneten Familienlebens entbehren. Als jedoch die Mission zu Bangkok, mit der die Nebenstationen Bangplasoi und Lengkiatschu verbunden waren, aufgehoben werden sollte, konnte einer der Missionare, Dr. Dean, sich nicht entschließen, den gewohnten Wirkungskreis zu verlassen. So blieb die Mission erhalten. Wohl 40 Jahre lang waren auch hier keine bedeutenden Früchte zu Tage getreten. Doch wuchs die kleine Gemeinde nach und nach. Es wurden Gehülfen und Prediger ausgebildet, Kirchen gebaut u. s. w. Im Jahre 1873 war die Mitgliederzahl 113. Seitdem aber ist sie auffallend gestiegen. Der letzte Jahresbericht 1878 gibt sie auf 418 an.

Diese Erfolge der Baptisten haben denn die Presbyterianer veranlaßt, ihre Arbeiten auch dem fruchtbareren Theile der Bevölkerung zuzuwenden. Es kann dies ohne Rivalität geschehen, da sich in Bangkok Chinesen verschiedener Provinzen finden, die verschiedene Dialekte sprechen. Die Baptisten haben sich derjenigen angenommen, welche den Tiet-schiu oder Swatau-Dialekt sprechen, wie sie auch in deren Mutterlande ihre Mission treiben. Die Presbyterianer werden sich den aus einer andern Gegend stammenden Kolonisten zuwenden. Mögen auch ihnen reichliche Früchte beschieden sein, die über die verstockten Siamesen zu einem Zeugniß werden.

Schließlich haben wir aber noch einer weiteren Mission zu gedenken, welche die Presbyterianer von Bangkok aus im Jahre 1867 unter den **Laos** begonnen haben und die bald darauf viel zu ver-

sprechen schien. Als nämlich im Jahre zuvor der Vasallenkönig von Kschiengmê (Chiengmai) in Bangkok zum offiziellen Besuche bei dem Könige war, erwachte bei den Missionaren der Gedanke, ob bei dem kräftigeren Volke der Laos die von den Siamesen fort und fort verworfene Predigt nicht eher eine gute Stätte finden möchte, und sie fragten bei jenem Fürsten an, ob sie sich in seiner Hauptstadt niederlassen dürften. Die Antwort war freundlicher als man hoffen durfte. Es wurde sogar die Schenkung eines Bauplatzes und Baumaterials zugesagt. So machte sich denn Rev. Mac Gilvary, ein Schwiegersohn des alten Bradley (1867), auf den Weg, 220 Stunden den Menam aufwärts. Ihm folgte im nächsten Jahre sein Studiengenosse Wilson. Sie fanden[1]) freundliche Aufnahme beim Volke, lernten die dem Siamischen nahe verwandte Laossprache und konnten schon am 3. Januar 1869 ihren Erstling taufen, einen Beamten mit Priesterbildung, Nan Inta.

Es machte diese Bekehrung einen tiefen Eindruck, so daß in wenigen Monaten 6 andre Forscher getauft werden konnten und das Missionshaus von Besuchern und Nachfragern nie leer wurde. Traktate wurden geschrieben, ausgeliehen und, wenn abgeschrieben, zurückgegeben; die geschickteren lernten auch die siamische Schrift, um mit der Bibelwahrheit schneller bekannt zu werden. Hunderte wurden dem Götzendienst und dem Buddhismus entfremdet.

Der König, dessen Launen freilich schon ab und zu für die Mission bedrohlich wurden, war bis dahin doch im ganzen den Missionaren freundlich gewesen. Plötzlich aber am 13. Septbr. 1869 ließ er zwei der Getauften hinrichten. Den Missionaren wurde zwar bedeutet, es geschehe dies, weil sie ihre Steuer am Bauholz nicht entrichtet hätten — den Hinterbliebenen aber wurde offen gesagt, daß der König nicht wolle, daß seine Unterthanen Christen würden.

Nan Tschai, so hieß der eine, war als Sprachlehrer bei den Missionaren angestellt und galt für den gelehrtesten Mann seines Volkes, hatte auch eine geachtete Stellung aufgegeben um dem Herrn zu dienen. In seinem Dorfe wohnte ein Arzt, der vom ersten Tage an, da ihm die evangelische Botschaft gebracht wurde, nie mehr einen Götzen anbetete; seit er im Mai getauft war, hatte er täglich mit all den Seinen Familienandacht gehalten. Sonntag, den 12. September 1869, als diese beiden ihr Dorf verlassen wollten, um zur Predigt zu gehen, wurden sie plötzlich verhaftet und zwar nach Landessitte durch Auflegung eines schweren Joches. Ueberdies wurde ein Strick durch die Löcher in ihren Ohren gezogen, ihre Hände auf den Rücken zusammengebunden und sie selbst in der peinlichsten Stellung an einen Balken befestigt, wo sie die ganze Nacht stehen mußten. Am Morgen fragte man sie nach dem Namen aller Christen und forderte sie auf zu beten. Sie knieten nieder, befahlen ihre Seelen in die Hände Jesu und beteten auch für die übrigen Christen und ihre sonstigen Volksgenossen. Ein Häuptling, der dabei stand, mußte sich umwenden, um seine Thränen zu verbergen. Darauf erklärten sie sich bereit, um Jesu willen zu sterben, und baten nur, man möchte doch die noch nicht getauften Diener der Missionare verschonen, weil diese noch zu schwach seien, um den Märtyrertod zu erleiden. Dann wurden sie vor vielen Zeugen mit Keulen erschlagen.

Dumpfe Schwüle lagerte über der jungen Mission. Selbst die

---

[1]) Basler M.-Magazin 1870, 170 ff. Calwer Missionsblatt 1878, S. 30 ff.

Missionare fühlten sich ihres Lebens nicht sicher. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen erbot sich der tolerante König von Siam einen Beamten nach Kschiengmê zu schicken und dem Fürsten die Beschützung der Missionare anzuempfehlen. Doch bemerkte er: „Mit einem so launischen, eigenmächtigen Häuptling ist wenig zu machen; der gleicht dem Theodoros von Abessinien aufs Haar.“

Die Verfolgungszeit aber sollte bald vorübergehen. Der König hatte nach alter Sitte wieder seinen Staatsbesuch in Bangkok zu machen. Er schied mit dem Befehl, daß niemand die neue Religion lernen solle, und daß die Christen hingerichtet würden, wenn sie es wagten, das Missionshaus zu betreten. Er sollte jedoch nicht lebend in seine Hauptstadt zurückkehren. Auf der Rückreise erkrankte er in seinem Boote auf dem Menam. Er konnte die Bewegung des Ruderns nicht vertragen und ließ das Boot von einem andern Fahrzeug ins Schlepptau nehmen, starb aber als er die Grenzstadt Raheng erreichte. Einige Tage später zog sein Leichnam im goldenen Sarge in die Hauptstadt ein und wurde mit großem Pomp beigesetzt.

Sein Schwiegersohn und Thronfolger war den Missionaren schon immer geneigter gewesen. So durften denn die Christen sich wieder hervorwagen und mit ihren Lehrern verkehren. Die meisten waren auch während der Verfolgungszeit treu geblieben; nur von einem heißt es, daß er leider wieder kalt geworden sei. Der verstorbene Fürst hatte gelacht und gespottet, als er Jesum den „König der Könige“ nennen hörte. Jetzt wurde es manchem unter den Laos klar, daß er mächtiger ist als die Könige der Erde.

Seither ist es denn mit der Mission vorwärts gegangen, wenn auch nicht in dem Maße, als man vielleicht nach den ersten Anfängen erwarten mochte. Im Jahre 1877 wurden aber 10 Erwachsene und 7 Kinder getauft, und die Zahl der Kommunikanten war auf 19 gewachsen. Einer der Bekehrten wurde mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs und seiner Gemahlin getauft, und der siamische Oberpriester in Laos, ein aufgeklärter Mann, welcher seiner Zeit die Pariser Weltausstellung besucht hat, ist nicht nur ein persönlicher Freund der Missionare, sondern hat auch ein offenes Ohr für die Wahrheit. Es scheint, daß der König von Siam diesem Beamten immer größere Vollmachten zu geben gedenkt, und zugleich auf Kosten des einheimischen Fürstenhauses, was für die Mission kein Schade sein würde. Bis jetzt hat sie freilich immer noch äußerlich ein kümmerliches Ansehen. Besonders zeigt dies das kleine Kirchlein, in dem bisher nicht einmal gesungen werden konnte, weil niemand es verstand. Aber die kleine Gemeinde, welche durch das Wort Gottes allein zusammengebracht worden ist, wird beschrieben als lebendig und eifrig, auch vor den Heiden ein gutes Zeugniß abzulegen.

Vielleicht soll nach Gottes unerforschlichem Rathe sein Reich zuerst dort im Norden tiefere Wurzeln schlagen, um sich dann von dort auch lebenskräftig über das bis jetzt noch so erstarrte eigentliche Siam zu verbreiten.

Diese zweite Auflage der rühmlich bekannten

Burkhardt'schen Missions-Bibliothek

ist von ihrem Bearbeiter, Dr. Grundemann (Herausgeber des großen Missions-Atlas bei Justus Perthes), nicht blos bis auf die Gegenwart fortgeführt, sondern auch von Grund aus durchgearbeitet worden, so daß sie nahezu wie ein neues Werk angesehen werden kann. Bei der wachsenden Theilnahme am Missionswerk, das sich je länger desto mehr in die kirchliche und Vereinsthätigkeit eingliedert, wird diese neue Auflage eines bereits beglaubigten und vielverbreiteten Hauptwerks in erweiterte Kreise dringen und das Missionswerk an ihrem Theile fördern helfen.

Bereits erschienen von dieser neuen Auflage ist:

I. Band	1. Abth.:	Die Eskimo in Grönland und Labrador.	1 M. 20 Pf.
»	2. »	Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika.	2 M. 40 Pf.
»	3. »	Die Neger in West-Indien und Süd-Amerika.	2 M.
II. »	1. »	Die befreiten und die freien Neger in West-Afrika.	2 M.
»	2. »	Die Völkerstämme Süd-Afrika's.	3 M.
»	3. »	Das Festland und die Inseln von Ost-Afrika.	1 M. 60 Pf.
III. »	1. »	Vorder-Indien.	3 M. 60 Pf.
»	2. »	Ceylon und Hinter-Indien.	2 M.

Das ganze Werk wird, wie bei der 1. Auflage, aus 4 Bänden bestehen. Der Inhalt des III. und IV. Bandes ist folgender:

Dritter Band: Asien.

1. Abtheil. Vorder-Indien. 3 M. 60 Pf.
2. „ Ceylon und Hinter-Indien. 2 M.
3. „ China und Japan.

Vierter Band: Oceanien.

1. Abtheil. Der Indische Archipel, die Sandwichsinseln und Mikronesien.
2. „ Die braunen Insulaner der Südsee und auf Neuseeland.
3. „ Die schwarzen Insulaner der Südsee und auf Neuholland.

Die letzte Lieferung des III. Bandes wird noch im Jahre 1879, der IV. Band 1880 erscheinen. Uebrigens wird jeder Band und jede Abtheilung auch apart abgegeben.

Bielefeld und Leipzig, November 1879.

Die Verlagshandlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Burkhardt, Gustav Emil,

Dr. G. E. Burkhardt's kleine Missions-Bibliothek

Bd.: Dritter Band

Bielefeld ; Leipzig 1879

H.ref. 59 lt-3,1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11389149-9